KARL FRIEDRICH BECKER'S WELTGESCHICHTE: -3. TH. GESCHICHTE...

Karl Friedrich Becker, Johann Wilhelm Loebell, ...





1838.

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Siebente,
verbesserte und vermehrte Ausgabe.

(Zweiter Abdruck.)

Herausgegeben
von
Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen
von
J. G. Woltmann und **K. A. Menzel.**

Erster Theil.

Mit Königl. Würtembergischem allergnädigstem Privilegium.

Berlin.
Verlag von Duncker und Humblot.
1836.

Auszug

aus Nro. 16. des Königl. Würtembergischen Regierungs-blattes von 1836.

Se. Königl. Majestät haben vermöge höchster Entschließung vom 23. d. M. der Buchhandlung Duncker und Humblot in Berlin ein Privilegium gegen den Nachdruck des in ihrem Verlage erscheinenden Werkes: K. F. Becker's Weltgeschichte, siebente Auflage, neu bearbeitet von J. W. Loebell, mit den Fortsetzungen von J. G. Woltmann und K. A. Menzel, auf die Dauer von sechs Jahren gnädigst zu ertheilen geruhet; was unter Hinweisung auf die Königl. Verordnung vom 25. Febr. 1815, Privilegien gegen den Büchernachdruck betreffend, zur Nachachtung hiemit bekannt gemacht wird.

Stuttgart, den 24. März 1836.

Schlayer.

Aus früheren Vorreden.

Zur fünften Ausgabe.

Karl Friedrich Becker, der Urheber des gegenwärtigen Werkes, welches er bis zum neunten Bande geführt hatte, hinterließ es, als er im Jahre 1806 starb, in doppelter Hinsicht unvollendet. Einmal war noch ein nicht unbedeutender Theil der neuern Geschichte überhaupt rückständig, dann aber auch die Ueberarbeitung der ersten fünf Bände, welche als zweite Auflage derselben erschien, noch nicht vollendet. Der nun gleichfalls verewigte Johann Gottfried Woltmann übernahm die Ergänzung des Fehlenden. Er brachte den fünften Band, von dem Becker für die zweite Ausgabe nur wenige Bogen hinterlassen hatte, zu Ende, so daß ihm dieser fast in seiner ganzen Ausdehnung nicht minder angehört, als der zehnte, der die noch fehlende Geschichte bis zur Französischen Revolution ergänzt, und den er als eine von ihm gegebene Fortsetzung ankündigte. So konnte nun das Werk, mit Ausnahme der Geschichte der neuesten Zeit, als ein zusammenhängendes und fertiges Ganze erscheinen, da Becker die Umarbeitung nur bis auf das Ende des Mittelalters hatte führen wollen. In Rücksicht auf die neuere Geschichte scheint auch Woltmann so gedacht, und diese Theile des Werkes nur einzelner Verbesserungen und Zusätze, keiner gänzlichen Umschaffung, bedürftig geglaubt zu haben; wie denn in der That jeder Urtheilsfähige das Beste, was Becker geleistet, in der Geschichte des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erkennen wird. Hier ist es, wo sein ausgezeichnetes Talent am meisten und schönsten hervortritt. Ueber die ersten, die alte Geschichte enthaltenden Bände urtheilte Woltmann anders, und mit wenigen Ausnahmen arbeitete er sie nach und nach völlig um. Aber auch ihn entriß ein früher Tod, wie einem ausgebreiteten Wirkungskreise und seinen Freunden, so diesem Werke, als er in der Ausarbei-

tung des dritten Bandes bis auf die Alleinherrschaft des Augustus gekommen war. So stimmten denn beide Freunde, welche dieser Weltgeschichte die besten Kräfte ihres Lebens gewidmet haben, auch darin überein, sich bei der Gunst des Publicums, deren sich das Werk schon in der ersten Auflage im hohen Grade erfreute, keinesweges zu beruhigen, wie sie es so leicht gekonnt hätten. Vielmehr strebten Beide nach steter Vervollkommnung ihrer Arbeit.

Ueber das Verhältniß der Arbeiten Woltmann's und Becker's zu einander, über die Eigenthümlichkeit und den Werth einer jeden scheint das Publicum ziemlich einstimmig entschieden zu haben. An Becker fesselte seine lebendige, gewandte Darstellung, seine seltene Gabe zu individualisiren und mit wenigen Strichen ein anschauliches Bild zu entwerfen, seine leichte, von jeder Künstlichkeit entfernte, ungemein fließende Schreibart. Dagegen hat er es mit der Forschung und strengen Richtigkeit der Thatsachen nicht immer genau genug genommen; abgeleiteten, einseitigen Schriftstellern zu viel getraut; die oberflächlichen, schiefen Ansichten über frühere Zeiten, welchen das achtzehnte Jahrhundert huldigte, mit einem, ich möchte sagen gutmüthigen Glauben an ihre Wahrheit fortgepflanzt. Ganz anders Woltmann. In seiner Arbeit findet man wenig von der zweiten Hand Erborgtes, sondern erkennt bald ein gründliches und umfassendes Quellenstudium; man freut sich der geistreichen, eigenthümlichen Auffassung und Verknüpfung der Begebenheiten, des hellen, scharfen Blickes, des freien, gründlichen Urtheils, des warmen Eifers für das Würdige und Hohe in der Geschichte. Dagegen treten Darstellung und Schreibart gegen die Beckersche in den Schatten. Es scheint, als habe das Bestreben, den grandiosen Geschichtsstil der Alten nachzubilden, Woltmann hier auf Abwege geführt; seine Perioden sind häufig verwickelt und ermangeln der Klarheit; man merkt, daß der Ausdruck, dem er mühsam nachringt, öfters hinter dem Gedanken zurückbleibt. Diese Mängel würden ohne Zweifel weit weniger bemerkt werden, wenn sie sich nicht gerade in dem Beckerschen Werke fänden, dem die entgegengesetzten Eigenschaften viel Freunde erworben haben. Besonders steht auch Woltmann's Art, einzelne Charakterzüge, Aussprüche bedeutender Männer u. dgl., mehr in die Mitte einer betrachtenden Periode einzuflechten, als sie ausdrücklich zu erzählen, mit Becker's Manier in einem scharfen Contrast.

Solche Urtheile und Ansichten, die von sehr verschiedenen Seiten her laut geworden waren, brachten die Verleger, die Herren Duncker und Humblot, als Eigenthümer dieses Werkes, auf den Gedanken einer Bearbeitung, welche die großen Vorzüge, die Woltmann dieser Weltgeschichte gegeben, weniger auf Kosten des von ihm Geopferten erkaufe, und zugleich dem von der bisherigen Entstehungsweise herrührenden Mangel an Uebereinstimmung in der geschichtlichen Grundansicht abhelfe. Da ich das Beckersche Werk in beiden Gestalten lieb gewonnen hatte, übernahm ich diese Bearbeitung gern. Die Aufgabe war nach der ungleichen Behandlungsweise der einzelnen Theile eine sehr verschiedene. Die ersten drei, die alte Geschichte enthaltenden Bände waren sowohl in Becker's Arbeit von der zweiten Hand, als in einer von Woltmann herrührenden, mit Ausnahme einiger Abschnitte des ersten Bandes fast durchgängigen Umgestaltung vorhanden. Hier war die Aufgabe die: Woltmann's Sprache und Darstellung der Beckerschen mehr zu nähern und geschmeidiger zu machen, einzelne Darstellungen der ältern Ausgabe, welche Woltmann gegen weniger anziehende vertauscht, auch wol ganz weggelassen hatte, wieder aufzunehmen und in den Zusammenhang der neuern Arbeit, die überall zum Grunde gelegt ward, einzufügen. Man muß eine solche Arbeit selbst versucht haben, um über die ungemeine Schwierigkeit derselben urtheilen zu können. An unzähligen Stellen machte schon die Aenderung des Ausdrucks, wenn ich nicht in Gefahr gerathen wollte, die Thatsache falsch zu färben, die Vergleichung der Urquellen nöthig. Auf dieselbe Weise habe ich die aus der zweiten Ausgabe wieder ins Leben gerufenen Erzählungen, Schilderungen u. s. w. vorher meistens geprüft, wie die häufigen Aenderungen in denselben beweisen. Dieser hier in Becker's Tone wieder erscheinenden Erzählungen werden sich gewiß viele Leser freuen, obschon sie mit der übrigen Darstellungsweise nicht ganz übereinstimmen. Ein Werk, welches sich aus dem Kreise, dem es anfangs bestimmt war, von selbst hervorgehoben hat, ohne ihn doch ganz zu verlassen, ein Werk, welches, wie die Erfahrung gezeigt, zugleich der Jugend, ihren Lehrern und anderen Geschichtsfreunden dient, muß den Anspruch auf durchgängige Gleichheit des Tons und der Behandlung fahren lassen. Es darf nicht verschmähen, der Ununterrichteten wegen Manches beizubringen, was den Erfahrnern

überflüssig erscheint; andererseits aber muß es noch weit mehr besorgt seyn, die Würde und den höhern Zweck der Geschichte nicht aus den Augen zu verlieren, seine Leser zu sich herauf zu ziehn, statt sich zu ihnen herabzulassen, und was zu einer tiefern Auffassung der Begebenheiten und ihres innern Zusammenhanges leiten kann, nicht darum fallen lassen, weil es den vermeinten Grad der Fähigkeiten seines Kreises übersteigt. Dagegen konnten einige Abschnitte, die in den neueren Ausgaben mit einer allzu ausführlichen und ins Einzelne gehenden Darstellung der Begebenheiten bereichert worden waren, mit Fug zusammengezogen werden.

In der biblischen Geschichte habe ich es mir, ohne Zusätze anzubringen, nur zum Gesetz gemacht, Alles hinwegzuräumen, was Denen, welche die heiligen Schriften nicht bloß als Geschichtsdenkmäler, sondern auch als Grund des christlichen Glaubens betrachten, Anstoß erregen, oder jüngere Leser verwirren könnte.

In der Schreibart der Griechischen Eigennamen bin ich zu der uns durch die lange Gewohnheit allein natürlich und ungesucht klingenden Lateinischen Weise zurückgekehrt. Doch haben die Griechischen Wörter ihr k behalten, so wie die Lateinischen das ihnen gebührende c. Indeß können dadurch kleine Schwankungen entstanden seyn, welche ich zu entschuldigen bitte.

Berlin, im Junius 1824.

Dr. Loebell.

Zur sechsten Ausgabe.

Die zunehmende Gunst, welche das Publicum diesem Werke gewährt, und der sich immer mehr erweiternde Kreis seiner Freunde und seiner Wirksamkeit bilden für den Bearbeiter die dringendste Aufforderung, in der Sorge für die Vervollkommnung desselben nicht zu ermüden. Ich habe dieser Aufforderung bei der gegenwärtigen neuen Auflage, welche der kaum vollendeten schneller folgt, als ich es irgend erwarten konnte, nach Kräften zu entsprechen gesucht, und glaube dem Werke mehr Mühe und Fleiß gewidmet zu haben, als man in der Regel auf Arbeiten zu wenden pflegt, deren Anlage und ursprüngliche Gestalt dem Heraus-

geber fremd sind, und seinem Namen, wenn er auch noch so viel dafür gethan, kaum eine flüchtige Aufmerksamkeit verschaffen, zumal bei Schriften für das größere Publicum, wo die Beweise von Quellenstudium und eigenthümlicher Forschung eher versteckt werden müssen, als dargelegt werden können. In den drei die alte Geschichte umfassenden Bänden, welche gegenwärtig erscheinen, werden sich wenige Abschnitte finden, welche nicht wiederum verbessert oder zweckmäßig erweitert worden wären. Viele sind ganz neu gearbeitet, unter welchen ich nur die Einleitung, die Indien und Aegypten betreffenden, und die ganze Römische Kaisergeschichte nennen will, an welcher letztern ich in der vorigen Ausgabe gar keinen Antheil hatte. Daß ich in der Geschichte des Alterthums die streng synchronistische Anordnung verlassen und eine die ethnographische mit der synchronistischen Methode verbindende Eintheilung zu Grunde gelegt habe, wird nach dem Vorgange von Heeren, Luden, Schlosser, Wachler, Wachsmuth, keiner Vertheidigung bedürfen.

Berlin, im April 1828.

L.

Vorrede zur siebenten Ausgabe.

Das Bedürfniß einer abermaligen Ausgabe dieses Werks hat mir die angenehme Ueberzeugung gewährt, daß der Werth der darin befolgten Methode fortwährend von Vielen anerkannt wird. Es ist diese Methode in der That ein so glücklicher Griff Becker's, daß sie sich auch nach den unermeßlichen Fortschritten der historischen Wissenschaft im letzten Menschenalter bewähren muß, wenn auch das Stoffartige, wie es der erste Urheber gegeben, immer mehr der Umbildung bedarf.

In der Vorrede zur zweiten Auflage zeichnet Becker den Plan, nach welchem er gearbeitet. Unter den verschiedenen möglichen Arten die Weltgeschichte zu behandeln, habe er sich die erwählt, welche auf materielle Vollständigkeit keinen Anspruch macht, aber das Einzelne, was sie hervorhebt, möglichst ausmalt, und die Heroen der Menschheit, mit den besonderen Umständen ihres Lebens geschildert, in den Vordergrund stellt. Der Verfasser einer solchen Weltgeschichte, fügt er hinzu, macht es uns möglich, mit allen seinen Personen mitzufühlen und mitzuhandeln, und so erregt er kein geringeres Interesse in uns, als der Dichter.

Will man sich von dem wahren und innern Bedürfniß einer solchen Methode überzeugen, so gebe man einem Wißbegierigen ein im compendiarischen Ton geschriebenes universalhistorisches Werk in die Hand. Er wird sich daraus den allgemeinen Zusammenhang, die Umrisse der Begebenheiten zu eigen machen, aber sich hiemit noch keineswegs befriedigt fühlen, vielmehr, wo es das Große und Hervorragende gilt, von dem summarischen Bericht vordringen wollen zum Fleisch und Blut der Geschichte, mit an-

deren Worten, vom Paragraphenton zur Erzählung. Zur Befriedigung dieses Verlangens wird man ihn entweder an sehr ausführliche gelehrte Werke oder an Specialgeschichten verweisen; in beiden wird er sich die Gemälde, deren er bedarf, unter einem unermeßlichen Vorrath von Begebenheiten erst selbst suchen und ausscheiden müssen, eine Arbeit, die eben so viele Muße als Reife des Urtheils fordert. Becker hat sie ihm unmittelbar darbieten wollen, diese historische Bildergallerie, und eine große, in allen Theilen von Deutschland verbreitete Zahl von Lesern gefunden, die sich seiner Gabe als einer eben so fruchtbringenden wie anmuthigen erfreuten.

An diesem Gesichtspunkt habe ich mich in den beiden letzten Ausgaben, die ich bearbeitet, gehalten, und an ihm halte ich fortwährend fest. Er ist es, welcher dem Werke, neben so manchen andern der im edlern Sinne populären Art, welche neben demselben emporgesproßt sind, und fortwährend emporschießen, seine Stelle sichert, denn er ist ein ihm eigenthümlicher.

Darum habe ich es für meine Aufgabe gehalten, nicht Becker's Erzählungen und Schilderungen zu tilgen, sondern sie zu berichtigen, zu ergänzen, wo es nöthig war, umzuschmelzen, immer aber dem Wesen nach zu bewahren. Darum sind auch diesmal im ersten Bande die Scenen aus dem Alten Testament und dem Homer an ihrer Stelle geblieben, obschon der in ihnen angeschlagene Ton in den folgenden Bänden immer weniger durchklingt. Es entspricht dieser Ton zunächst dem jugendlichen Alter. Muß aber nicht Jeder, der Geschichte lernen will, zu den ältesten Zeiten mit der Unbefangenheit des jugendlichen Sinnes treten? Und ist nicht die Menschheit selbst von der Naivetät der Weltbetrachtung, welche sich in diesen Geschichten abspiegelt, zu einer immer ernstern Auffassungsweise und Behandlung der Dinge fortgeschritten?

Die zweite große Masse des Inhalts dieses Geschichtswerks bieten die Umrisse dar, welche sich um die ausgemalten Bilder gruppiren. Sie verknüpfen diese Gestalten mit einander, und geben die Uebersicht über das Ganze der Weltbegebenheiten. War Becker in der Behandlung dieser Umrisse weit schwächer als in jenen Bildern; so bedurfte es hier in einem ungleich ausgedehntern Sinne der nachhelfenden und bessernden Hand. Hier mußte Alles weit schärfer und bestimmter gehalten, große Linien, die er

ganz weggelassen hatte, mußten hineingezeichnet werden. Und wenn hier das, was er selbst gethan, allmählig ganz ausgemerzt worden ist, wird es Niemand vermissen.

In beider Hinsicht habe ich auch diesmal dem Werke die treue Pflege, die es verdient, nach meinen Kräften angedeihen lassen. Bei dem raschen Umschwunge, mit welchem die Wissenschaft der Geschichte fortschreitet, ist Benutzung neuer und neuester Untersuchungen, so weit sie den hier gezogenen Kreis berühren, unerlaßliche Pflicht, und es würde wenig Achtung gegen das Publicum beweissen, wenn man ihm von einem solchen Werke eine unveränderte, oder nur unwesentlich veränderte Auflage darbieten wollte.

Bonn, im Februar 1836.

Dr. Loebell,
ordentl. Professor der Geschichte an der
Rhein. Fr. Wilh. Universität.

Inhalt des ersten Bandes.

Alte Geschichte. Erstes Buch.
Asiatische und Africanische Völker bis auf den großen Krieg der Perser gegen die Griechen, 500 v. Chr.

Alte Geschichte. Zweites Buch.
Die Griechen bis auf Alexander den Großen.

Einleitung.

1. Werth und Inhalt der Weltgeschichte.

Schon ein flüchtiger Blick auf den Zustand der menschlichen Dinge reicht hin, zu begreifen, daß die Kenntniß derselben eine sehr oberflächliche und unbefriedigende bleiben muß, so lange sie sich auf die gegenwärtige Erscheinung beschränkt. Wer die Gegenwart gründlich verstehen und beurtheilen will, muß nothwendig in die Vergangenheit zurückgehen, um zu erforschen, auf welche Weise die Dinge die Gestalt erlangt haben, in der sie uns jetzt erscheinen, aus welchen Keimen sie hervorgegangen, wie sie gewachsen sind, welchen Gang ihre Entwicklung genommen hat. Denn die Vergangenheit ist der Boden, aus dem die Gegenwart entsprossen ist, dessen Beschaffenheit in aller Zeit, die ihr vorangegangen, die Bedingung ihres Daseyns enthält, und die Ursache, warum sie so geworden, und nicht anders. Und eben diese Entwicklung der menschlichen Verhältnisse in der Zeit, dieses ihr Gewordenseyn, ist ihre Geschichte. Daher denn auch ihre große Wichtigkeit, ihr Interesse und ihr Nutzen von selbst einleuchten. Es würde z. B. das Urtheil über die Verfassung eines Staats, über die daselbst geltenden Gesetze sehr einseitig und mangelhaft ausfallen, wenn man nicht die früheren Zustände in Betracht ziehen wollte, von welchen die Eigenthümlichkeit des Volkes, die einflußreichste Bildnerin aller Sitten und Einrichtungen abhängt. So ist die Geschichte zum richtigen Erkennen der Dinge unerlaßlich, aber auch dem Handeln

ist sie Führerin und Leitstern. Man hat die Vergangenheit häufig einen Spiegel der Gegenwart genannt, und sie ist es in der That, weil der Forschende zwischen vielen Begebenheiten und Völkerschicksalen früherer Jahrhunderte und seiner Zeit eine Uebereinstimmung in den ursachlichen Verhältnissen wie im Laufe der Entwicklung entdeckt, aus welcher von selbst die eindringlichsten Belehrungen über die Wege fließen, welche hier zum Heil, dort zum Verderben führen. Daher finden Diejenigen, welche zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten berufen sind, in der Geschichte die trefflichste Richtschnur für ihren großen Beruf.

Die Begebenheiten, welche sich vor unserer Zeit auf dem Erdball zugetragen haben, sind uns keinesweges vollständig bekannt; gesetzt aber auch, wir besäßen die umständlichsten, sich über alle Zeiten und Völker erstreckenden Jahrbücher, immer würde nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derselben den Stoff der allgemeinen Geschichte oder Weltgeschichte bilden. Der Maßstab, nach welchem die Ereignisse von der Weltgeschichte aufgenommen, und verzeichnet oder übergangen werden, wird freilich nach dem nähern Zweck, den die Darstellung derselben in dieser oder jener Form verfolgt, sehr verschieden ausfallen; im Allgemeinen aber kann sie nur von denjenigen Begebenheiten Kunde nehmen, die sich auf die Cultur und geistige Thätigkeit der Menschen beziehen, so daß sie diese entweder unmittelbar betreffen, oder einen mittelbaren Einfluß auf sie ausüben. Da nun aber weder alle Völker der Erde an der Cultur Theil nehmen oder genommen haben, noch alle in demselben Maße, so kann auch in einer allgemeinen Geschichte, die eine Geschichte des menschlichen Geschlechts in Beziehung auf sein geistiges Daseyn seyn soll, weder von allen Völkern die Rede seyn, noch von allen mit derselben Ausführlichkeit. Man nennt daher auch diejenigen Völker, welche die geistige Cultur der Gattung ausgebildet und in sich getragen haben, im engern Sinne des Wortes geschichtliche Völker, und bezeichnet dadurch einen Kreis, in den die Weltgeschichte manche Nationen, je nachdem sie sich in der Cultur gehoben haben, oder gesunken sind, eintreten und wieder daraus scheiden gesehen hat. In den verschiedenen Zeiträumen der Geschichte gibt es immer einige Völker, welche den Kern der geistigen Bildung ausmachen; andere stehen von diesem Mittelpunkte mehr oder weniger entfernt; oder die Richtung ihrer Cultur ist eine durchaus eigenthümliche, nur für sie, und auch für sie nur in einer bestimmten Zeit, bedeutend. Deswegen bleibt der Begriff eines geschichtlichen Volkes freilich immer

ein relativer, der eine strenge Sonderung nicht begründen kann. Manche Völker, die auf einem sehr niedrigen Standpunkte der Cultur stehen, erwähnt die Weltgeschichte nur, weil sie mit cultivirten in Berührung gekommen sind, und auf deren Schicksal Einfluß geübt haben.

Der universalhistorische Charakter eines Volkes besteht demnach in seinem Antheil an der allgemeinen geistigen Cultur der Menschheit. Aber diese geistige Cultur ist nicht nur in solchen Erscheinungen enthalten, welche in einer und derselben Form Gemeingut geworden sind, sondern auch in dem besondern Leben der einzelnen Völker. So wie jeder einzelne Mensch in seinem geistigen Daseyn ein Mal der Gattung angehört, dann aber auch als bestimmtes Individuum erscheint, so hat auch jede geistige Cultur außer ihrer dem allgemein Menschlichen zugewandten Richtung eine besondere, auf diese Weise nur ihr gehörige; ja sie vermöchte außer dieser ihr eigenthümlichen Seite gar nicht zur Erscheinung zu gelangen. Wenn daher die Cultur eine lebendige ist, so muß sie eine aus dem Volke, welches sie besitzt, hervorgewachsene, keine von außen angelernte und angenommene seyn, folglich bei den einzelnen Völkern sich auf verschiedenartige Weise gestalten. Die völlige Einerleiheit der Bildung kann nur von Außen her stammen, und ist eben darum Tod und Erstarrung. Die Weltgeschichte kann sonach die Cultur der Menschheit nicht entfalten, ohne bei der besondern Entwicklung der Hauptvölker zu verweilen, und nur indem sie bemüht ist, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in dem geistigen Daseyn der Völker darzustellen, kann sie ihren Zweck, ein allgemeines Bild der höheren Cultur zu entwerfen, erreichen. Darum aber fällt die Weltgeschichte, dem Begriffe nach, keinesweges mit einer Nebeneinanderstellung einzelner Volksgeschichten zusammen, und es wäre irrig, sie als ein bloßes Aggregat derselben zu betrachten.

Wenn es nun die höhere Bildung des menschlichen Geschlechts ist, welche den Mittelpunkt der Weltgeschichte ausmacht, so müssen Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst, als Hauptrichtungen dieser Cultur, von ihr umfaßt werden. Da indeß das Studium der Religions- und Kirchengeschichte, so wie die Geschichte der einzelnen Wissenschaften und Künste mit dem tiefern Eingehen in die Gegenstände selbst innigst verbunden ist, so begnügt sich die Weltgeschichte in der Regel hier mit allgemeinen Uebersichten und Andeutungen, und macht das Staatsleben nach seinen inneren und äußeren Verhältnissen zu ihrem Hauptgegenstande. Doch ist es keinesweges dieser äußere Grund allein, der

sie berechtigt, vorzugsweise den Staat ins Auge zu fassen und das politische Leben der Völker nach seinen Veränderungen zu beschreiben. Denn außer dem Staate kann es gar keine Entwicklung der Cultur geben; das Zusammenleben der Menschen in dem Staatsverbande ist eine nothwendige Bedingung derselben; nur durch eine stets rege lebendige Mittheilung, durch das Ineinandergreifen mannichfaltiger Kräfte, und sehr verschiedener, den Kreis der Geistesthätigkeiten wo möglich erschöpfender Richtungen ist ein wahres Fortschreiten der Bildung möglich. Der Staat wird daher auch die religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Cultur wenigstens in ihren äußeren Erscheinungen in sich schließen, und der Gesichtspunkt desselben immer der allgemeinste und fruchtbarste für die Weltgeschichte seyn.

---

2. Quellen der Geschichte.

Vor der Erfindung der Schreibekunst, oder vielmehr vor dem allgemeinen Gebrauche derselben zu ganzen Schriften, war das Andenken der Begebenheiten der Aufbewahrung im Gedächtniß anvertraut. Aber obschon in dem jugendlichen Alter der Menschheit diese Geisteskraft viel stärker und treuer war, liegt es doch in der Natur der Sache, daß die Kunde von den Thaten und Schicksalen der Vorfahren sich auf diese Weise von Geschlecht zu Geschlecht immer mehr zusammenziehen, untreuer werden, zuletzt, bis auf wenige hervorragende ganz im Allgemeinen im Gedächtniß behaltene Wendepunkte, bis zur Unkenntlichkeit verwischt seyn mußte. Die in Schrift aufbewahrte Rede dagegen bleibt auch für die spätesten Geschlechter, wenn sie die Sprache derselben verstehen, und das Volk, unter dem sie entstanden, kennen, ein dauerndes Besitzthum. Daher ist der Anfang solcher schriftlichen Aufbewahrungen, welche die Zeit des Niederschreibenden, oder die zunächst vorangegangene zum Gegenstande haben, der Anfang der gewissen Geschichte. Alles, was die Begebenheiten der dieser Epoche vorangegangenen und daher dunklen Zeit betrifft, ist als Sage auf uns gekommen, und tritt uns entweder unter der Form einer von späteren Schriftstellern aufgezeichneten geschichtlichen Ueberlieferung entgegen,

oder — und dieses ist der reichste Quell für die Kunde jener alten Zeiten — als Mythus und Poesie.

Es ist nämlich nicht nur die Aufbewahrung im bloßen Gedächtniß, welche die Historie früherer Jahrhunderte nach Inhalt und Form von der späteren unterscheidet, sondern besonders auch der eigenthümliche Charakter der Zeit. Zur Reflexion, zur Entwicklung abstracter Verstandesbegriffe war das jugendliche Geschlecht noch nicht erwacht; es bedurfte überall sinnlicher und bildlicher Anschauungen zur Auffassung geistiger Gegenstände. Die Lehrart, deren sich die ältesten Weisen und Priester bedienten, war daher entweder symbolisch, d. i. durch Sinnbilder, durch äußere, sichtbare Zeichen, welche eine damit auf bedeutsame Weise verbundene Vorstellung zu erwecken bestimmt sind, oder mythisch, d. i. durch Erzählungen, an die sich irgend eine Belehrung, sey sie historischer, theologischer, moralischer, physischer Art, knüpft. Man darf den Mythus mit der Fabel, wenn man unter dieser bloße Dichtung versteht, nicht verwechseln. Die Willkür hat den Mythus nicht erfunden; ursprünglich enthält er stets irgend ein wahres Element, und dadurch unterscheidet er sich von der Fabel; aber mehr oder weniger tritt auch die Erdichtung hinzu, sey es nun, daß die Erzählung bloße Hülle ist, wie wenn die Naturkräfte in persönliche Götter umgedeutet, und diesen dann Handlungen beigelegt werden, welche sich auf die Eigenschaften und Wirkungen jener Naturkraft beziehen, z. B. dem Meeresgotte die Erregung der Stürme, oder daß wirkliche Thatsachen, deren Erinnerung erhalten werden soll, dem kindlichen Sinne durch Vereinfachung und Zusammenziehung näher gebracht werden, wie wenn die Thaten eines ganzen Stammes auf die Persönlichkeit eines einzelnen Helden übertragen werden. Hier fließen nun die Verdunklung der Sage im Laufe der Zeiten, und die mythische Vorstellungsweise zusammen; die den Helden angedichtete Abstammung von den Göttern, und die Vorstellungen von dem unmittelbaren Einwirken der Götter in die Handlungen der Menschen, bringen Göttergeschichten und Heldensagen in die genaueste Berührung; dazu tritt die jedem Menschen eingepflanzte, in einer früheren Zeit unseres Geschlechts doppelt thätige Neigung zum Wunderbaren: und alles dieses erzeugt die mit Mythologie und mährchenhaften Wundergeschichten innigst verwebten Sagen von einer der hellen und gewissen Geschichte vorangegangenen Zeit. Es sind diese Sagen späteren Geschlechtern aufbewahrt im Gewande der Poesie, weil der Charakter der Zeit poe-

tisch, und das Organ für ihre Mittheilung Poesie war, die in jenen Gebilden der Phantasie den freiesten und schönsten Spielraum fand.

In diesen Mythen und Dichtungen liegen die wichtigsten Aufschlüsse über die Vorzeit der Völker und ihre früheste Entwicklung verborgen, aber die Deutung derselben ist ein sehr schwieriges, die höchste Umsicht und Behutsamkeit erforderndes Geschäft, wenn der Scharfsinn, der sich auf diesem Felde besonders gefällt, nicht zu einem bloßen Spiele der Willkür führen soll. Denn je nachdem man diesen oder jenen Grundsatz über die Zurückführung der Mythen auf ihren ursprünglichen Sinn gelten läßt, müssen auch die Ergebnisse der Mythendeutung oder ihrer Uebersetzung in wahre Geschichte ganz anders fallen; daher ein System der Lösung dieser Aufgaben das andere verdrängt, und alle hier zu findenden Resultate nur bis zu einem gewissen Grade als wahrscheinlich geltend gemacht werden können. Zuweilen ist das Daseyn historischer Personen aus den früheren Jahrhunderten des Alterthums mit Unrecht bloß darum geläugnet worden, weil sie wohl auch gänzlich mythisch seyn könnten, d. i. erfunden um irgend eine Begebenheit an ein persönliches Daseyn zu knüpfen. Andrerseits scheint Vieles auf den ersten Blick wahre Geschichte, und ist es doch nicht; namentlich muß bei der epischen Poesie die größte Vorsicht angewandt werden, und der Inhalt derselben, wenn er vom Wunderbaren entkleidet ist, ist darum noch nicht für eine Thatsache zu halten. Das Allgemeinste einer großen Begebenheit, z. B. daß die Griechen einmal nach Asien zogen und dort Troja zerstörten, hat sich im Gedächtniß erhalten, die näheren Umstände sind vergessen oder entstellt, und werden daher vom epischen Dichter nach seinem Bedürfniß hinzu erfunden, die natürlichen wie die wunderbaren. Historische Wahrheit, in dem Sinne, wie wir sie nehmen, die genaue Uebereinstimmung der Erzählung in allen ihren Umständen mit der Thatsache, wird in jener Zeit, wo das epische Gedicht noch die Stelle der Historie vertritt, nicht gefordert; die Wahrheit, die sie verlangt, ist die innere poetische, d. h. die Uebereinstimmung des Sinnes, der Gemüthsart, der Leidenschaften, welche den handelnden Personen beigelegt werden, mit der Beschaffenheit des menschlichen Herzens.

Unter den Geschichtschreibern der eigentlich historischen Zeiten müssen die gleichzeitigen von den späteren unterschieden werden, da die Glaubwürdigkeit in der Regel in dem Verhältnisse abnimmt, in dem der Schriftsteller von der Zeit, die er beschreibt, entfernter lebte.

Streng genommen können auch nur jene Geschichtschreiber Quellen genannt werden; man dehnt diesen Namen aber auch über alle diejenigen Werke aus, die für uns darum das Ursprüngliche enthalten, weil sie aus Quellen geschöpft sind, die später verloren gegangen. Die Quellen verdienen beim Studium der Geschichte allemal den Vorzug vor den abgeleiteten Büchern, da in diesen die Darstellung schon wieder den Weg durch einen andern Geist genommen und, den Eigenschaften der menschlichen Natur gemäß, dadurch eine gewisse Färbung erhalten hat. Freilich ist dieses Studium ein unermeßliches, alle Kräfte in Anspruch nehmendes. Die nothwendige Prüfung der historischen Nachrichten in den ursprünglichen Berichten ist das Geschäft der historischen Kritik, deren sorgfältige und geistreiche Anwendung einem erst nach langer Zeit aus den Quellen geschriebenen Werke auch in Rücksicht der Glaubwürdigkeit den Vorzug vor solchen geben kann, deren Verfasser den Begebenheiten viel näher lebte, oder wohl selbst Augenzeuge war.

Zur Kenntniß der Begebenheiten und des Zustandes vergangener Zeiten dienen übrigens nicht nur die eigentlichen Historiker und die ihnen zunächst stehenden Erd- und Reisebeschreiber, sondern auch andere Schriftsteller, besonders Redner und Dichter, deren Sittenschilderungen, wenn sie auch, wie die der letzteren, an ersonnene Begebenheiten geknüpft sind, doch oft ein sehr wahres und anschauliches Bild der Zeit gewähren; ferner Inschriften, Denkmäler der Baukunst, Werke der Malerei und Bildhauerkunst, Münzen, Medaillen, Wappen u. s. w.; theils um eine frühere Zeit in den Werken, die sie hervorgebracht, zu erkennen, theils zur Ergänzung der Kunde von den Begebenheiten, und zur Erläuterung derselben.

---

3. Ueberlieferungen und Vermuthungen von der Urzeit.

Je weiter hinauf in die Jahrhunderte vor dem Anfang der gewissen Geschichte die Begebenheiten fallen, je dunkler und ungewisser ist, wie wir gesehen haben, die Kunde von denselben. aber die dem menschlichen Geiste tief eingepflanzte Begierde, die Wurzel und den Anfang der Dinge zu erforschen, treibt ihn mit seinen Gedanken in die Urzeit,

um, wenn es möglich wäre, die ersten Keime der Cultur, die Entstehung des Menschengeschlechtes, und unsers Wohnplatzes, der Erde, zu ergründen. Viele Völker gehen daher mit ihren Sagen bis zu diesem Punkte zurück, und beginnen ihre Vorgeschichte mit einer mythischen Darstellung der Entstehung der Welt und des Menschengeschlechts. Auch die heiligen Urkunden der Juden, welche mit unserm christlichen Glauben in so naher Beziehung stehen, fangen im ersten Buche Mosis mit der Schöpfungsgeschichte an, welcher sich Nachrichten von den Schicksalen der ersten Geschlechter der Menschen auf Erden sofort anreihen.

Am Anfang, so beginnt die heilige Schrift, schuf Gott Himmel und Erde. Allmählig, in abgesonderten Zeiten, wurden die einzelnen Theile des Weltalls, die Erzeugnisse und Bewohner der Erde erschaffen, nach dem Ausdrucke der Urkunde, in sechs Tagen. Am ersten Tage schuf Gott das Licht; am zweiten schied er Himmel und Erde; am dritten schied er Erde und Wasser (da das Wasser ursprünglich die Erde bedeckt hatte) und ließ die Pflanzen entstehen; am vierten schuf er die Himmelslichter, die Gestirne; am fünften die Thierwelt; am sechsten den Menschen nach seinem Bilde. Die ersten Menschen, Adam und Eva genannt, lebten anfangs im Paradiese oder Garten Eden, unschuldsvoll und ohne Arbeit. Da sie aber wider Gottes Gebot von einer Frucht vom Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen aßen, wurden sie hinausgetrieben aus dem Paradiese; es begann die Zeit der Arbeit und der Schmerzen. Von Adam's Söhnen ging gleich eine zwiefache Lebensart der Menschen aus. Abel wurde ein Hirt (Nomade), Kain ein Ackersmann. Der Letztere beging die erste Blutthat; er erschlug seinen Bruder Abel, weil Gott dessen Opfer gnädiger aufgenommen, als das seine. Dafür verdammte ihn Gott, unstät und flüchtig zu seyn auf Erden. Er verließ daher den väterlichen Wohnsitz, nahm ein Weib, und zeugte mit ihr viele Söhne und Töchter. Dasselbe that Seth, ein jüngerer Sohn Adam's. Nun vermehrten sich die Menschen immer mehr, ergaben sich aber auch einem so ruchlosen Leben, daß Gott beschloß, sie von der Erde zu vertilgen. Ein einziger Mann, Namens Noah, ein Nachkomme des Seth, ward der Erhaltung werth befunden. Er baute auf Gottes Geheiß ein großes Schiff, Arche genannt, stieg mit seiner Familie und einem Paare von jeder Thiergattung hinein, und während Gott nun eine große Wasserfluth, welche alles Lebendige verschlang, über

die Erde strömen ließ, wurden alle in Noah's Arche Aufgenommene gerettet. Die drei Söhne Noah's, Sem, Ham und Japhet, wurden nun die Stammväter des neuen Menschengeschlechts, welches sich nach und nach über die ganze bewohnte Erde verbreitete.

Diese Mosaische Schöpfungsgeschichte gibt freilich keine andere Erklärung des uns unbegreiflichen Anfangs der Dinge in der Zeit und im Raume, als den Willen Gottes; aber in dem, was sie mittheilt, ist sie unendlich vernunftmäßiger, einfacher und faßlicher, und in dieser Einfachheit großartiger und erhabener, als die mit abenteuerlichen Phantasien erfüllten Schöpfungsmythen aller anderen Asiatischen Völker. Die Wissenschaft späterer Zeiten hat in der gegenwärtigen Gestalt der Erde nach der Geschichte ihrer Entstehung geforscht; die Ergebnisse dieser Forschungen lassen uns manchen Blick in die Urwelt thun; aber was hier nicht Hypothese, sondern unbestreitbare Thatsache oder bis zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhöhte Vermuthung ist, vermag das große Räthsel auch nicht vollständiger zu lösen. Es lehrt die Geologie, daß die Erde ihre gegenwärtige Gestalt nicht plötzlich, sondern allmählig erhalten hat, und weiset dies in den verschiedenen Formen der Gebirge, der ältesten oder Urgebirge, der Uebergangs-, Flötz- und aufgeschwemmten Gebirge nach, die in der angegebenen Ordnung auf einander ruhen, so daß die letzten die jüngsten Schichten bilden. Die in den jüngeren Gebirgen vorkommenden unzähligen Versteinerungen von Seethieren, deren Beschaffenheit von der ruhigsten Ablagerung derselben zeugt, läßt schließen, daß das Meer die Ebenen der Erde nicht bloß bedeckt, sondern auch lange und ruhig darauf gestanden habe. Unter den Lagern mit Meeresproducten finden sich andere mit Versteinerungen aus dem Pflanzen- und Thierreich; das Wasser muß also dieselben Gegenden mehr als einmal bedeckt haben. In den Urgebirgen finden sich keine Versteinerungen; daraus läßt sich sehr wahrscheinlich schließen, daß dieser Theil der Erdbildung vollendet war, ehe organisches Leben entstand. Man sieht leicht, daß diese Resultate der Mosaischen Schöpfungsgeschichte nirgends widersprechen.

Eine dem menschlichen Geiste noch näher liegende Frage, als die über die Entstehung der Erde und der ersten Menschen durch die Hand Gottes, ist eine andere über den Ursprung und die Fortbildung der Cultur. Hierüber stehen sich zwei Ansichten völlig entgegen.

Die erste Ansicht läßt den Menschen von einem Zustande thierähnlicher Rohheit in langer Zeit allmählig und mit großer Mühe zu

den Grundlagen der Bildung emporklimmen. Dieser Behauptung zufolge glichen die ersten Menschen den verwahrlosesten Wilden ferner Erdstriche, deren die Reisebeschreiber Erwähnung thun, oder standen, wo möglich, noch einige Stufen niedriger. Den Thieren des Waldes ähnlich liefen sie nackt umher, bis sie diese bezwingen und zähmen lernten, und nun zu Jägerstämmen wurden, oder zu Nomaden, d. h. zu Hirtenvölkern ohne bleibende Wohnsitze, die immer weiter ziehen, wenn ihre Heerden in einer Gegend das Gras abgeweidet haben. Nach langer Zeit wird der Werth und die Behandlungsart des Getreides entdeckt, und nun erst gelangt der Mensch zu festen Wohnsitzen, und zu allen den Erfindungen, die vom Ackerbau, diesem Erzeuger aller Cultur, abhängig sind. Die geistigen Vorzüge der Menschen vor den Thieren entwickelten sich dieser Ansicht zufolge gleichfalls aus der völligsten Rohheit. So die Sprache aus thierischen Lauten und dem Nachlallen der Naturtöne. Die Religion entsteht aus grober Furcht vor der Gewalt und Tücke der höheren Mächte, die man in auffallenden Naturerscheinungen (Blitz und Donner, Sturm, Wasserfluthen) wirksam glaubt. Menschen von vorzüglich fruchtbarer Einbildungskraft, die ihre Einfälle für unmittelbare Eingebungen der Götter halten, und sie als solche dem Volke verkünden, oder auch, um ihren Einfluß und ihre Herrschaft zu sichern, mit Absicht betrügen, bilden nach und nach die Systeme der Vielgötterei, die erst nach vielen Jahrhunderten dem Glauben an Einen Gott Platz machen.

Die zweite Ansicht schließt sich an die Erzählung der heiligen Schrift vom Paradiese an, aus dem der Mensch erst durch die Sünde vertrieben worden, und an die Sagen und Mythen alter Völker von einer goldenen Zeit, wo die Menschen der Gottheit näher gestanden, nach deren Verschwinden zunehmende Ausartung folgte. Dieser Ansicht nach war der Zustand der Cultur der erste unseres Geschlechts, und dieselbe wohlthätige Hand der Gottheit, die den Menschen bildete, gab ihm auch unmittelbar die nothwendigen Keime aller Humanität und Cultur, Sprache, Religion und die Anfänge der Wissenschaften und Künste, so wie der Verbindung zu einem Staate. Alle Barbarei stammt aus dem Untergange dieser Cultur; die thierische Rohheit, wo sie angetroffen wird, ist durch Herabsinken aus derselben zu erklären. So ist der Polytheismus nicht die ursprüngliche Vorstellungsweise von den höheren Gewalten, sondern Entartung aus dem früher vorhanden gewesenen Monotheismus.

Die Entscheidung zwischen diesen beiden Ansichten gehört nicht in den Bereich der eigentlichen Geschichte, welche sie, als die vorgeschichtliche Zeit betreffend, der Philosophie zuweiset. Folgendes müssen wir jedoch hierüber noch bemerken. Man hat die unmittelbare Anknüpfung der edelsten Fähigkeiten und Richtungen des Menschen an die Gottheit unbegreiflich gefunden; aber eben so unbegreiflich mindestens ist das Emporsprossen der Bildung aus der Rohheit, welches ja eine Entstehung des Edelsten und Geistigsten aus dem Niedrigen und Geringen, folglich aus seinem Gegentheil wäre; und zuletzt muß doch, um die Fähigkeit des Emporarbeitens zu erklären, auf die Gottheit, als auf die Grundursache alles Daseyns zurückgegangen werden, deren Einwirkung also durch jene Annahme nur weiter in den Hintergrund zurückgeschoben wird. Zweitens bleibt, wie man auch über die zweite Ansicht denken mag, die erstere, oben geschilderte, auch nur eine Hypothese, die der vollgültigen Beweise durchaus entbehrt. Die Europäischen Reisenden haben in den anderen Erdtheilen seit Jahrhunderten Völker beobachtet und beschrieben, welche auf einer den Thieren sehr ähnlichen Stufe des Daseyns stehen; in diesen hat man ein Bild des uranfänglichen Zustandes der Menschheit zu sehen geglaubt. Nun sind die gebildeten Völker in der Cultur allerdings allmählig fortgeschritten; aber daraus folgt ja keinesweges, daß sie sich auch einmal in einem ganz elenden, thierähnlichen Zustande befunden haben. Auf einer Grundlage von Cultur haben sie fortgebaut, aber nichts berechtigt zu dem Schlusse, daß diese Grundlage selbst erst durch ein Emporsteigen aus dem Zustande eigentlicher Wildheit entstanden sey. Daß eine völlig rohe Nation aus sich selbst Cultur entwickelt habe, lehrt keine Erfahrung; die Bildung solcher Völker stammt vielmehr stets aus der Berührung her, in welche sie mit anderen, schon cultivirten gekommen sind. Die vorzüglichsten der cultivirten Völker aber, den eigentlichen Kern der Geschichte, zeigt keine Thatsache in einem Zustande völliger Wildheit, sondern stets unter Verhältnissen, welche die Grundbedingungen der Cultur, den Ackerbau, Gebrauch der Metalle u. s. w., schon voraussetzen. Für die Geschichte also bleibt die Verschiedenheit zwischen cultivirten und eigentlich wilden Völkern eine ursprüngliche.

Eine sehr merkwürdige, mit dieser Verschiedenheit in naher Beziehung stehende Trennung ist die des menschlichen Geschlechts in verschiedene Rassen. Man versteht darunter die Menschenstämme, in so fern zwischen ihnen ein in der äußeren Gestalt, besonders in der Bildung

des Gesichts und der Hautfarbe, sehr merklicher Unterschied, welcher sich in der Fortpflanzung stets auf die gleiche Weise wiedererzeugt, stattfindet; und dieser Unterschied ist so groß, daß Viele glauben, er sey nur durch eine Anzahl eben so verschiedener Stammältern zu erklären, während Andere mit größerem Rechte, gestützt auf die allgemeine Analogie der Natur, und den heiligen Ueberlieferungen gemäß, an der Abstammung aller Menschen von Einem Paare festhalten. Der Körperbau des Menschen muß in der Urzeit für äußere Einwirkungen, besonders des Clima's, weit empfänglicher gewesen seyn. Diese Eindrücke blieben, als die große Veränderlichkeit, gleichsam die große Weichheit, des Stoffes, abgenommen hatte, starr und fest, und pflanzten sich auf die folgenden Generationen fort. Daraus erklärt sich die Entstehung und die unwandelbar bleibende Körperbildung der Rassen sehr befriedigend. Ganz bestimmte Grenzlinien zu ziehen ist bei den vielen Uebergängen, den oft unmerklich in einander laufenden Mittelstufen, sehr schwierig. Am füglichsten nimmt man mit einem Deutschen Naturforscher (Blumenbach) folgende fünf Hauptrassen an:

1) Die Kaukasische Rasse begreift die Europäer, mit Ausnahme der Finnischen Völker, die westlichen Asiaten und die Nordafricaner; ungefähr die Bewohner der den alten Griechen und Römern bekannten Welt. In den letzten Jahrhunderten hat sie sich durch die Colonien der Europäer über alle Erdtheile verbreitet, und drängt in America die dort einheimische Rasse immer mehr zurück. Dieser Stamm ist weiß von Farbe, hat langes, weiches Haar und die schönste Gesichtsform.

2) Die Mongolische Rasse, welche den größten Theil der übrigen Asiaten, die Finnischen Völker in Europa und die Eskimos in Nordamerica begreift, ist meist weizengelb, hat straffes Haar, enggeschlitzte Augenlieder, ein glattes Gesicht, hervorstehende Backenknochen.

3) Die Aethiopische Rasse begreift alle Africaner, die nicht Kaukasischen Ursprungs sind. Ihre Mitte ist die eigentliche Negerbildung, ausgezeichnet durch die schwarze Farbe, das krause Haar, die wulstigen Lippen, die stumpfe Nase.

4) Die Americanische Rasse, lohfarb oder zimmtbraun, mit schlichtem, schwarzem Haar, und breitem, aber nicht plattem Gesicht.

5) Die Malayische Rasse, zu welcher ein Theil der Bewohner Hinterindien's und die Südsee-Insulaner gehören, von brauner Farbe, mit breiter Nase, großem Munde, dichtem, schwarzlockigem Haarwuchs.

Die Kaukasische Rasse — nach einer nicht unwahrscheinlichen Vermuthung Stamm- oder Mittelrasse, von der die übrigen Rassen Ausartungen in vorgeschichtlicher Zeit sind — ist der eigentlich geschichtliche Stamm, und vorzugsweise im Besitze der Cultur. Ob die übrigen Rassen als Rassen, d. i. so lange die bestimmte Verschiedenheit der Körperbildung in der Fortpflanzung dauert, sich je zu derselben Stufe emporschwingen können, darüber sind die Meinungen nicht gleich. Hiebei ist nicht von der Erreichung irgend eines begrenzten Grades menschlicher Cultur, sey es auf ursprüngliche Weise oder durch Aneignung des Fremden, die Rede, sondern von thätiger Theilnahme an der höchsten intellectuellen Bildung des Menschengeschlechts, wie sie sich als lebendiges Fortschreiten, als stetes Streben nach Vervollkommnung im Staate, wie in der Wissenschaft und Kunst der begabtesten Völker darstellt. Was die Thatsachen lehren, ist, daß die Universalgeschichte nach der obigen Bestimmung sich fast ausschließlich mit dem Kaukasischen Menschenstamme zu beschäftigen hat, und daß, wo außerhalb desselben von Cultur die Rede seyn kann, wie bei den Chinesen, diese Cultur längst erstarrt und todt ist, die fortschreitende, in steter Entwicklung begriffene Bildung hingegen nur bei den Völkern Kaukasischen Stammes zu finden ist.

---

4. Zeitrechnung. — Zeiträume der Weltgeschichte.

Ohne Kenntniß der Zeitrechnung würde alles historische Wissen ordnungslos und chaotisch seyn. Die Zeitrechnung gründet sich auf die Eintheilung der ganzen unendlichen Zeit in bestimmte Theile, wozu sich den Menschen als die natürlichste Einheit der Inbegriff der von einem Aufgange oder Untergange der Sonne bis zum andern verflossenen Zeit, der bürgerliche **Tag** genannt, darbot. Zu größeren Einheiten dient sodann der Zeitraum, in welchem die verschiedenen Lichtgestalten des Mondes sich erneuen, der **Monat**; endlich derjenige, in welchem die Sonne bei ihrem scheinbaren Laufe um die Erde wieder auf denselben Punkt gelangt, der den Kreislauf der Jahreszeiten in sich schließt, das **Jahr**, zu dessen Bestimmung auch zwölf Mondmo-

nate dienten, indem deren Verlauf die Jahreszeiten wenigstens im Groben zurückführt. Da die Zeitrechnung sich auf Beobachtung der Himmelskörper gründet, so hängt ihre Genauigkeit von dem Zustande der Sternkunde ab; sie vervollkommnete sich daher mit den Fortschritten der Völker in wissenschaftlicher Cultur, blieb aber im Alterthum, wegen der größeren Trennung und Abgeschlossenheit derselben, bei den einzelnen Völkern sehr verschieden. Wir haben Kenntniß von einer Aegyptischen, Hebräischen, Griechischen und Römischen Zeitrechnung, und vermuthen mit Grund, daß die Chaldäer ebenfalls eine eigenthümliche gehabt haben. In Bezug auf das Jahr lassen sich diese Verschiedenheiten auf drei Formen zurückführen, die man das freie Mondjahr, das freie Sonnenjahr und das gebundene Mondjahr nennt*). Das freie Mondjahr ist vom Sonnenlauf ganz unabhängig, und besteht aus zwölf Mondmonaten; das freie Sonnenjahr nimmt auf den Mondlauf gar keine Rücksicht, sondern schließt die Zeit in sich, in der die Sonne zu dem Punkte des Himmels, von welchem sie ausgegangen ist, zurückkehrt; bei dem letzten, dem gebundenen Mondjahre, werden Sonnen- und Mondlauf zugleich berücksichtigt, und da das Mondjahr kleiner ist, so wird es durch Einschaltungen mit dem Sonnenjahr ausgeglichen.

Eine fast noch größere Verschiedenheit herrscht in den Epochen, oder Begebenheiten, die als Anfangspunkte für die Zählung der Jahre bei einem Volke dienen, und demzufolge in den Aeren, d. i. den Reihefolgen der von irgend einer bürgerlichen Epoche gezählten Jahre, wie die jetzt unter den Christlichen Völkern fast überall angenommene Aere die von der Geburt Christi ist. Die Universalgeschichte aber bedarf einer allgemeinen Aere, um die Begebenheiten aller Zeiten und Völker auf dieselbe zurückzuführen, und es entsteht die Frage, welche hiezu am besten tauge.

Wenn sich das Alter des Menschengeschlechts, der Zeitpunkt, wo die Erde ihre gegenwärtige Gestalt erhielt, mit Genauigkeit bestimmen ließe, so würde eine von dieser Epoche beginnende Zeitrechnung bei einer Universalgeschichte unstreitig den Vorzug vor allen anderen verdienen. Die Geschichtschreiber haben sich daher in der That lange Zeit dieser Aere bedient, bei deren Bestimmung die Chronologen die Zahlen im alten Testamente zum Grunde ihrer Rechnung legten, und

*) Ideler Handbuch der mathematischen und technischen Chronologie, Bd. I. S. 66

die Schöpfung etwa vier Jahrtausende vor den Anfang unserer Christlichen Zeitrechnung setzten. Und wo es auf eine allgemeine, ungefähre Schätzung ankommt, kann man sich bei diesem Resultate auch beruhigen. Man hat der Erde zwar ein viel höheres Alter zuschreiben wollen, und sich dabei auf die Ueberlieferungen der Inder, Aegypter und Chaldäer gestützt, welche ungeheure Zahlen darbieten. Allein diese Ueberlieferungen sind von aller historischen Glaubwürdigkeit entblößt. Vielmehr leiten die geologischen Untersuchungen der gründlichsten Naturforscher unserer Tage auf ein Ergebniß, welches mit dem aus der Bibel zu entnehmenden Alter der Erde nahe zusammenstimmt *).

Aber damit gewinnen wir noch keine bestimmte Epoche zum Behufe der Zeitrechnung. Die Berechnung der Welt-Aere nach den Zahlen in der Bibel beruht auf so schwankenden Grundlagen, daß die Systeme der Chronologen mehr als hundert verschiedene Angaben darbieten. So ist, um einige der bekanntesten dieser Bestimmungen anzuführen, das erste Jahr unserer Christlichen Aere seit der Schöpfung das 3950ste nach Scaliger und Calvisius, das 3984ste nach Petavius, das 4004te nach Usher, das 4182ste nach Frank. Um also irgend eine Angabe nach Jahren der Welt zu verstehen, muß man immer erst wissen, nach welchem Systeme sie gemacht ist, d. i. wie viele Jahre von Christi Geburt rückwärts bis zu der angenommenen Epoche der Schöpfung zu zählen sind. Dieses Geburtsjahr Christi, oder vielmehr dieses erste Jahr unserer Aere **) ist ein festes, und es ist daher ungleich

*) Cuvier Ansichten von der Urwelt, deutsch von Nöggerath, S. 106: „Wenn man genau untersucht, was auf der Oberfläche der Erde vorgegangen ist, seit sie zum letztenmal trocknete, und die Continente ihre dermalige Gestalt erhielten, so sieht man deutlich, daß diese letzte Revolution, und folglich auch die Bildung des jetzigen menschlichen Geschlechts, nicht sehr alt seyn kann. Ein Resultat der vernünftigen Geognosie, welches zugleich am besten bewiesen ist, und am wenigsten erwartet wurde.“ S. 197: „Wenn irgend ein Gegenstand der Geologie feststeht, so ist es der, daß die Oberfläche unserer Erde eine große und plötzliche Revolution erlitten hat, deren Epoche nicht viel über 5 bis 6000 Jahre hinausreichen kann; — — daß seit dieser Revolution die kleine Zahl Individuen, welche dieser Katastrophe entgangen sind, auf der neuen, aufs Trockne gekommenen Erdoberfläche sich verbreitete und vermehrte, und daß folglich seit jener Epoche die menschlichen Gesellschaften sich wieder gebildet haben.“

**) Die Rechnung nach Jahren von der Geburt Christi hat den Römischen Abt Dionysius mit dem Beinamen Exiguus, der im sechsten Jahrhundert lebte, zum Urheber; mit dem zehnten Jahrhundert wurde sie, in Deutschland und Frankreich wenigstens, allgemein. Dionysius hat aber das Geburtsjahr des Erlösers mindestens um vier, nach der wahr-

natürlicher und gewisser, nach dieser Grundlage sofort alle Angaben zu machen, und die beschwerliche Reduction zu ersparen. Es hat daher auch in der alten Geschichte die Zählung nach Jahren vor Christi Geburt den meisten Beifall gefunden, obschon sie das Unbequeme hat, eine rückwärts zählende zu seyn; doch muß man sich daneben, in der Griechischen Geschichte die Olympiadenrechnung, und in der Römischen die Aere von Erbauung der Stadt geläufig machen.

Die Geschichte der Menschheit, vornehmlich der Europäischen, zerfällt in drei große Hauptmassen, nach der gänzlichen Verschiedenheit des herrschenden Sinnes, der Denkungsart, der Sitten, nach dem veränderten Zustande der Religion, der Wissenschaft, der Kunst, der Staatsverfassung, kurz aller wichtigen Momente des menschlichen Daseyns. Diese Hauptmassen sind die alte, mittlere, und neuere Geschichte.

Die alte Geschichte, deren Anfang aus den erwähnten Gründen unbestimmt ist, endet im fünften Jahrhundert der Christlichen Zeitrechnung, wo, mit dem Untergange der Römischen Herrschaft in West-Europa, das antike Leben verschwindet, und mit der Entstehung der Christlich-Germanischen Staaten neue Formen herrschend werden.

Die mittlere Geschichte reicht von da bis ans Ende des funfzehnten Jahrhunderts, wo die größere Ausbreitung gelehrter Bildung, die Buchdruckerkunst, der Gebrauch des Schießpulvers in den Kriegen, die Entdeckung der Seewege und eines neuen Welttheils, bald auch die Reformation, wiederum eine ganz neue Gestaltung der Europäischen Verhältnisse herbei führen.

Die neuere Geschichte umfaßt die seit der Entdeckung von America verflossene Zeit. Oefters wird auch die gesammte Europäische Geschichte seit der Bildung der gegenwärtigen Staaten nach dem Umsturze des großen Römerreiches unter diesem Namen begriffen.

In jeder dieser Hauptperioden kann die Anordnung entweder die seyn, daß das räumliche Verhältniß die Einheit bildet, und alles ein Volk Betreffende in fortgehender Reihe erzählt wird (die ethnographische Methode); oder die Zeit wird als Einheit angenommen, die Masse in kleinere Perioden getheilt, und innerhalb derselben werden die Ge-

---

scheinlichsten Vermuthung aber um sechs Jahre zu spät angesetzt; so daß man also sagen muß: Christus sey geboren im Jahre 6 vor dem Jahre der Geburt Christi nach der gewöhnlichen Zeitrechnung. Ueber die Gründe dieser Bestimmung findet man eine eben so genaue als faßliche Belehrung in dem angeführten, trefflichen Werke Ideler's, Bd. II. S. 388 fg. Vergl. Münter der Stern der Weisen.

schichten der nacheinander auftretenden einzelnen Völker bis zu der angenommenen Epoche geführt (die synchronistische Methode). Wenn die alte Geschichte nach der letztern dargestellt werden soll, wird sie am füglichsten in folgende vier Zeiträume getheilt.

Der erste Zeitraum umfaßt die älteste Geschichte bis auf die Gründung und Ausbreitung des großen Persischen Reiches im sechsten Jahrhundert vor Christo, wo durch die Vereinigung der Macht von Südwestasien ein verhängnißvoller, folgenreicher Kampf mit den Griechen, einem Volke ganz verschiedener Bildung und Sitten, vorbereitet wird. Von diesem großen, Jahrtausende umfassenden Zeitraum haben sich bei dem Mangel gleichzeitig niedergeschriebener Nachrichten fast nur Bruchstücke und dichterische Sagen erhalten. Mit dem Ende desselben tritt die Geschichte aus dem Halbdunkel in die helle Zeit.

Der zweite Zeitraum reicht bis auf Alexander den Großen (336 v. Chr.), wo sich Europa gegen jenes vereinigte Asien wendet, es unterwirft, und seine Cultur dorthin verpflanzt;

der dritte bis auf die Ausbreitung der Herrschaft Rom's über die meisten der bis dahin aufgetretenen Völker der alten Welt, welches zugleich die Epoche des Untergangs seiner eignen Freiheit ist (30 v. Chr.);

und der vierte bis auf die oben angegebene Grenze der alten Geschichte, die man, um einen festen Punkt zu gewinnen, in das Jahr der gänzlichen Auflösung des westlichen Reiches (476 n. Chr.) setzt.

Aber obschon für die allgemeine Geschichte die Einheit der Zeit vor der des Raumes, oder die synchronistische Methode vor der ethnographischen den Vorzug verdient, und für die mittleren und neueren Jahrhunderte die zweckmäßigste Grundlage bildet: so hat doch in der alten Geschichte die Periodeneintheilung den auf keine Weise zu vermeidenden Nachtheil: daß die früheren Einschnitte für eines der Hauptvölker, für die Römer, von gar keiner Bedeutung sind, und die Geschichte desselben willkürlich und störend unterbrechen. Es scheint daher am zweckmäßigsten, sich in der alten Geschichte an keine der beiden Methoden streng zu halten, sondern beide auf gewisse Weise zu verbinden. Demgemäß haben wir sie in folgende fünf Bücher getheilt.

Erstes Buch: Geschichte der Hauptvölker von Asien und Africa bis auf die Blüthezeit des Persischen Reiches, oder bis auf den Anfang des großen Krieges der Perser und Griechen.

Zweites Buch: Geschichte der Griechen bis auf Alexander den Großen, in welche sich der Verfall des Persischen Reiches verflicht.

Drittes Buch: die Macedonische Herrschaft im Osten bis zur Berührung mit Rom.

Viertes Buch: die Römer von der Gründung der Stadt bis zur Alleinherrschaft des Augustus.

Fünftes Buch: die Römische Kaisergeschichte bis zum Untergange des westlichen Reiches.

Alte Geschichte.

Erstes Buch.

Asiatische und Africanische Völker bis auf den großen Krieg der Perser gegen die Griechen (500 v. Chr.).

Die ältesten Ueberlieferungen der Völker, und die dunkleren Spuren, die der Forscher zu einem Ganzen verknüpft, weisen vereint auf Süd-Asien als auf die Heimath der ältesten Bildung und die Wiege der Religion hin. Dort finden wir, so weit die urkundliche Geschichte hinaufsteigt, die Menschen in Staaten vereinigt, Anbau des Landes, die Natur durch künstliche Einrichtungen geleitet und bezwungen, die Bedürfnisse des Lebens zu Bequemlichkeit und Pracht gesteigert, reiche Städte mit großen Tempeln und Palästen, einen weitverbreiteten Handelsverkehr, kurz den Menschen mitten unter geordneten und verfeinerten Verhältnissen des Lebens. Dennoch sind in diesem uralten Wohnsitze der Geschichte, theils durch die sich bis auf den heutigen Tag gleich gebliebenen Staatsformen, theils durch die allzureiche Ueppigkeit der Natur, den Fortschritten der Cultur Grenzen gezogen, über die sie nicht hinausgekommen ist. Schwer lastet mit wenigen Ausnahmen der Despotismus auf den Völkern, und hemmt den freien Aufschwung der Geister; das Familienleben entbehrt bei der herrschenden Vielweiberei seinen schönsten Einfluß auf den Menschen, es kennt die edelsten Antriebe und Früchte nicht. Immer zitterten dort die entarteten Völker vor jeder neu sich erhebenden Kraft kriegslustiger Stämme; daher wechselten die herrschenden Nationen oft, und die Eroberungskriege, welche Asien erschütterten und seine Staatsrevolutionen erzeugten, haben bis auf die neuere Zeit denselben Grundcharakter behalten. Die rohen aber tapfern Bewohner des Hochlandes und der Wüsten, gelockt von der üppigen Fruchtbarkeit der Ebnen, von dem Reichthum und der Pracht ihrer Bewohner, sind von Zeit zu Zeit aus ihren Sitzen hervorgebrochen, und haben mit leichter Mühe die erschlafften Besitzer jener gesegneten Landschaften unterjocht, bis sie selbst, von den Genüssen, die sie suchten, überwältigt, verweichlichten, und anderen, noch unverdorbnen Söhnen der Natur zur Beute wurden. Indem

wir uns zu den einzelnen Völkern Asien's wenden, überlassen wir die Chinesen, welche Regentennamen und Jahreszahlen, aber keine Geschichte im höhern Sinne des Wortes, haben, der Völkerkunde, führen zuerst die Inder vor, und gehen dann zu den Völkern über, die in unmittelbarer Beziehung zu den Abendländern und ihrer Cultur stehen. Unter diesen finden die Aegypter, die bei vieler Eigenthümlichkeit doch den Asiaten verwandt sind, ihre natürliche Stelle.

I. Inder.

Indien, zum Unterschiede von Westindien heut zu Tage gewöhnlich Ostindien genannt, ein unermeßlicher Erdstrich, ja nach seiner Ausdehnung, dem Reichthum und der Mannichfaltigkeit seiner Naturerzeugnisse, wie nach der großen Zahl und Verschiedenheit seiner Bewohner, eher ein Welttheil als ein Land zu nennen*), besaß schon in uralten Zeiten eine höchst merkwürdige, eigenthümliche Cultur. In den Griechischen Schriftstellern, welche die Inder seit den Eroberungszügen Alexander's des Großen näher kennen lernten, finden sich anziehende Nachrichten über dies merkwürdige Volk, aber die Kunde, welche wir durch sie erlangen, ist höchst dürftig im Vergleich mit derjenigen, welche das in unseren Tagen angeregte Studium der ursprünglichen Indischen Quellen gewährt, und noch mehr zu gewähren verheißt. Denn erst seitdem die Engländer in den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts die Uferlande des Ganges ihrer Herrschaft unterworfen haben, sind die litterarischen Schätze Indien's den Europäischen Gelehrten eröffnet, und Gegenstand für ihren Fleiß und Scharfsinn geworden. Die bis jetzt gewonnenen und bekannt gemachten Ergebnisse die-

---

*) Man stellt sich, wie Karl Ritter (Landeskunde von Indien, im Berliner Kalender für 1829) sehr richtig bemerkt, durch die Größe der Generalkarten von Asien im Verhältniß zu den Europäischen verführt, die Ausdehnung Indien's gewöhnlich nicht groß genug vor. Vorderindien's Nordende ist von seinem Südende so weit entfernt, wie Bourdeaux von Moskau oder wie Neapel von Archangel. Von Westen nach Osten gleicht die Ausdehnung dem Abstande zwischen Madrid und Königsberg. Denkt man sich das Ganze wie zwei zusammengeschobene Triangelländer, die von gleicher Grundlinie aus ihre Spitzen, die eine nach Norden, die andere nach Süden, erstrecken, so kann man in das nördliche Dreieck dreimal die ganze Oesterreichische Monarchie eintragen, und in das südliche eben so oft die Größe von Frankreich.

ser Forschungen haben allgemeine Aufmerksamkeit und große Theilnahme erregt; in Vielen die Hoffnung, hier, wenn irgendwo, Licht über die dunkle, räthselhafte Urzeit unseres Geschlechts zu finden. Aber so bedeutend und dankenswerth jene Ergebnisse auch sind, so bleibt doch sehr Vieles zu thun übrig, da eine große Zahl von Denkmälern noch der Durchforschung und Prüfung harret. Erst wenn dies geschehen seyn wird, darf man hoffen, den Schleier, der das Indische Alterthum noch theilweise bedeckt, mehr gehoben zu sehen.

Geschichte, in dem Sinne, in welchem wir das Wort fassen, haben die Inder von ihrer ältern Zeit so gut als gar nicht. An der Stelle von Ueberlieferungen aus der Vorzeit des Volkes finden wir Sagen, mit einer so phantastischen, abenteuerlichen Mythologie durchwebt, daß man entweder gar keine Spuren wahrer Begebenheiten darin entdecken kann, oder doch nur einige ganz allgemeine und unbestimmte, von aller Chronologie entblößte. Dagegen ruht die Kenntniß von dem Zustande des Volkes im hohen Alterthum auf einem sicherern Boden, da hier große Uebereinstimmung zwischen den Nachrichten der Griechen und den einheimischen Quellen herrscht, und beide ihre Bestätigung in den gegenwärtigen Verhältnissen finden, die sich seit Jahrtausenden in vielem Betracht gleich geblieben sind.

Der politische Zustand der Inder hängt auf das genaueste zusammen mit der Eintheilung in streng von einander gesonderte Casten, d. i. erbliche Stände, in welchen die von den Gesetzen genau bestimmte politische und sociale Stellung der Vorfahren, größten Theils auch der Lebensberuf derselben auf die folgenden Geschlechter übergingen. Diese Einrichtung, welche bei den Indern noch heut zu Tage besteht, war im hohen Alterthum weit verbreitet. Trotz mancher Vortheile, welche sie, zumal durch die frühe, ausschließliche Richtung auf die künftige Bestimmung gewährte, trat sie bei weiteren Fortschritten des Volkes der freien Entwicklung der Cultur hemmend in den Weg, indem sie die niederen Casten zum steten Beharren in den untergeordneten Kreisen des Lebens verdammte, die höhere Geistesbildung der obersten Caste aber zu einem unlebendigen Besitzthum erstarren ließ. In einer willkürlichen Einrichtung ist jedoch der Ursprung dieser Trennung nicht zu suchen. Theils ist das naturgemäße, bei der Mehrzahl der Menschen sich von selbst einstellende, Forterben der Verhältnisse vom Vater auf den Sohn gewiß erst später durch Gesetz und Vorschrift zu einer unübersteiglichen und eben dadurch schädlichen Schranke geworden, theils

ist das Verhältniß der oberen Casten zu den niederen so entstanden, daß ein Stamm von höherer Bildung oder größerer Kraft zu roheren und schwächeren Urbewohnern kam, und sie entweder unterjochte, oder wegen der Cultur, die er mitbrachte und lehrte, von ihnen so verehrt wurde, daß sie ihm freiwillig gehorchten. In Indien findet diese Ansicht von der Entstehungsart der Casten noch Bestätigung durch die höchst merkwürdige Thatsache, daß, nach der Bemerkung neuerer Reisenden, sich die oberen Classen durch hellere Farbe und schönere Gesichtsbildung von allem andern Volke unterscheiden*). Hier ist es also recht augenscheinlich die Kaukasische Rasse, von der die Cultur ausgegangen ist.

Die vier Hauptcasten der Inder sind: die Brahmanen oder Priester; die Kshatryas oder Krieger; die Vaisyas oder Gewerbtreibenden; und die Sudras oder Dienenden. Diese Hauptclassen zerfallen wieder in Unterabtheilungen, die zum Theil aus der Vermischung der vier ursprünglichen Casten entstanden sind. Eine aus allen Casten ausgestoßene, der tiefsten Verachtung preisgegebene Abtheilung ist die der Paria. Alle Gemeinschaft mit diesen ist streng untersagt; sie sind unrein, und ihr bloßer Anblick verunreinigt.

Die Brahmanen, d. i. Abkömmlinge und Verehrer des Gottes Brahma, bilden den ersten und einflußreichsten Stand, dessen Glieder heilig und unverletzlich sind. Sie sind die Priester, Lehrer, Weise der Nation, Räthe des Königs, Richter, Aerzte. Ein strenges, tadelloses Leben wird von ihnen gefordert, sie sollen oft fasten und beten, nichts Lebendes tödten oder genießen, höchstens geweihtes Opferfleisch. Vor Allem sollen sie sich dem Dienste der Religion widmen, die heiligen Bücher eifrig lesen und erklären, und die Opferceremonien verrichten. Doch ist dieses nur ihr vornehmster Beruf, nicht ihr ausschließlicher. Vielmehr ist es ihnen erlaubt, sich durch jedes ehrbare Geschäft ihren Unterhalt zu erwerben, daher sie in großer Zahl weltliche Beschäftigungen ergreifen. Zu ihren ansehnlichsten Vorrechten gehörte die Abgabenfreiheit für ihre Ländereien, während die aller übrigen Stände dem Könige steuern mußten.

Die Könige der alten Inder waren, wie noch heut zu Tage die einheimischen Fürsten, aus der Kriegercaste, aber das Gesetz schreibt ihnen vor, ihre vornehmsten und obersten Diener aus dem Brahma-

*) Ritter Erdkunde (ältere Ausg.) Thl. I. S. 803.

nenstande zu wählen. Durch die Priester und die von ihnen ausgegangenen umfassenden Gesetze war die Königliche Gewalt beschränkt.

Wenn die Priester und Krieger die mächtigsten Casten bildeten, so waren die Vaisyas doch keinesweges zurückgesetzt. Besonders enthält das Indische Gesetz für die zu ihnen gehörenden Kaufleute und Ackerbauer günstige Vorschriften. Handel, Ackerbau und Viehzucht sind die vorherrschenden Neigungen des Inders. — Dagegen waren die Sudras zwar nicht von der Ausübung eines Gewerbes, Handwerks oder einer Kunst ausgeschlossen, jedoch war zwischen ihnen und jenen drei höheren Casten eine wesentliche Verschiedenheit gesetzt. So war es ihnen z. B. untersagt, die heiligen Religionsbücher zu lesen, oder dem Vorlesen derselben beizuwohnen.

Die alten Indischen Institutionen sind enthalten in einem Gesetzbuche, welchem die Ueberlieferung einen ganz mythischen Ursprung gibt, indem sie als den Verfasser desselben Manu, den ersten Sterblichen, nennt. Einer sehr alten Zeit gehört dieses Gesetzbuch in jedem Falle an; von einem großen Kenner der Indischen Litteratur wird die Entstehung desselben in das zwölfte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gesetzt. Nach alterthümlicher Weise enthält es nicht bloß Gesetze, sondern umfaßt das Leben in seinen wichtigsten Beziehungen, die Pflichten nicht bloß gegen die bürgerliche Gesellschaft, sondern auch die der Gottesverehrung, der häuslichen Verhältnisse und der Erziehung; es handelt von der Schöpfung, der Seelenwanderung und dem Leben nach dem Tode.

Wir berühren mit der Erwähnung dieses Gesetzbuchs das Gebiet der alten Indischen Litteratur, durch deren Denkmäler, wie durch die der Kunst, die Höhe der Bildung, auf welcher dies Volk einst stand, verkündet wird. Das Sanskrit, die heilige, jetzt ausgestorbene Sprache der Inder, die Mundart, in welcher die ältesten und trefflichsten Werke geschrieben sind, gehört nach dem Urtheile der Kenner desselben zu den reichsten, wohllautendsten, gebildetsten Sprachen der Erde. Es steht, wie die neueren Forschungen gelehrt haben, mit dem Persischen, Griechischen und Lateinischen, so wie mit den Germanischen, Lettischen und Slavischen Sprachen in Verwandtschaft, und bildet mit diesen eine große Sprachfamilie. Die Indische Poesie, so manches Fremdartige für unser Gefühl sie auch enthält, zieht durch ein eigenthümliches Zartgefühl und durch Anmuth an. Die epische Dichtkunst der Inder nimmt in die Heroensage die ganze Fülle der kosmogonischen

Dichtungen auf, und durchwebt das Ganze mit einer großen Menge gnomischer Sprüche. Zwei große epische Dichtungen gehen an Berühmtheit allen andern voran, der Ramayana und der Mahabharata. Sie sind von einem so hohen Alter, daß die Inder ihnen einen göttlichen Ursprung geben. In Europa wurde die Aufmerksamkeit zuerst auf das Drama der Inder geleitet, als ein treffliches Schauspiel, Sakuntala, übersetzt erschien. Es rührt von einem Dichter Kalidasa her, welcher unter dem Könige Vikramaditya lebte, dessen Regierung gewöhnlich in das erste Jahrhundert vor Chr. gesetzt wird, aber, bei dem großen Schwanken der Indischen Chronologie, keinesweges mit voller Sicherheit.

Die merkwürdigsten Kunstdenkmäler der Inder sind die aus einer sehr frühen Zeit stammenden und bis auf den heutigen Tag erhaltenen Bauwerke, von erstaunenswürdiger Größe, Kühnheit des Planes und Sorgfalt der Ausführung. Es sind theils unter, theils über der Erde befindliche, in und aus Felsen gehauene Tempel, Grotten, Pyramiden, dann auch eigentliche Gebäude, alle zu religiösen Zwecken. Die meisten Wände sind mit halberhabner Arbeit geziert. Besonders berühmt sind die Felsentempel auf den Inseln Elephante und Salsette; die Grotten von Elora; die sieben Pagoden (Tempel) von Mavalipuram; die von Chalambron, wo ein Heiligthum sich in der Mitte einer dreihundert und sechzig Fuß langen und zweihundert und sechzig breiten Säulenhalle befindet. Gegen tausend Säulen, jede dreißig Fuß hoch, tragen das flache Dach. Nicht weniger als dreitausend Brahmanen waren bei diesem Heiligthume angestellt. In aller bildenden Kunst der Inder herrscht das Bestreben vor, durch das Ungeheure und Massenhafte Eindruck zu machen; ihre Göttergestalten sind seltsam und auf das abenteuerlichste zusammengesetzt. Durch Sinnbilder das Bedeutsame hervorzuheben ist Hauptzweck, gegen welchen der Schönheitssinn ganz in den Hintergrund tritt.

Speculative Philosophie war wol unter allen Völkern bei den Indern am frühesten einheimisch. Es gab verschiedene, sehr von einander abweichende philosophische Systeme, deren historische Entwickelung noch wenig erforscht ist. Eine der bedeutendsten Erfindungen, die der Decimalziffern, rührt, nach den Zeugnissen der Araber, von den Indern her. Sonst darf man ihre realen wissenschaftlichen Kenntnisse freilich nicht nach Europäischem Maßstabe messen. Ueber ihre Sternkunde sind die Meinungen verschieden; ihre Systeme der Geographie und Chronologie nennt ein Kenner abenteuerlich.

Die Neigung zu einem stillen, ganz in sich zurückgezogenen, beschaulichen Sinnen ist eben so, wie der Hang sich einer ausschweifenden Einbildungskraft zu überlassen, im Charakter der Inder gegründet, und diese beiden Richtungen finden sich in ihrer Religion und Mythologie stark ausgedrückt. Die Quellen der Indischen Religion sind die heiligen Schriften, Vedas genannt, die ältesten Denkmäler der Sanskrit-Litteratur. Es gibt vier Sammlungen, welche diesen Titel führen; jede derselben besteht theils aus Gebeten und Hymnen, theils aus Vorschriften und theologischen Lehren, die mit philosophischer Speculation durchwebt sind. Die Vedas enthalten die Lehre von Einem allmächtigen Gotte, und lassen alle Wesen durch Emanation, d. i. durch Ausfluß, Entwickelung aus demselben, entstehen. Mit diesem Gedanken der Entwickelung aus der Gottheit ist der eines Herabsinkens in Sünde und Verderbtheit durch immer größere Entfernung von derselben verbunden. Alle Wesen befinden sich hienieden in einem solchen Zustande, werden aber durch eine Reihe von Wandrungen durch thierische und menschliche Körper wieder gereinigt, und so nach und nach zu ihrem ursprünglichen Zustande, zur Wiedervereinigung mit der Gottheit erhoben. Dies ist die Grundlage der Lehre von der Seelenwandrung.

Der vielgestaltige Polytheismus Indien's, welcher die erhabene Lehre von der Einheit Gottes fast verdrängt hat, scheint aus dieser auf folgende Weise entstanden zu seyn. Es wurden in der Gottheit als drei Haupterscheinungen ihrer Wirksamkeit die schaffende, erhaltende und zerstörende Thätigkeit gedacht; diese drei Kräfte desselben Urwesens aber alsdann in drei Götter umgedeutet, genannt Brahma, Vishnu Siva. Mit der Personification dieser Gottheiten ist nun der Phantasie ein weites Feld geöffnet; Vishnu, dem erhaltenden Gotte, wird eine Reihe von Incarnationen oder Wandlungen in mancherlei Gestalten zugeschrieben, um die Welt von dem zerstörenden Einflusse des Bösen zu retten, und diese geben einer Göttergeschichte voll seltsamer Abenteuer reichen Stoff; eine große Zahl anderer Götter erscheint neben den Hauptgottheiten. Diese bunte, phantastische Mythologie, welche die eigentliche Volksreligion ausmacht, ist nicht in den Vedas enthalten; ihre Hauptquellen sind die Puranas, mythologische Gedichte, die zwischen dem Epos und dem Lehrgedichte in der Mitte stehen, und in einer Zeit fleißiger Gelehrsamkeit aus früheren Gedichten zusam-



mengetragen sind.*) Aus der besondern Verehrung eines der drei Hauptgötter gingen verschiedene Secten hervor, die einander mit feindseliger Wuth bekämpften, bis die Anhänger Vishnu's und Siva's die Oberhand behielten, und der reine Brahmaismus ganz verdrängt ward.**) Noch eine andre, von allen diesen ganz verschiedene Secte ist die der Anhänger des Buddha. Es trat ein Mann, Gautama, mit dem Beinamen Buddha, als Reformator der Brahmalehre auf. Sein Zeitalter wird außerordentlich verschieden angegeben, auf keinen Fall ist er später als in das sechste Jahrhundert v. Chr. zu setzen.***) Er gab sich entweder selbst für eine Incarnation des Vishnu aus, oder wurde nach seinem Tode von seinen Schülern so angesehen. Der Buddhaismus hielt sich in Indien eine Zeit lang neben dem Brahmanenthum, dann wurde er von diesem verdrängt, und flüchtete im vierten Jahrhundert v. Chr. nach Ceylon, von wo er auf die übrigen Inseln und dann wieder auf das feste Land kam. Gegenwärtig ist er über fast alle Ostindische Inseln, über den größten Theil Hinterindien's und China's, über Tibet und die Mongolei bis in das Russische Reich hinein ausgebreitet. Unter allen Religionsparteien zählt diese in Asien die meisten Anhänger. Der Buddhaismus hat diese außerordentliche Verbreitung vorzüglich einer gewissen Schmiegsamkeit zu danken, vermöge deren er sich mit andern Religionsmeinungen, die er als herrschend antraf, zu verschmelzen wußte. Dagegen ist er mit dem Brahmanenthum, von dem er doch ausging, bald in eine so feindselige Stellung gerathen, daß seine Anhänger sogar die Casteneintheilung verwerfen, und den Priestern die Ehe verboten ist.

Mehr als unter irgend einem andern Volke der alten und neuen Geschichte finden wir bei den Indern die schärfsten Gegensätze, das Bewundernswürdige und Treffliche, und das Verwerfliche und Niedrige, dicht neben einander; eine uralte, nach dem Erhabensten strebende Bildung, die doch in ihrem Fortschreiten gehemmt und erstarrt ist;

---

*) Heeren Ideen über die Politik u. s. w. Vierte Aufl. Werke Th. XII. S. 190.

**) Daß dem Brahma keine Tempel errichtet, und keine Statuen, als eigentlicher Gegenstand der Verehrung, aufgestellt werden, erklärt sich nach A. W. v. Schlegel, Ind. Biblioth. B. II. S. 450., ganz natürlich daher, daß die Epoche des Brahma in eine Zeit fiel, wo es noch keine Tempel und keine Götzenbilder gab.

***) v. Bohlen, das alte Indien Th. I. S. 315, führt nach den Angaben verschiedener Völker, die sich zur Lehre des Buddha bekennen, dreißig verschiedene Jahreszahlen für seine Erscheinung an, zwischen 2420 und 543 v. Chr.

die höchste Selbstentäußerung, und die Erschlaffung entnervender orientalischer Ueppigkeit; einen über der zukünftigen Welt die Freuden und Schrecknisse der gegenwärtigen verachtenden Sinn, und eine bis zur gänzlichen Ertödtung aller freien Selbstthätigkeit willenlose Unterwerfung unter das Machtgebot Andrer.

II. Aegypter.

1. Aelteste Geschichte.

Die Aegypter haben schon im Alterthume durch das Sonderbare und Abweichende vieler ihrer Einrichtungen und Sitten die Aufmerksamkeit anderer Völker im hohen Grade auf sich gezogen. So eigenthümlich die Art des Volkes, so eigenthümlich war und ist noch heut zu Tage die natürliche Beschaffenheit des Landes, und kaum weiß die Geschichte ein Volk aufzuweisen, in dessen Bildung die Natur der örtlichen Verhältnisse so tief eingegriffen hätte, als bei den Aegyptern.

Unter allen Ländern Nordafrica's ist Aegypten das einzige, welches an einem großen Strome liegt; diesem Strome, dem Nil, verdankt es seine Fruchtbarkeit und seine Cultur, und würde ohne denselben eine dürre Sandwüste seyn. Der Nil nämlich schwillt jährlich von dem häufigen Schnee und Regen, der im Winter in den Gebirgen Abyssinien's fällt, dergestalt an, daß er in der Mitte des August übertritt, und bis zum Ende des October das Land an seinen Ufern unter Wasser setzt. Das ganze, auf diese Weise überschwemmte Aegypten gleicht dann einem See, aus dem die Städte wie Inseln hervorragen. Allmählig tritt der Strom wieder in sein Bett zurück, nachdem er einen fetten Schlamm zurückgelassen, der den wieder hervortretenden eingeweichten Boden bedeckt, und eine ungemeine Fruchtbarkeit bewirkt, so daß man nur säen darf, ohne zu graben oder zu pflügen. Diese Fruchtbarkeit erstreckt sich eben darum nur über denjenigen Theil des Landes, den die Ueberschwemmung von selbst erreicht, oder wohin sie durch Canäle, mit welchem die Ebne überall durchschnitten ist, geleitet wird. Es strömt aber der Nil durch Ober- und Mittel-Aegypten in einem nur wenige Meilen breiten, von beiden Seiten durch Berge eingeengten Thale. Wo dieses Thal sich endet, theilt sich der Fluß, und

bildet durch seine Arme den fruchtbaren Theil von Nieder-Aegypten, welcher (von der Aehnlichkeit mit der Figur des Griechischen Buchstabens) das Delta heißt, und ganz und gar für ein Geschenk des Nil gehalten wird, weil er von dem durch den Strom abgesetzten Schlamm nach und nach erhöhet und zu einem festen, fruchtbaren Boden gebildet worden ist.

Diese Ebne und das Nilthal, welche aus dem oben bemerkten Grunde allein zum Ackerbau fähig sind, dem Flächeninhalte nach kaum der sechste Theil des ganzen Landes, waren auch der alleinige Sitz der Cultur. Sie haftete an dem Strome, und war, nach allen Zeugnissen der überlieferten Geschichte wie der Denkmäler, seinem Laufe folgend, von Süden nach Norden eingewandert. Da, wo oberhalb Aegypten's die verschiedenen Arme des Nil zusammenstoßen und eine große Insel bilden, lag der uralte Priesterstaat Meroë (etwa das heutige Königreich Sennaar einnehmend), und hier ist, nach den Untersuchungen eines Deutschen Forschers*), welche durch die neuesten Reisenden Licht und Bestätigung erhalten haben, die Wiege der Aegyptischen Cultur zu suchen. Meroë war einst ein erobernder Staat von hohem Glanze; Priester stifteten und beherrschten ihn, und gaben ihm als Mittelpunkt eines religiösen, vorzüglich auf Orakel gestützten Götterdienstes und eines weit verbreiteten Handelsverkehrs große Bedeutung bei den umwohnenden Barbaren. Religion und Handel waren, und sind zum Theil noch jetzt, im Orient eng an einander geknüpft. Im Alterthume war der Handel größten Theils Landhandel, der, wie heut zu Tage, durch Caravanen geführt wurde. In den endlosen Wüsten, durch welche diese Züge den Weg finden müssen, gibt es nur wenige von der Natur bestimmte Ruheplätze, über deren Wahl keine Willkür Statt findet. An vielen dieser Plätze entstanden der bequemen Lage wegen zugleich Heiligthümer, die sich dann den aus der Ferne kommenden Kaufleuten als die besten Märkte darboten, weil sie hier die zu den Götterfesten weit und breit zusammenströmende Menge trafen, und der Verkehr — was er in der Nähe räuberischer Nomadenvölker so sehr bedurfte — im Schutz des Heiligthums Sicherheit fand. Noch heut zu Tage findet in diesen Gegenden ein reger Handelsverkehr Statt; in uralten Zeiten war Meroë ein Hauptpunkt des Caravanenhandels zwischen Aethiopien und den diesseits der Nubischen Wüste

*) Heeren Ideen &c. Werke Th. XIII. S. 352 fg.

gelegenen Ländern. Aber noch mehr: es stand auch mit der See in Verbindung und war Mittelpunkt einer über das Arabische und Indische Meer hin bestehenden Handelsverbindung zwischen Africa und Südasien, die bis nach dem fernen Indien reichte; ja es ist nicht unwahrscheinlich vermuthet worden, daß in dieser Verbindung der Grund mancher sehr auffallenden Uebereinstimmung zwischen dem altägyptischen und altindischen Leben in Verfassung, Religionscultus, Kunst, Lebensart und Sitten zu suchen sey.

Die Priestercaste, die als herrschender Stamm ihren Hauptsitz in Meroë hatte, sandte von dort Colonien aus, verbreitete dadurch in diesen neu angelegten Städten und Staaten ihren Cultus und ihre Staatseinrichtungen, und bildete dadurch neue Mittelpunkte für den Caravanenhandel. Eine solche Colonie war Ammonium in der Libyschen Wüste, wo sich das berühmte Orakel des Ammon befand; eine noch viel wichtigere und bedeutendere, Theben in Ober-Aegypten. So empfing Aegypten die Keime seiner Cultur von dem Aethiopischen Meroë. Wenn man die historischen Zeugnisse, welche für diese Annahme sprechen, wegen des ungemein hohen Alters der Thatsache nicht für hinlänglich erweisend halten sollte, so wird sie durch die Forschungen mehrerer Reisenden*) in den letzten Jahrzehenden an Ort und Stelle auf eine merkwürdige Weise bestätigt. Diese nämlich fanden südlich von Aegypten innerhalb des Nilthals durch ganz Nubien viele Tempel, Kolosse, Grabmäler, welche nicht nur die Uebereinstimmung mit altägyptischer Religion und Kunst in diesem Lande beweisen, sondern auch zum Theil gerade die Urform der Aegyptischen Architektur darstellen, und wie sich von diesem Punkte aus die nationale Form der Baukunst immer höher erhob. Und daß in Aegypten selbst das obere Land früher cultivirt war, als die nördlicheren Theile, sagen die unzweideutigsten Zeugnisse. So wird denn der Weg, den die Cultur in diesem Erdstriche genommen hat, nicht in Zweifel gestellt werden können.

Wenn man sich nun, in Uebereinstimmung mit dieser Ansicht, die Aegyptischen Staaten als durch einzelne Colonisationen entstanden vorstellt, so geht schon hieraus hervor, was überdies auch sonst von der Geschichte bestätigt wird, daß Aegypten von Anfang her keineswegs Ein großes Reich war, sondern eine Menge kleinerer Staaten enthielt,

*) Cailliaud, Gau und Andre.

die nach und nach zu größeren Massen zusammenschmolzen. Theben in Ober-, und Memphis in Mittel-Aegypten waren es, welche sich über die anderen erhoben, sie unterwarfen, und dadurch groß und mächtig wurden. In Unter-Aegypten erfolgte die Staatenbildung, der Natur der Dinge nach, am spätesten.

In Griechischen Schriftstellern, namentlich im Herodot und Diodor, und in den Auszügen, die aus dem Werke erhalten sind, welches der Aegyptische Oberpriester Manetho auf Befehl des Königs Ptolemäus II. Philadelphus schrieb, finden wir lange Reihen Aegyptischer Königsnamen, die unter einander wenig übereinstimmen, wahrscheinlich weil sie aus den Sagen und Ueberlieferungen der Priester an verschiedenen Orten geschöpft sind. Der erste König heißt bei allen Menes. Die beigefügten Nachrichten helfen uns freilich nur zu einer sehr fragmentarischen Geschichte des alten Aegypten, die indeß, zumal in Verbindung mit den erst in unseren Tagen durchforschten und beschriebenen Denkmälern, manchen Aufschluß über die Verhältnisse und den Entwicklungsgang des merkwürdigen Volkes geben. Eine der gewissesten Thatsachen in diesem Dunkel ist die Eroberung eines großen Theiles von Aegypten durch benachbarte nomadische Stämme. Ihre Herrschaft, die mehrere Jahrhunderte dauerte, wird die der Hyksos (Hirtenkönige) genannt, die man verschieden, auch, wiewol mit geringer Wahrscheinlichkeit, auf die Juden, gedeutet hat; doch scheinen mehrere der einheimischen Staaten gegen Erlegung eines Tributs während dieser Fremdherrschaft fortgedauert zu haben. Endlich ermannten sich die Aegypter und vertrieben die Fremdlinge, man meint um das Jahr 1700 v. Chr., denn eine sichre Chronologie gibt es in diesen frühen Jahrhunderten durchaus nicht. Die Vertreibung der Hyksos ist eine der wichtigsten Epochen der Aegyptischen Geschichte. Nicht lange nachher erfolgte die Vereinigung des ganzen Landes zu Einem Staate, dessen Hauptstadt das hochberühmte, reiche Theben war, schon bei Homer als die hundertthorige Stadt gepriesen. Und nun beginnt die nicht viel weniger als ein Jahrtausend umfassende Blüthezeit des Aegyptischen Reiches, während welcher manche seiner Könige auch als mächtige Eroberer und Herrscher außerhalb der Grenzen ihres Landes erscheinen. Im Anfange dieser Periode, wo wir in Asien noch kein großes Reich kennen, war Aegypten in der ganzen damaligen Welt, wenigstens bis zum Indus hin, der bei weitem cultivirteste Staat und

das mächtigste Reich, sein Mittelpunkt Theben ein Hauptsitz menschlicher Bildung*).

Dem alten Griechischen Geschichtschreiber Herodot, der im fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung Aegypten bereis'te, lasen die Priester die Namen von dreihundert und dreißig Königen vor, die auf den Menes gefolgt seyen; der letzte dieser Reihe soll Möris geheißen haben, welchem die Anlage des gleichnamigen Sees zugeschrieben wird. Dieser See war von außerordentlichem Nutzen für das Land, denn er diente vermittelst eines großen Schleusenwerks als Behälter für das Nilwasser, nahm in Jahren allzureicher Ueberschwemmung den Ueberfluß auf, und gab Wasser her, wenn sie zu dürftig war. Indeß ist dieser See, von welchem ein Theil noch gegenwärtig vorhanden ist, keinesweges gänzlich von Menschenhänden gegraben. Ein Theil der Landschaft Arsinoë, in der er sich befindet, liegt so niedrig, daß sie durch die jährlichen Ueberschwemmungen einen natürlichen Landsee bildet, den man durch Dämme und Canäle zu jener Bestimmung einrichten konnte.

Des Möris Nachfolger war, nach Herodot, der berühmte Sesostris, der ins vierzehnte Jahrhundert v. Chr. zu setzen ist. Von ihm wird erzählt, daß er mit 600,000 Fußgängern, 24,000 Reitern und 27,000 Streitwagen einen ungeheuren Eroberungszug unternommen, und sowol mit diesem Heere, als mit einer auf dem Rothen Meere ausgerüsteten Flotte von 400 Kriegsschiffen, Aethiopien, Asien bis über den Ganges hinaus, und die Scythischen Völker bis zum Don unterworfen habe; dann sey er nach Europa gegangen, und habe erst in Thracien seinen Zügen ein Ziel gesetzt. So sehr sich in dieser Sage auf den ersten Blick Uebertreibung und Ausschmückung zeigen, so darf man doch deswegen die ihr zu Grunde liegende geschichtliche Thatsache von den Eroberungen eines Aegyptischen Herrschers weit über die Grenzen seines ursprünglichen Reiches hinaus nicht verwerfen. Auch Verdienste um das Innere des Landes werden dem Sesostris zugeschrieben: die Eintheilung Aegypten's in sechsunddreißig Districte, Nomen genannt, Befestigung der Ostgrenze des Landes gegen räuberische Anfälle, Anlegung von Canälen und Aehnliches.

Etwa zwei Jahrhunderte nach dem Sesostris setzt Herodot die Regierungen dreier Könige, des Cheops, Chephren und Mycerinus, die

*) Heeren Th. XIV. S. 123 und 307.

nach einander herrschten, und den Bau großer Pyramiden unternahmen. Da die beiden ersteren zu diesem Behufe das Volk hart drückten, so waren sie als Tyrannen verhaßt; besonders aber standen sie bei den Priestern in einem sehr übeln Andenken, da sie ihnen widerstrebten und die Tempel verschlossen; Mycerinus dagegen wird als ein gerechter und milder Regent gepriesen. Von dem Vorgänger des Cheops, dem Rhampsinit, hat jener Griechische Geschichtschreiber eine Volkssage aufbehalten, die wir hier einschalten wollen, da sie einen Blick in die Sitten der Zeit thun läßt.

König Rhampsinit, erzählt Herodot, besaß mehr Schätze, als irgend einer seiner Nachfolger, und ließ zur Aufbewahrung derselben ein besonderes steinernes Gebäude errichten. Aber der unredliche Baumeister setzte einen Stein so künstlich ein, daß er von einem der Sache Kundigen leicht herausgenommen werden konnte. Es war ihm indessen nicht beschieden, die Früchte seiner List zu schmecken, denn kurz nach der Vollendung des Gebäudes ward er zum Sterben krank; doch entdeckte er noch vor seinem Tode seinen beiden Söhnen das Geheimniß. Diese eilten in der nächsten Nacht nach dem Schatzhause, fanden bald den bezeichneten Stein, und holten sich heraus, so viel sie tragen konnten. Mit Verwunderung bemerkte der König den Verlust, ohne eine Spur von Verletzung am Gebäude entdecken zu können, und da nun bei den nächsten Besuchen immer mehr fehlte, so ward er neugierig, den Dieb und sein Verfahren kennen zu lernen, und ließ Schlingen zwischen die Gefäße legen, welche die Schätze enthielten. Die List gelang, denn als die Brüder in einer Nacht abermals erschienen, und einer von ihnen durch das Loch hinein stieg, verwickelte er sich im Finstern dergestalt in die Schlingen, daß er jeden Gedanken zu entkommen aufgeben mußte. „Bruder, rief er in der Verzweiflung, für mich ist keine Rettung; damit aber du dem Verderben entgehst, so schneide mir den Kopf ab, und nimm ihn mit dir, so wird man mich nicht erkennen." Der Bruder that es, und der König erstaunte aufs höchste, da er den kopflosen Leichnam in seiner fest verschlossenen Schatzkammer fand. Indeß baute er die Hoffnung, den Dieb dennoch kennen zu lernen, auf den religiösen Sinn seines Volkes, dem die Bestattung und Ehre der Todten über Alles am Herzen lag. Daher ließ er den Rumpf an die Mauer hängen, und Wächter dabei hinstellen, welche Den, der darüber weinen und jammern würde, festhalten und zu ihm bringen sollten.

Auch wäre dieser Einfall dem Könige beinahe geglückt. Denn die Mutter der beiden Brüder war untröstlich darüber, daß sie an dem Todten einen solchen Jammer erleben sollte, und drohte dem andern, dem Könige Alles zu verrathen, wenn er ihr nicht den Leichnam verschaffen würde. So ersann denn dieser eine neue List. Er füllte eine Anzahl Schläuche mit Wein, belud einige Esel damit, und führte diese vor der Mauer vorbei, wo die Wächter standen. Als er nahe bei ihnen war, öffnete er heimlich einen Schlauch und ließ den Wein auf die Erde laufen. Jene eilten mit Töpfen herbei, den rinnenden Wein aufzufangen. Der Eseltreiber stellte sich anfangs aufgebracht, nachher aber, als die Wächter ihm lachend zuredeten, that er, als ob er es sich gefallen ließe, setzte sich zu ihnen, und gab ihnen auch von den anderen Schläuchen zum Besten, bis sie sämmtlich niedertaumelten und einschliefen. Unterdeß war es dunkler geworden, und nun ward es dem Schlaukopf leicht, den Leichnam seines Bruders abzuschneiden und auf seine Esel zu laden. Zum Schimpfe schor er noch, ehe er von dannen zog, den schlafenden Wächtern auf einer Seite den Bart ab. Des Königs Erstaunen stieg mit seinem Zorne, und so groß war seine Begier, Den kennen zu lernen, der ihm diese Streiche gespielt, daß er seiner eignen Tochter befahl, Jedem zu Willen zu seyn, der ihr vorher die klügste und die schändlichste That seines Lebens erzähle. Der kecke Dieb aber unternahm es, den König von neuem zu überlisten, ging hin, und als die Königstochter ihm die gebotene Frage vorlegte, antwortete er: seine schändlichste That sey die, daß er seinen Bruder getödtet, und seine klügste die, daß er die königlichen Wächter trunken gemacht habe. Als sie dies hörte, griff sie nach seiner Hand, aber in dem Augenblick sah sie ihn zur Thür hinaus springen, und nahm nun mit Entsetzen wahr, daß sie die Hand des todten Bruders festhielt, welche der Listige abgeschnitten, und statt seiner eignen unter dem Mantel hervorgehalten hatte.

Jetzt gab der König die Hoffnung auf, diesen Meister der Verschlagenheit zu überlisten; daher machte er bekannt, daß derselbe von aller Strafe frei seyn, und noch eine große Belohnung empfangen solle, wenn er sich freiwillig vor ihn stellte. Jener trug kein Bedenken, sich zu melden, der König bewunderte ihn höchlich, und gab ihm seine Tochter zur Ehe.

---

2. Staat, Religion, Wissenschaft und Kunst der Aegypter.

Die Grundlage aller Staatseinrichtungen im alten Aegypten war, wie in Indien, die Theilung des Volkes in Casten, und wie dort, läßt sich auch hier nachweisen, daß dies Verhältniß theilweise durch Einwanderungen fremder Stämme oder Colonisten entstand, welche große Veränderungen in der Cultur und im Besitzstande herbeiführten. Man kann nicht zweifeln, daß auch in Aegypten verschiedene Menschenrassen zusammenstießen, und daß die Cultur so wie die herrschende Gewalt im Staate im Besitz des hellfarbigen Stammes waren; denn durch die hellere Farbe sind auf den übriggebliebenen Bildwerken die höheren Casten im Gegensatz gegen die übrigen ausdrücklich bezeichnet.

Die Verehrung, welche die Völker den Priestern besonders auf den ersten Entwicklungsstufen der Cultur zollen, machte auch in Aegypten die Priestercaste zu der angesehensten. Die zu ihr gehörigen Familien waren die ersten, vornehmsten und reichsten des Landes; der größte und schönste Theil der Ländereien war ihr Eigenthum. Der Beruf und die Beschäftigungen dieser Priester waren aber auch hier keinesweges bloß auf den Dienst der Götter beschränkt, sondern umfaßten die ganze höhere Cultur der Nation. Sie waren im Besitz aller wissenschaftlichen Kenntnisse, waren Richter, Aerzte, Baumeister, kurz Alles, was besondre Bildung des Geistes und eine Art von Gelehrsamkeit voraussetzt. Auch den Königen standen sie als Räthe zur Seite, und da diese in Zeit und Einrichtung der Staatsgeschäfte, der gottesdienstlichen Gebräuche und des häuslichen Lebens an sehr genaue religiöse Vorschriften gebunden waren, so befanden sie sich in großer Abhängigkeit von den Priestern. Jeder Versuch, sich davon loszumachen, wurde als ein Verbrechen gegen die Religion angesehn. Indeß fehlte es an solchen Versuchen nicht; aus mehreren Thatsachen darf man schließen, daß es Könige gegeben hat, welche die ihnen von den Priestern gesetzten Schranken mit Erfolg durchbrachen, und sehr eigenwillig herrschten, wohin die oben angeführten Könige Cheops und Chephren gehörten, welche in den Jahrbüchern der Priester als Gottlose bezeichnet waren. Uebrigens gehörten die Aegyptischen Könige, Pharaonen genannt, auch der Priestercaste nicht an, sondern — wiederum wie in Indien — als Heerführer und Beschützer des Landes, den Kriegern, deren Caste in Vorzug und Ansehn gleich auf die der

Priester folgte. In der blühendsten Epoche des Reiches soll die Anzahl dieser Streiter sich auf 400,000 belaufen haben. Sie waren im Besitz gewisser Ländereien, die ihnen statt des Soldes dienten, und durften, um den kriegerischen Geist nicht zu schwächen, kein Handwerk treiben. Die Gewerbe waren einer dritten Caste überlassen, die eine der zahlreichsten war, und Handwerker, Künstler, Krämer und Kaufleute in sich begriff. Ob, wie bei den Indern, die einzelnen Gewerbe wieder in einzelnen Unterabtheilungen erblich waren, oder ob unter allen diesen Beschäftigungen von der ganzen Caste nach Willkür gewählt werden konnte, ist ungewiß, die erstere Annahme jedoch die wahrscheinlichere. Ueber die andern Casten stimmen die Nachrichten der beiden Griechischen Geschichtschreiber, die sich am ausführlichsten über die Aegyptischen Einrichtungen verbreiten, des Herodot und des Diodor, nicht überein. Der letztere hat noch die Ackerbauer als eine besondere Caste, die der erstere nicht aufführt, wahrscheinlich weil er sie zu den Gewerbtreibenden rechnet. Diodor hat ferner nur Eine Hirtencaste, Herodot unterscheidet zwei: Rinderhirten und Schweinehirten. Die Hirten wurden gehaßt und verachtet; Viehhirten, heißt es in der Bibel, sind den Aegyptern ein Gräuel. Wenn unter dieser Caste die nomadischen Stämme begriffen waren, welche in den Gebirgen hauseten, anderer Abkunft waren und von den Königen wol nicht dauernd unterworfen werden konnten, so ist dieser Haß schon daraus zu erklären; er läßt sich aber auch noch aus einer andern Ursache ableiten, nämlich aus dem Bestreben der herrschenden Casten, dem Volke den Werth des Ackerbaues und der ansäßigen Lebensart stets lebendig zu erhalten. Am meisten traf jene Verachtung die Schweinehirten, weil das Schwein bei den Aegyptern, wie bei den Juden, für ein unreines Thier galt. Daher war ihnen alle Vermischung mit anderen Aegyptern, ja sogar der Zutritt zu den Tempeln, untersagt.

Außer diesen Casten, welche den Kreis der menschlichen Thätigkeit im Allgemeinen umfassen, führt Herodot noch zwei andere auf, Dollmetscher und Schiffer. Die erstere entstand erst zu den Zeiten des weiter unten zu erwähnenden Königs Psammitichus, der die Nation in genaue Verbindung mit Griechenland zu bringen trachtete, und daher eine beträchtliche Anzahl Aegyptischer Kinder durch die ins Land gerufenen Griechen erziehen ließ. Die Abkömmlinge derselben bildeten nun jene Caste. Endlich die Schiffer waren nicht Seefahrer, da Aegypten sich in früheren Zeiten nach der Meeresseite ganz verschloß,

sondern Nilschiffer, deren Bedeutung aus der gänzlichen Abhängigkeit der Cultur Aegypten's von diesem Strome, und aus der Lage aller Städte des Landes an demselben, genügend hervorgeht. Herodot sah den Nil mit Fahrzeugen und Lastschiffen wie übersäet, und an gewissen Nationalfesten schifften die Aegypter von Stadt zu Stadt, so daß sich oft gegen siebenhundert tausend Menschen auf dem Flusse befanden. Zur Zeit der jährlichen Nilüberschwemmungen war die Schifffahrt sogar das einzige Verbindungsmittel im Lande.

Von den Gesetzen der Aegypter wollen wir hier einige anführen, die auf fortgeschrittene Cultur und Milde der Sinnesart hindeuten. Wenn Jemand auf der Landstraße einen Menschen hatte umbringen oder sonst eine Gewaltthätigkeit leiden sehen, und ihm nicht geholfen hatte, wenn er es vermocht, so war er des Todes schuldig. War er zur Hülfe unfähig, so mußte er die That wenigstens anzeigen; unterließ er auch dies, so wurde er gegeißelt, und mußte drei Tage hungern. Falsche Kläger mußten das leiden, was den Verleumdeten bevorgestanden hätte, wenn sie verurtheilt worden wären. Jeder Aegypter war gehalten, bei der Obrigkeit anzugeben, wovon er lebe; wer hiebei log, oder eines verbotenen Gewerbes überwiesen wurde, mußte es mit dem Leben büßen. Eltern, welche ihre Kinder umgebracht hatten, wurden genöthiget, den Leichnam drei Tage und drei Nächte fortwährend in den Armen zu halten; denn, fügt der Griechische Geschichtschreiber*) hinzu, es wurde nicht für gerecht gehalten, Diejenigen des Lebens zu berauben, welche es den Kindern gegeben hatten, sondern durch Schmerz und Reue von solchen Thaten abzuhalten. Schwangere Weiber, die zum Tode verurtheilt waren, wurden nicht eher hingerichtet, als bis sie geboren hatten. Krieger, die ihre Reihen verließen, oder den Befehlen der Anführer nicht gehorsam waren, wurden nicht mit dem Tode, sondern mit der äußersten Ehrlosigkeit bestraft, konnten jedoch durch Tapferkeit ihre Ehre wieder herstellen. Darlehen durften durch aufgelaufene Zinsen nicht über den zwiefachen Betrag vergrößert werden. Gläubiger durften sich nur an das Vermögen, nicht an die Person ihrer Schuldner halten, denn die Personen gehörten dem Staate zu den gesetzlichen Leistungen in Krieg und Frieden.

Von den Sitten der Aegypter bemerkt Herodot, daß, gleichwie ihr Himmel und ihr Fluß von ganz eigenthümlicher Art wären, so auch

---

*) Diodor I, 77.

ihre Gebräuche oft gerade das Umgekehrte von denen anderer Völker darstellten. So sind die Weiber auf dem Markt und treiben Handel, die Männer sitzen daheim und weben; sie haben keine Priesterinnen, sondern nur Priester; die Söhne brauchen ihre Eltern nicht zu ernähren, die Töchter aber müssen es; sie haben keine Ställe für das Vieh, sondern leben mit ihm in einer Wohnung; den Teig kneten sie mit den Füßen und den Lehm mit den Händen; der Mann hat zwei Kleider und das Weib nur eins.

Der Handel der Aegypter war, obschon sie das Meer verabscheuten, gleichwol sehr bedeutend. Die Fremden kamen zu Lande; von der großen Caravanenverbindung mit Meroë ist schon gesprochen. Ober-Aegypten konnte theils durch das Rothe Meer mit den Küstenländern Südasien's in Verbindung treten, theils durch die Caravanenstraßen mit den südlicher und westlicher gelegenen Ländern Africa's. Es vereinigte dieses Land alle Vortheile, welche es zu einem Hauptplatze des Welthandels machen konnten*). Auch der Kunstfleiß der Aegypter war bedeutend; die Weberei, sowol in Linnen als in Baumwolle, hatte einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Man verfertigte Decken und Teppiche bis hundert Ellen lang, und viele darunter wurden mit Stickereien von farbigen Fäden, oder auch von Golddraht ausgeschmückt. Die Formen der auf den Denkmälern abgebildeten Geräthschaften, der musikalischen Instrumente u. s. w. zeigen Mannichfaltigkeit und Zierlichkeit.

Ueber die Religion und Mythologie der Aegypter lauten die Berichte aus dem Alterthum sehr verschieden, und nicht weniger verschieden sind die Erklärungsversuche der aufbewahrten Aegyptischen Mythen ausgefallen, indem man bald historische, bald astronomische, oder physikalische Thatsachen und Gedanken, auch philosophische Ansichten, als Grundlage derselben betrachtet hat. Viele scheinbare Widersprüche lösen sich auf, wenn man theils die Priesterreligion vom Volksglauben, theils verschiedene Entwicklungsperioden der Aegyptischen Mythologie unterscheidet. Auch hier spielt das Oertliche, die eigenthümliche Natur des Landes, eine wichtige, einflußreiche Rolle. Die einzelnen Districte, die in älteren Zeiten verschiedene Staaten ausmachten, hatten eben darum ihre besonderen Localgottheiten; allgemein war die Verehrung des Osiris und der Isis. Osiris wurde theils als ein alter

*) Heeren Th. XIV. S. 379.



Heros betrachtet, als der um Aegypten hochverdiente Urheber des Ackerbaues und aller Cultur, und scheint als solcher die von Meroë herkommende Priestercaste zu bedeuten; theils war er Symbol der zur Fruchtbarkeit wirksamen Naturkräfte, des Nil, der Sonne, des Sonnenlaufs; den Mythen von ihm liegt der physische und astronomische Verlauf des Jahres zum Grunde. Isis war Bild des Mondes und der befruchteten Erde. Sehr merkwürdig ist der Thierdienst der Aegypter. Viele Thierarten galten für heilig, besonders Katzen, Schlangen, Hunde, Ibis, Sperber u. a. m. Die Nachrichten von der Verehrung, die ihnen gezollt wurde, übersteigen fast allen Glauben. Wer eines dieser Thiere aus Vorsatz tödtete, mußte sterben, wenn es unvorsetzlich geschah, konnte er sich mit einer Geldstrafe lösen. Wer aber eine Katze, einen Ibis oder einen Habicht auch unvorsetzlich tödtete, mußte die Todesstrafe leiden. Wer daher eines dieser Thiere todt erblickte, blieb stehen und betheuerte unter lautem Schreien und Wehklagen, daß er es todt gefunden. Diodor erlebte es selbst bei seinem Aufenthalte in Aegypten, daß ein Römer, der unvorsetzlich eine Katze umgebracht hatte, zu einer Zeit, wo Aegypten's Schicksal in Rom's Händen war, hingerichtet wurde; weder die herrschende Furcht vor dem mächtigen Rom, noch die Bitten des Königs konnten den Unglücklichen vor der Volkswuth schützen. Bei einer Feuersbrunst, erzählt Herodot, tragen die Aegypter weit mehr Sorge für die Rettung der Katzen, als für die Löschung des Brandes, und wenn eine Katze sich in die Flammen stürzt, so wird große Wehklage erhoben. Wenn in einem Hause eine Katze von selbst starb, so schor sich Jedermann in demselben die Augenbraunen ab; starb ein Hund, so schor man sich Kopf und Leib kahl. Todte Katzen wurden einbalsamirt, und in der Stadt Bubastis beigesetzt. Gefallene Ochsen wurden bis an die Hörner vergraben, und zu gewissen Zeiten durchzogen bestimmte Männer das ganze Land, um diese an den Hörnern kenntlichen Gräber aufzusuchen, und die ausgegrabenen Gebeine auf dem Nil nach der Insel Prosopitis im Delta zu führen, wo sie an einer besonderen Stätte begraben wurden. Gewisse Thiere, z. B. das Krokodil, wurden nicht überall, sondern nur in einigen Districten verehrt. Einigen Thierindividuen wurde eine besonders große Verehrung erwiesen; sie wurden von angesehenen Männern bedient, mit kostbaren Speisen gefüttert, gesalbt und gebadet. Dahin gehörten besonders zwei Ochsen, der Apis zu Memphis und der Mnevis zu Heliopolis. Der Apis zumal ward im ganzen Lande ver-

ehrt, und eben so allgemein war die Trauer, wenn er starb, bis die Priester seinen Nachfolger gefunden hatten, wo denn große Freude entstand. Er mußte nämlich schwarz seyn, mit einem weißen Dreieck auf der Stirn, einem weißen, halbmondförmigen Fleck auf der rechten Seite und einem käferförmigen Knoten unter der Zunge. Daß die List der Priester hiebei thätig war, ist leicht begreiflich.

Um diesen seltsamen Thierdienst zu erklären, haben schon die Alten sowol mythische als natürliche Gründe aufgestellt. Furcht vor den bösen Thieren und Dankbarkeit gegen die guten, aus denen man diese Verehrung häufig abgeleitet hat, sind zur Erzeugung eines so enthusiastischen Dienstes schwerlich hinreichend, obschon sie wol dazu mitgewirkt haben können. Der Ursprung mag in den rohen Empfindungen und Begriffen der ältesten Bewohner Aegypten's zu suchen seyn; in der Priesterlehre wurden die heiligen Thiere höchst wahrscheinlich als Symbole der Naturkräfte angesehen. So wurde im Apis eigentlich Osiris verehrt.

Der Glaube an die Fortdauer des Menschen nach dem Tode nimmt nicht nur eine der vorzüglichsten Stellen in den religiösen Vorstellungen der Aegypter ein, sondern war auch auf ihr ganzes Leben und ihre Sinnesart von dem größten Einfluß. „Die Aegypter, sagt Diodor, halten die Zeit dieses Lebens für sehr gering, aber die nach dem Tode, wo sich ihre Tugend im Andenken erhalten soll, sehr hoch. Daher nennen sie die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil wir nur eine kurze Zeit in denselben wohnen, die Gräber der Verstorbenen aber nennen sie ewige Häuser, weil die Todten in der Unterwelt eine grenzenlose Zeit zubringen. Auf die Erbauung der Häuser wenden sie deshalb nur geringe Mühe, die Gräber aber werden auf außerordentliche Weise ausgestattet." Daher denn auch die Aegypter einen so großen Fleiß auf die Einbalsamirung der Leichen wandten, daß viele derselben, unter dem Namen der Mumien bekannt, sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben, und aller Verwesung zu trotzen scheinen. Es geschah die Zubereitung der Leichen, nachdem die Verwandten es mehr oder minder kostbar verlangten, entweder durch bloßes Einlegen in Natrum, oder der Leib wurde außerdem noch mit köstlichen Specereien angefüllt. Hierauf wurde die Leiche mit feinen Zeugen bewickelt, und mit Gummi überstrichen, dann mit einer aus zusammengeleimtem Kattun und einem Gypsüberzug bestehenden Maske umgeben, worauf das Gesicht des Verstorbenen gemalt und der übrige Leib mit bedeutsa-

men Hieroglyphen versehen wurde. So umhüllt kam die Mumie in einen mit Schnitzwerk verzierten, zum Aufrechtstellen eingerichteten Sarg aus Sykomorenholz. Vor der Bestattung aber wurde, nach Diodor's, freilich der moralisirenden Ausschmückung verdächtigen, Erzählung, ein förmliches Todtengericht gehalten, wo Jeder vor den besonders dazu versammelten Richtern auftreten, und dem Verstorbenen durch Beweise, daß er schlecht gelebt, die Ehre des herkömmlichen Begräbnisses streitig machen konnte. Trat aber Niemand auf, oder wurde der Kläger, wofür er in schwere Strafe verfiel, der Verleumdung überwiesen, so hielten die Verwandten eine Lobrede, und bestatteten den Todten auf herkömmliche Weise. Die Gräber, große unterirdische Gewölbe, befanden sich am Fuße der westlichen Gebirgskette, deren natürliche Felsenhöhlen dazu benutzt und durch künstlich eingehauene vermehrt wurden. Welche Sorgfalt die Aegypter auf die Ausstattung dieser Grabgewölbe wandten, hat uns bereits die angeführte Stelle des alten Geschichtschreibers gelehrt. In der That sind die Wohnhäuser der Lebendigen verschwunden, während die der Todten sich erhalten haben, und zur Nachwelt reden. Jede Aegyptische Stadt bedurfte, nach dem Verhältnisse ihrer Größe, einer Reihe solcher Grabgewölbe. An diese großen Todtenstädte reihte sich die Vorstellung von einem großen unterirdischen Todtenreiche, Amenthes genannt, in welchem wiederum Osiris und Isis, als Gebieter der Todten, herrschen, obschon dieser Glaube mit dem an die durch das Mumisiren bedingte Fortdauer nicht recht verträglich scheint, und schon eine höhere Bildung voraussetzt, da die dem letztern zu Grunde liegende Vorstellung noch ganz roh ist. Auch mit der nach Herodot's Zeugniß bei den Aegyptern herrschenden Meinung von einer Wanderung, welche die Seele nach der Verwesung des Leibes durch allerlei Thiere beginnen muß, sind jene fast auf Unverweslichkeit gerichteten Anstalten schwer in Uebereinstimmung zu bringen, wenn man nicht diese Lehre von der Seelenwanderung für ein der Volksreligion fremdes Philosophem der Priester erklären will.

Die Aegyptischen Priester waren schon im hohen Alterthume im Besitz mancher wissenschaftlichen Kenntniß, aber die strenge Form, in die Alles gebannt war, hinderte den freien, geistigen Aufschwung und die lebendige Fortentwicklung. Die Gestirne wurden bereits sehr früh sorgfältig beobachtet; nach allen Nachrichten sind die Aegypter dasjenige Volk, von welchem die Kenntniß des Sonnenjahres zu 365¼ Tagen

ausgegangen ist. Auf die Meßkunde leitete sie die Nothwendigkeit, die Streitigkeiten zu entscheiden, welche bei den jährlichen Ueberschwemmungen so leicht über die Grenzen der Felder entstanden. Sie hatten für die einzelnen Krankheiten besondere Aerzte, daher es eine große Menge derselben gab; und auch hier zeigte sich ihre starre Beobachtung des Hergebrachten, denn jede erfolglose Abweichung von den in den heiligen Büchern enthaltenen alten Vorschriften konnte dem Arzte eine Klage auf Leib und Leben zuziehn.

Die Aegypter bedienten sich mehrerer Schriftarten; die eigenthümlichste und berühmteste sind die Hieroglyphen, die heilige Bilderschrift, mit welcher die Denkmäler bedeckt sind. Es sind Gegenstände aller Art, welche den alten Aegyptern zu diesem Behufe dienten: die Himmelskörper, Menschen in verschiedenen Stellungen und Lagen, Glieder des menschlichen Leibes, vierfüßige Thiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten, Pflanzen und Theile derselben, Geräthschaften und Werkzeuge aller Art, Gebäude, geometrische Figuren, endlich phantastische Zusammensetzungen*). Kein Schlüssel, diese seltsamen Zeichen lesen und verstehen zu können, hat sich aus dem Alterthume erhalten, desto mehr war die Wißbegierde gereizt, welche mit der Enträthselung derselben den Schleier eines wichtigen Geheimnisses lüften und in die Tiefen einer verborgenen Weisheit dringen zu können lange geglaubt hat. Bis auf unsere Tage war man der Meinung, daß die Hieroglyphen mit der Buchstabenschrift gar nichts gemein hätten, sondern ohne Bezug auf die Töne die Gegenstände oder Begriffe unmittelbar ausdrückten. Aber in unsern Tagen ist die wichtige Entdeckung gemacht worden, daß es Hieroglyphen gibt, welche allerdings eine solche Beziehung auf die Wortlaute der Sprache haben. Man fand nämlich glücklicherweise auf Denkmälern, besonders auf einem von den Franzosen zu Rosette entdeckten Stein, hieroglyphische Inschriften mit der Griechischen Uebersetzung daneben. In dieser las man einige Eigennamen, und sah, daß in der Bezeichnung derselben durch Hieroglyphen dasselbe Bild so oft wiederkehrte, als sich im Griechischen der Buchstabe wiederholte. Hieraus schloß man mit Sicherheit, daß d i e s e Hieroglyphen Bezeichnungen von Tönen oder Buchstaben seyen, und nannte sie daher phonetische oder Tonhieroglyphen. Es war ein Französischer

*) **Champoillon**, **Précis du système hiéroglyphique des anciens Égyptiens p. 263**, berechnet die Summe aller vorkommenden Zeichen auf achthundert und vierundsechzig.

Gelehrter, der 1832 verstorbene Champollion der Jüngere, der diese Entdeckung durch weitere Entwickelung recht fruchtbar machte, wenn er den ersten Gedanken auch von dem Engländer Young, der mit ihm zu gleicher Zeit über diesen Gegenstand forschte, entlehnte. Denn auf diese Grundlage bauend fand Champollion, daß die phonetischen Hieroglyphen Bilder eines physischen Gegenstandes seyen, dessen Wortlaut in der Aegyptischen Sprache mit dem Buchstaben anfängt, den das Zeichen selbst auszudrücken bestimmt ist. Wie wenn man in der Deutschen Sprache für den Laut L eine Hieroglyphe suchte, so könnte man dafür das Bild des Löwen nehmen, weil dieses Wort mit jenem Buchstaben anfängt. Da wir von der alten Aegyptischen Sprache gar nichts mehr übrig haben, so legte Champollion bei seinen Forschungen das Koptische zum Grunde, indem er nach dem Vorgange anderer Gelehrten annahm, daß diese Sprache (die vor der Zeit der Einführung des Islam in Aegypten herrschend war, jetzt ebenfalls ausgestorben, aber noch in der kirchlichen Litteratur der Aegyptischen Christen vorhanden ist) eine der altägyptischen sehr nahe stehende Mundart sey. Mit Anwendung dieses Schlüssels nun ist auf den Monumenten eine Reihe von Königsnamen entziffert worden, die häufig mit den in den Verzeichnissen des Manetho enthaltenen übereinkommen*), wodurch diese Methode ohne Zweifel eine sehr wichtige Bestätigung erhalten hat, und wir dürfen durch die fernere Anwendung derselben noch manchen Aufschlüssen entgegen sehen. Uebrigens sind nach Champollion die Aegyptischen Hieroglyphen keinesweges alle phonetischer Art, sondern auch zum Theil symbolische Zeichen und zum Theil wirkliche Abbildungen der Gegenstände, die sie ausdrücken sollen.

Bei der Kunst der Aegypter kommen vornehmlich Sculptur und Baukunst in Betracht, die mit einander in der engsten Verbindung standen, da man die Mauern und Wände der Tempel und anderer Denkmäler mit Bildwerk bedeckt findet. Auch der höheren Ausbildung der Sculptur stand die Casteneintheilung und das unverrückte Beharren beim Herkömmlichen entgegen; dazu kam der finstere, melancholische Charakter des Aegyptischen Volkes, denn die Kunst erreicht ihre Höhen nur bei freier, ungehinderter Entfaltung und bei einer regsamen, hei-

---

*) Ausführliche Nachrichten hierüber findet man, außer in den Schriften Champollion's selbst, in Rühle v. Lilienstern Graphische Darstellungen zur Geschichte von Aethiopien und Aegypten, Text, S. 57.

tern Sinnesart. Die Aegyptischen Statuen sind bei großer Sorgfalt und Genauigkeit der Behandlung steif, mager und ungraciös; mehr Freiheit und Ausdruck rühmt man an den Thiergestalten, hier mochten die Künstler nicht so durch einen herkömmlichen typischen Charakter gefesselt gewesen seyn. Weit großartiger und wahrhaft erhaben zeigt sich dagegen die Aegyptische Architektur, wo Ruhe, Beharrlichkeit und der Geschmack an der vorherrschenden geraden Linie, der die Bildnerei steif macht, ganz an ihrer Stelle sind.

Weltberühmt sind jene ungeheuren Baudenkmäler der Aegypter, die erhabenen Zeugen einer längst verschwundenen Größe, die den beharrlichen, in stiller Besonnenheit unternehmenden Geist dieses Volkes der späten Nachwelt verkünden. Griechen, Römer und Araber, die Aegypten, nachdem es seine Unabhängigkeit verloren, nacheinander beherrschten, haben hier große Bauwerke errichtet, aber sie sind alle zertrümmert, während so viele einheimische Denkmäler, die ein Jahrtausend und darüber älter sind, als das älteste von jenen, der langen Reihe von Jahrhunderten und der Zerstörungswuth roher Barbaren Trotz bieten. Es gehören dahin die Obelisken (d. i. Spitzsäulen), die einfachsten Werke der Aegyptischen Baukunst, viereckige, glattpolirte Granitsäulen, die wie schlanke Thürme in die Luft ragen, zur Ehre der Götter errichtet, oder zu Zierden der Tempel und heiligen Plätze bestimmt, an deren Eingange sie sich befanden. Sie haben ohne das Fußgestell eine Höhe von funfzig bis hundert und funfzig Fuß, auch noch darüber; unten sind sie vier und ein halb bis fünf und zwanzig Fuß breit. Die Herbeischaffung und Aufstellung dieser Steinmassen erforderte ungeheure Kräfte und ist bewundernswürdig. Noch sind mehrere Obelisken in Aegypten, viele findet man umgestürzt und zertrümmert. Nach einer Reihe von Jahrhunderten, als Aegypten zum Römischen Weltreiche gehörte, kamen einige Beherrscher desselben auf den Gedanken, einige dieser merkwürdigen Säulen nach Rom schaffen und dort aufstellen zu lassen, welches nur mit großen Kosten und erstaunlicher Mühe zu vollenden war. Als aber auch diese berühmte Stadt zuletzt das allgemeine Schicksal aller irdischen Größe erfuhr, und eine Reihe von Stürmen und Verwüstungen dulden mußte, wurden jene majestätischen Säulen umgestürzt und zerbrochen. Wol ein Jahrtausend mochten die großen Felsentrümmer mit Schutt und Erde bedeckt gelegen haben, bis endlich vor dritthalb Jahrhunderten ein kunstliebender Beherrscher des neuern Rom, Papst Sixtus V.,

vier derselben wieder aufrichten ließ *), und einige spätere Päpste mit einigen anderen Obelisken seinem Beispiele folgten.

Die Pyramiden finden sich nur in Mittel-Aegypten; man zählt ihrer heut zu Tage noch etwa vierzig, die in fünf Gruppen getheilt sind. Die wichtigste dieser Gruppen ist die von Gizé in der Nähe von Memphis, unter welcher sich die schon von Herodot beschriebenen Pyramiden befinden. Die größte derselben besteht aus 203 Steinschichten oder Stufen, und ist, nach den sorgfältigsten Messungen, 468 Französische Fuß hoch; jede ihrer vier Seiten mißt unten 716 Fuß. Oben endet sie sich nicht in eine Spitze, sondern in eine Fläche von 30 Fuß im Durchmesser. Sie ist geöffnet; der wißbegierige Reisende, der in ihr Inneres dringen will, muß durch einige enge Gänge kriechen, ohne zuletzt etwas anderes zu finden, als ein längliches Gemach, ohne alle Verzierung, in welchem sich ein leerer marmorner Sarkophag befindet. Die zweite Pyramide ist fast eben so hoch, als die erste; die übrigen sind bedeutend kleiner. Die meisten Pyramiden sind von Kalkstein erbaut, und mit Platten von Granit oder Marmor bekleidet (oder bekleidet gewesen). Ueber die Bestimmung dieser ungeheuren Gebäude ohne Thür oder Luftzugang hat man viel gestritten, und sehr verschiedne Meinungen aufgestellt. Am wahrscheinlichsten ist es, daß sie von den Königen als Denkmäler über ihre Gräber gesetzt wurden, schon darum, weil sich umher die Grabmäler von Memphis ausbreiten.

Herodot, welcher diese Pyramiden noch mit ihrer schönen Bekleidung sah, erzählt, daß sich auf der größten eine Inschrift befand, die angab, was die Arbeiter bloß an Rettigen, Zwiebeln und Knoblauch verzehrt, gegen zwei Millionen Thaler nach unserm Gelde. Jener oben erwähnte verhaßte König Cheops war, seinen Berichten zufolge, der Erbauer dieser Pyramide. Er habe zu dem Ende von allen Aegyptern harte Frohndienste verlangt, und immer hätten hunderttausend Menschen drei Monate nach einander an dem Bau der Pyramide arbeiten müssen. Zuerst habe man die Steine in dem östlichen Gebirge gehauen, dann sie bis an den Nil geschleift, über den Fluß und dann an den Ort gefahren, wo die Pyramide aufgerichtet werden sollte. Hierauf sey ein Damm erbaut worden (nach meiner Meinung, sagt Herodot, ein nicht geringeres Werk, als die Pyramide selbst), auf welchem die Steine zu der erforderlichen Höhe gebracht wurden. Alle

*) Mehr davon in der neueren Geschichte, im Abschnitt von diesem Papste.

diese Vorarbeiten haben zehn Jahre Zeit gekostet, dann habe man erst die eigentliche Pyramide zu bauen angefangen, und bis zu ihrer Vollendung noch zwanzig Jahre gebraucht. Die Erbauung der zweiten Pyramide schreibt Herodot dem Bruder und Nachfolger des Cheops, dem Chephren, zu.

Allein noch weit merkwürdiger und lehrreicher als die Obelisken und Pyramiden sind die wunderbaren Tempel und anderen Denkmäler in Ober-Aegypten. Diese erstaunenswürdigen Ueberreste eines hohen Alterthums, von welchen wir erst durch die Französische Expedition nach Aegypten am Ende des vorigen Jahrhunderts eine genaue und anschauliche Kenntniß erhalten haben, lehren uns die Cultur dieses Volkes von einer weit höheren Seite kennen, und geben uns ganz andere Vorstellungen von seinem Reichthum, seinen Hülfsmitteln und Kenntnissen, als die, welche aus jenen bisher fast allein bekannten Monumenten Mittel-Aegypten's zu schöpfen sind. Unter den Denkmälern des obern Landes strahlen die von Theben, der uralten, glanzreichen Hauptstadt, vor allen anderen hervor. Die neueren Reisenden nennen diese Bauwerke nach den Dörfern, die jetzt dort liegen; auf der Westseite des Nils Medinat Abu und Kurnu; auf der Ostseite Luxor und Karnak; ganz am nordöstlichen Ende Med-Amut. Diese Ebene war einst von der ungeheuren Stadt bedeckt, und ist jetzt voll von ihren Trümmern, von Tempeln, Säulengängen, Obelisken, Kolossen, Katakomben, die uns mit ihren Sculpturen und Gemälden in das Leben so ferner Jahrhunderte kaum gehoffte Blicke thun lassen. Ein Reisender der neuesten Zeit sagt, er möchte die alte Stadt eher eine Stadt der Riesen, als einen Aufenthalt der Menschen nennen, so kolossal sind die Bildwerke und Gebäude. Unter siebzehn Kolossen, welche auf einem Felde zu Medinat Abu, theils ganz, theils halb aufrecht, theils umgestürzt gefunden werden, sind zwei, von denen jeder sechzig Fuß Höhe hat; an einem andern hat der Zeigefinger beinah vier Fuß Länge. Eben daselbst ist eine Allee von Sphinxen, die zweihundert dieser Gebilde, alle in kolossalem Maßstabe, enthielt. Die Entfernung von Karnak nach Luxor beträgt 1026 Toisen, ausgefüllt durch eine Allee von Sphinxkolossen, die sich in der Nähe von Karnak wieder in mehrere spaltete. Die große Hauptallee muß allein mehr als sechshundert dieser Kolossen enthalten haben. Der große Palast von Luxor ist ein unermeßliches Gebäude. Ein großer Säulenhof, durch den man kommt, bildet den Vorplatz zu einer bedeckten Säulenhalle, die als das Größte und Erha-

benste aller noch vorhandenen Reste Aegyptischer Baukunst geschildert wird. Die Decke wird von hundert vier und dreißig Säulen getragen; jede Säule der beiden mittleren Reihen hat fünf und sechzig Fuß Höhe und einen Umfang von dreißig Fuß. Keine Beschreibung, sagen die Augenzeugen, vermag die Empfindung zu schildern, welche diese Wunderwerke erregen. So uralt die Zeit ist, in die man die Gründung dieser riesenhaften Anlagen setzen muß, so muß doch Aegypten damals schon eine geraume Zeit Cultur gehabt haben, wie schon daraus hervorgeht, daß einige dieser Gebäude aus den Baustücken älterer aufgeführt sind.

Außer diesen Bauwerken über der Erde finden sich auch unterirdische künstliche Grotten, welche theils zur Wohnung dienten, theils Gräber für das Volk und für die Könige waren. Von diesen Todtengrüften oder Katakomben ist schon oben bemerkt, daß sie sich in jeder Aegyptischen Stadt fanden, aber wie die großen Tempel, so zeichnen sich auch die Katakomben der alten Thebais durch Kunst und Sorgfalt vor allen anderen aus. Sie liegen in der Libyschen Bergkette bei Medinat Abu und Kurnu, und ziehen sich in einer Länge von einer geographischen Meile und darüber neben den Ueberresten des alten Theben hin. Viele stehen unter einander in Verbindung, so daß es schwer ist, sich aus den Irrgängen, die sie bilden, wieder herauszufinden. Die Untersuchung derselben ist mit großen Beschwerden verknüpft. Eine furchtbare Hitze herrscht in den engen Räumen, die mit den widrigen Ausdünstungen vieler tausend ausgetrockneter Leichen und dem scheußlichen Staube der bei jeder starken Berührung zerfallenden Mumien erfüllt sind. An allen Wänden sind Mumien aufgeschichtet, viele hunderte sind aus ihren Behältern gerissen und bedecken den Boden in solcher Menge, daß man gleichsam in ihnen watet, und im Auftreten leicht durch mehrere Mumienleiber hindurchsinkt. Die Verzierungen der Wände bezeugen die Sorgfalt, welche die Aegypter, wie schon oben bemerkt ist, auf die Wohnungen der Todten wandten. Reliefs mit Farben bemalt, und bloße Frescomalereien, die sich zum Theil mit wunderbarer Frische erhalten haben, wechseln mit einander ab, und vergegenwärtigen das häusliche Leben der Aegypter in mannichfachen Beziehungen, indem sie bald ländliche Geschäfte, Jagden, Schifffahrten, Feste, bald Thiere, Geräthe u. dgl. darstellen. Die Grotten, welche die Königsgräber enthalten, sind von den übrigen gesondert, und zeichnen sich durch Größe und Pracht der Verzierungen aus. Mehrere von ihnen sind geöffnet, man fand jede derselben aus einer

Reihe von Gängen, Gemächern und Sälen bestehend, und in dem größten derselben eine Erhöhung, auf welcher der Sarkophag mit den Gebeinen des Königs stand, oder auch noch steht.

Auch spätere Zeiten haben dahin gestrebt, alle Pracht und Herrlichkeit ihrer Kunst im Dienste der Religion zu entwickeln, und Tempel und Kirchen vor allen anderen Gebäuden groß und erhaben zu bilden; wie sehr muß dies nicht erst in jenen uralten Priesterstaaten der Fall gewesen seyn, wo alle Verhältnisse auf Religion und Gottesdienst bezogen wurden! Dennoch ist es aus mehreren Umständen klar, daß einige jener riesenhaften Denkmäler Theben's nicht Tempel, sondern, nach dem Ausdrucke eines Deutschen Forschers *), Reichspaläste waren, wenn sie auch zugleich die Weihe des Heiligthums erhalten haben mochten, bestimmt zu allen öffentlichen Verhandlungen, wo das Staatsleben in hohem Glanze und in pomphafter Feierlichkeit erschien. Besonders zeigt sich dieser Unterschied in den Vorstellungen an den Wänden, die in den Tempeln allein von religiöser, in den Palästen auch von geschichtlicher Art waren.

Welch eine Stadt muß dies Theben einst gewesen seyn, da seine vor drei Jahrtausenden errichteten Denkmäler noch heut zu Tage einen solchen Eindruck hervorbringen, und wie glanzreich müssen wir uns nicht den Staat denken, dessen Hauptstadt es war! Ein bedeutender Lichtstrahl fällt hier auf eine Zeit, die in den dürftigen Jahrbüchern dunkel und farblos erscheint, deren Nachrichten noch überdies angezweifelt und verdächtig gemacht worden sind. Aber was sie von dem ehemaligen Glanze Aegypten's weit über die Grenzen des Landes hinaus, und von den Eroberungen alter Könige erzählen, findet hier, wenn man die in sagenhaft fortgepflanzter Geschichte natürlichen Uebertreibungen abrechnet, seine Bestätigung. Die Reliefs, und besonders die Wandsculpturen zu Medinat Abu zeigen uns die Kriegs- und Triumphzüge Aegyptischer Könige, Land- und Seeschlachten, in denen die siegenden Aegypter durch Tracht und Färbung sorgfältig von den besiegten oder gefangenen Feinden, in welchen man Asiatische Völker erkennt, unterschieden sind. Ja man hat die Siegeszüge des Sesostris in den Orient hier wiedergefunden, und die Bemerkung gemacht, daß die Thaten dieses Fürsten hier in derselben Ordnung erscheinen, in welcher sie im Diodor erzählt sind, zuletzt die siegreiche Rückkehr in sein Reich

*) Heeren, Th. XIV. S. 277.

und zu den Göttern seines Landes, denen er den Tribut seiner Eroberungen darbringt. Die dabei angebrachten Hieroglyphen enthalten wahrscheinlich kurze Erläuterungen. Diese Art der Geschichtschreibung in großen Abbildungen erreicht freilich die Genauigkeit und Fülle der späteren Aufzeichnungen in ganzen Büchern nicht; ihren Zweck aber, die Großthaten der Vorfahren den Enkeln in lebendiger Anschaulichkeit zu erhalten, hat sie in den besten Zeiten Aegypten's schwerlich verfehlt.

---

3. Psammitichus und sein Haus.

Jene in der überlieferten Geschichte angedeutete, noch klarer durch die erhabenen Denkmäler bezeugte Periode des hohen Glanzes der Pharaonenherrschaft endete im achten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung. Die Aethiopier, begünstigt, wie es scheint, durch innere Zwistigkeiten zwischen der Priester- und Kriegercaste, unterwarfen sich Aegypten. Herodot nennt den Aethiopischen Eroberer Sabako; nach Anderen regierte damals eine ganze Dynastie Aethiopischer Könige über Aegypten. Diese fremde Herrschaft währte zwar nur funfzig Jahre, aber die alte Ordnung und Ruhe, und mit ihnen die frühere Blüthe, kehrten nicht wieder zurück. Sethon, ein Priester zu Memphis, wurde König, und schon die ungewöhnliche Erscheinung eines Königs aus der Priestercaste läßt auf innere Unruhen und Umwälzungen schließen. Sethon behandelte die Kriegercaste hart, und beraubte sie ihrer Ländereien; daher versagte sie ihm den Gehorsam, und als Krieg mit dem Assyrischen Eroberer Sanherib entstand, wollte sie nicht ins Feld ziehen, so daß Sethon den Feinden nur Krämer und Handwerker entgegen führen konnte. Sanherib aber, dessen Heer von einem plötzlichen Unglücksfalle getroffen wurde *), kehrte um, und Sethon war gerettet. Vermuthlich war es eine Folge jener inneren Gährungen, daß, nach der Regierung des Sethon, zwölf der Vornehmsten, wahrscheinlich aus der Kriegercaste, sich in Memphis zu einer gemeinschaftlichen Regierung (Dodekarchie) vereinigten, und das ganze Reich unter sich theil-

---

*) Der Aegyptischen Sage, welche Herodot aufbewahrt hat, zufolge, wurde Sanherib's Lager, als er schon an der Grenze stand, in einer Nacht von Feldmäusen erfüllt, welche die Bogen und Schildriemen seiner Krieger zernagten, so daß sie am folgenden Morgen waffenlos fliehen mußten. Zum Andenken dieser wunderbaren Begebenheit stand eine Bildsäule des Königs im Tempel, eine Maus in der Hand haltend.

ten. Um ein Denkmal ihrer gemeinschaftlichen Wirksamkeit zu hinterlassen, erbauten sie das Labyrinth, welches Herodot in Ansehung der Arbeit und des Kostenaufwandes allen zu seiner Zeit vorhandenen Griechischen Bauwerken voranstellt. Seiner Beschreibung nach bestand es aus zwölf bedeckten Höfen, deren Thore einander gegenüber standen, sechs gegen Norden und sechs gegen Süden. Funfzehnhundert Gemächer waren darin über der Erde, und eben so viele sollen noch unter der Erde gewesen seyn, die man aber dem Griechen nicht zeigen wollte, weil darin die Begräbnisse der Erbauer des Labyrinths und der heiligen Krokodile waren. Die oberen dagegen, durch welche man ihn geführt hat, bieten, wie er sagt, tausend Wunder dar. Die Franzosen haben im Jahre 1799 an dem von den Alten bezeichneten Orte große Trümmermassen entdeckt, die sie als Ueberreste dieses Wunderbaues erkannten, welchen Einige für eine symbolische Darstellung des jährlichen Sonnenlaufs durch die zwölf Zeichen des Thierkreises halten.

Aber die Eintracht der zwölf Könige hatte keinen Bestand, und nach einiger Zeit gelang es einem von ihnen durch Klugheit und Kühnheit die übrigen zu verdrängen, und sich zum Alleinherrscher zu machen. Dies war Psammitichus aus Sais, der nach Herodot's Erzählung auf folgende Weise König von ganz Aegypten wurde. Die zwölf Herrscher hatten ein Orakel, daß derjenige von ihnen, welcher im Tempel des Gottes zu Memphis aus einer ehernen Schale opfern würde, die Alleinherrschaft erlangen werde. Einmal nun, als die Zwölf im Tempel versammelt waren, und ein Trankopfer aus den dazu gewöhnlichen goldenen Schalen ausgießen wollten, brachte der Oberpriester statt zwölf, aus Versehen nur elf solcher Schalen herbei. Da nahm Psammitich, welcher der letzte war, seinen ehernen Helm vom Haupte, und spendete das Opfer daraus. Er dachte dabei (wie Herodot sagt) nichts Arges, aber die übrigen Fürsten, erschreckt von diesem Anzeichen, verbannten ihn in die morastigen Gegenden an der Meeresküste. Mißmuthig fragte der Verwiesene das Orakel zu Buto um Rath, und erhielt die Antwort: „Die Rache wird kommen, wenn eherne Männer vom Meere herauf steigen." Psammitich zweifelte an der Erfüllung dieser Weissagung, aber nicht lange nachher wurde ihm die Botschaft gebracht, am Ufer sey ein Schwarm von fremden Männern, ganz in Erz gepanzert, gelandet. Es waren Griechische und Karische Seeräuber von der Küste Kleinasien's, die Schrecken verbreiteten, weil man bisher noch nie einen geharnischten Mann der Art in Aegypten gesehen

hatte. Psammitich aber erkannte den Götterspruch, und gewann diese Leute durch große Verheißungen für seinen Dienst. Am wahrscheinlichsten erklärt man diese Erzählung, wenn man annimmt, daß die übrigen Fürsten, welche die Meeresküste für den geringfügigsten Theil des Landes angesehen haben mochten, mit Schrecken bemerkten, wie Psammitich grade von da aus seine ehrgeizigen Absichten am meisten verfolgen konnte. Daher wurden sie ihm feind, und die Sage schrieb den Grund davon dem erfüllten Orakel zu. Psammitich aber wußte aus seiner Lage große und glänzende Vortheile zu ziehen, indem er, gegen das alte Vorurtheil der Aegypter, ihre Küsten zu verschließen, die Häfen den Fremden eröffnete, und mit Griechen und Kariern in Verbindung trat. Aus diesen tapferen Völkern nahm er kriegslustige Leute für seine Pläne in Sold, und auch dieses wußte die Sage auf ein Orakel zurück zu führen.

Die Erscheinung dieser Ausländer mag indeß als ein Zufall, oder als eine Veranstaltung des Psammitich betrachtet werden, gewiß ist, daß er mit ihrer Hülfe die übrigen elf Fürsten Aegypten's besiegte, und Herr über das ganze Land ward. Es geschah dies gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. *). Zugleich machte er sich und seinen Thron so unabhängig von der Kriegercaste, daß diese, welche ihr altes Verhältniß zum Könige schmerzlich vermißte, Aegypten verließ (vielleicht mit den elf vertriebenen Fürsten), und in Aethiopien einen neuen, von Meroë abhängigen Staat gründete. Desto mehr scheint Psammitich im Einverständniß mit der Priestercaste gewesen zu seyn, wie daraus hervorgeht, daß er den Haupttempel zu Memphis durch Hinzufügung großer Prachtsäulen verschönerte. Mit der Regierung dieses Königs beginnt eine neue, zuverlässigere Periode in der Aegyptischen Geschichte; das Land ist den Fremden geöffnet, die Könige streben nach Besitzungen in Asien, neben Eroberungsplänen zeigt sich auch Handelsgeist. Besonders war dies bei Neko (Necho, Nechao), dem Nachfolger des Psammitich, der Fall. Dieser versuchte aus Handelszwecken das Mittelländische Meer mit dem Rothen durch einen Canal zu verbinden, wo er aber gegen das Babylonische Reich, welches damals in der Blüthe seiner Macht stand, den Kürzern zog. Ihm folgte Psammis, und diesem Apries. Unter dem letztern brach der

*) Die sehr verschiedenen Zeitangaben schwanken zwischen 696 und 650. S. Gesenius Commentar zum Jesaia, Bd. I. S. 598.

lange unter der Asche glimmende Haß zwischen den Aegyptern und den ausländischen Miethstruppen zu einem förmlichen bürgerlichen Kriege aus, welches deutlich zeigt, daß die Könige, von Psammitich an, ihre Sicherheit und ihre Gewalt auf diese Fremden gestützt hatten. Apries wurde gestürzt und mit ihm das bisherige Herrschergeschlecht (570). Amasis, welcher durch diese Revolution auf den Thron gelangte, liebte friedliche Ruhe. Er begünstigte die Handelsverbindung mit den Griechen noch mehr als seine Vorgänger, und verbreitete dadurch über das ganze Reich einen solchen Wohlstand, daß die Aegypter seine Zeit zu den besonders glücklichen zählten. Aber diese Blüthe war die letzte, deren sich Aegypten als ein unabhängiger Staat erfreute, denn unmittelbar nach diesem Könige wurde das Land eine Beute der Perser (525), wie die Geschichte dieses Volkes zeigen wird.

III. Babylonier und Assyrier.

Auch die fruchtbaren Landschaften am Euphrat und Tigris in Asien waren ein Sitz uralter Cultur und politischer Verbindungen, worauf schon die bekannte biblische Erzählung vom Thurmbau zu Babel, oder Babylon, der hochberühmten Stadt am Euphrat, deutet. Von hier gingen Eroberer aus, welche Asien erschütterten, und in blutigen Eroberungskriegen weithin die Völker unterwarfen. Eine genauere Kenntniß dieser Begebenheiten fehlt uns, wie fast durchgehends in der frühern Geschichte; besonders aber sind die Nachrichten über diese Länder höchst fragmentarisch und einander zum Theil widersprechend. Die Mosaische Urkunde nennt uns einen alten Heros, Nimrod, als den Stifter des Babylonischen Reichs. Von hier aus wurde, wie dieselbe Urkunde berichtet, Ninive, die Hauptstadt Assyrien's, gegründet. Griechische Geschichtschreiber dagegen machen Ninive, oder Ninus, wie es bei ihnen genannt wird, in ungeheurer Größe von einem uralten König Ninus erbaut, zur ältern Stadt. Dieser Ninus wird als ein gewaltiger Eroberer und als Stifter der großen Assyrischen Monarchie geschildert, aber was von ihm und seiner berühmten Gemahlin Semiramis erzählt wird, verliert sich gänzlich ins Fabelhafte. Ninus, heißt es, eroberte ganz Asien bis auf Baktrien und Indien. Als er gegen das

erstere Land kriegte, wurde die Hauptstadt durch die List und Kühnheit der Semiramis, der Frau eines der vornehmsten Assyrier, eingenommen, und der König, in Liebe für das heldenmüthige Weib entbrannt, begehrte sie von ihrem Manne, der sich darüber selbst das Leben nahm. Nun heirathete Ninus die Semiramis, und hinterließ ihr bei seinem Tode das Reich, welches sie in Mannestracht und mit Mannesgeist beherrschte. Wie sehr ihre Geschichte der Mythe angehört, geht schon daraus hervor, daß sie zur Tochter einer Göttin gemacht wird, die ausgesetzt und dann auf wunderbare Weise durch Tauben ernährt worden sey. Sie erbaute, heißt es in jenen Nachrichten weiter von ihr, Babylon mit außerordentlicher Pracht und Herrlichkeit, in einem Umfange von neun Meilen. Dann begann sie Eroberungszüge, unterwarf sich einen Theil von Africa, unterlag aber in einem Kriege gegen Indien, dessen Schätze ihre Habsucht gereizt hatten. Die folgenden Könige werden nun sämmtlich als in Weichlichkeit und Unthätigkeit versunken geschildert, dreißig Menschenalter hindurch, bis auf den Sardanapalus herab, der alle früheren noch an Ueppigkeit übertraf, und nur in der letzten That seines Lebens sich als Mann zeigte; denn als Arbaces der Meder und Belesys der Babylonier sich wider ihn empörten, und ihn in seiner Hauptstadt belagerten, verbrannte er sich mit allen seinen Schätzen in seinem Palaste. Diese Revolution im neunten oder achten Jahrhundert v. Chr. stürzte das große Assyrische Reich.

Eine andere Reihenfolge Assyrischer Herrscher und Eroberer kennen wir aus Hebräischen Schriftstellern, da die Schicksale des Jüdischen Volks, wie sich weiter unten zeigen wird, mit der Geschichte Assyrien's eng verflochten sind. Die Reihe dieser Herrscher beginnt mit Phul (um 770); den höchsten Gipfel seiner Größe erstieg dieses Reich unter dem Salmanassar (etwa um 730), dessen Herrschaft sich bis an das Mittelländische Meer erstreckte. Unter der folgenden Regierung des Sanherib aber begann schon der Verfall. Dieser König mußte, wie wir in der Geschichte Aegypten's schon erwähnten, seinen Eroberungsversuch gegen dieses Land aufgeben, und ward von zweien seiner Söhne ermordet. Als das Assyrische Reich immer mehr erschlaffte, riß sich Babylon, welches bisher unter seiner Botmäßigkeit gestanden hatte, von der Herrschaft desselben los, ja es half ihm den Untergang bereiten. Nabopolasar, Statthalter oder abhängiger König in Babylon, griff, in Verbindung mit dem Medischen Könige Cyaxares, Ninive an. Sie eroberten und zerstörten es (wahrscheinlich gegen 600), und

so wurde der Assyrischen Herrschaft ein völliges Ende gemacht. — Diese verschiedenen Erzählungen hat man dadurch in Verbindung zu bringen gesucht, daß man nach dem Untergange des Sardanapal aus den Trümmern seiner Herrschaft ein Neu-Assyrisches Reich entstehen läßt, dem jene von den Jüdischen Schriftstellern erwähnten Könige angehören sollen. Indeß ist die angeführte Griechische Erzählung sehr unzuverlässig; Diodor, bei dem sie sich findet, hat sie aus dem Ktesias geschöpft, einem Geschichtschreiber, von dessen Genauigkeit und Wahrheitsliebe die Alten keine große Meinung hatten. Es ist daher vielmehr anzunehmen, daß es nur Ein Assyrisches Reich gegeben hat, zumal die Erzählungen von dem gewöhnlich angenommenen doppelten Untergang Ninive's ziemlich gleich lauten, und, nach einer Nachricht, der König, gegen den sich Nabopolasar erhob, sich gleichfalls in seiner Burg verbrannte. Ohne Zweifel ist es eine und dieselbe Zerstörung Ninive's, von der die Schriftsteller reden, welche nur die Späteren zu einer zwiefachen gemacht haben. Es täuschte sie die verwirrte Chronologie. Denn widersprechend lauten auch die Berichte über die Dauer des großen Assyrischen Reiches. Diodor und Andere geben ihm höchst unwahrscheinlich mehr als dreizehnhundert Jahre, wodurch Ninus noch jenseits des Jahres 2000 v. Chr. zu setzen seyn würde. Der viel zuverlässigere Herodot dagegen sagt, die Assyrier hätten (bis zum Abfall der Meder von ihnen) 520 Jahre über Asien geherrscht; dann würde die Stiftung des großen Assyrischen Reichs etwa um 1250 fallen *).

Nach der Zerstörung von Ninive treten die Babylonier in diesen Ländern als das bedeutendere Volk hervor. Sie werden auch Chaldäer genannt. Nach der Meinung einiger Neueren waren die Chaldäer ein nicht lange vorher aus dem Norden gekommenes Bergvolk, welchem Babylon von den Assyriern eingeräumt worden sey, das sich aber dann unter dem Nabopolasar gegen diese seine bisherigen Herren empört und unabhängig gemacht habe. Der zweite König dieses neu gegründeten Chaldäischen oder Babylonischen Reiches, der berühmte Nebukadnezar, dehnte durch große Eroberungen seine Herrschaft nach Westen sehr weit aus. In dieser Richtung mußte er in Kriege mit

*) Bestätigt wird Herodot's Rechnung durch die vor kurzem bekannt gemachte Armenische Uebersetzung der Chronik des Eusebius. S. Niebuhr über den historischen Gewinn aus dieser Uebersetzung, in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1820—21, und in seinen kleinen historischen und philologischen Schriften, S. 179.

Aegypten verwickelt werden, welches damals, unter den Nachfolgern des Psammitichus, wie schon erwähnt ist, ebenfalls nach Besitzungen am Euphrat strebte. Neko zog dem Nebukadnezar entgegen, verlor aber die Schlacht bei Circesium (Carchemisch) gegen ihn, wodurch die Aegypter genöthigt wurden, sich in die Grenzen ihres Landes zurück zu ziehen. Dem Jüdischen Reiche machte Nebukadnezar ein völliges Ende. Auch alle benachbarte Staaten unterwarfen sich ihm, selbst Phönicien, dessen wichtigste Stadt, Tyrus, er dreizehn Jahre belagerte *). Ja Aegypten soll von den Babyloniern, wenn auch nicht bezwungen und als feste Erwerbung behauptet, doch auf seinem eigenen Gebiete feindlich bedrängt worden seyn, wahrscheinlich unter Apries **). Doch der kriegerische Geist des Nebukadnezar (er starb gegen 560) vererbte sich nicht auf seine Nachkommen. Die Kraft des Babylonischen Reiches erschlaffte, und wir werden sehen, wie es späterhin den Persern unterlag.

Von allen Ländern, sagt Herodot, die er kenne, sey Babylonien das vorzüglichste zum Getreidebau. Die ganze Landschaft war von einer Menge größerer und kleinerer Canäle durchschnitten, welche zum Theil vom Euphrat bis zum Tigris gingen, und sowol zur Bewässerung als zur Abwehr der Ueberschwemmungen dienten. Als Babylon nach dem Untergange der Assyrischen Herrschaft Mittelpunkt eines mächtigen Reichs geworden war, erhob sich die Stadt erst zu der erstaunenswürdigen Größe und Pracht, welche das Alterthum wie ein wahres Wunder anstaunte. Jetzt wurden früher schon vorhandene Werke ins Ungeheure umgestaltet, neue Gebäude entstanden in riesenhafter Größe. Dahin gehören die hohen und breiten Mauern, der Tempel des Belus, die berühmten hängenden oder schwebenden, d. i. auf hohen Terrassen angelegten Gärten der Semiramis u. s. w. Es herrschte bei den Babyloniern ein großer Hang zu Pracht und Luxus. Sie dufteten von wohlriechenden Salben, trugen Siegelringe und zierliche Stäbe,

---

*) Daß er sie wirklich einnahm, ist sehr zweifelhaft. S. Gesenius Commentar über den Jesaia. Th. I. S. 711.

**) Die Erzählungen der Geschichtschreiber über diese Gegenstände sind voll Lücken und Widersprüche. Sollte nicht der von Herodot angeführte Krieg des Apries gegen Sidon und Tyrus eigentlich ein Vertheidigungskrieg gegen Nebukadnezar gewesen seyn, in dessen Gewalt damals Phönicien war? Die von Einigen angeführten Züge Nebukadnezar's nach Libyen und Spanien bedeuten wol nur die Unterwerfung der dortigen von Tyrus abhängigen Colonien.

an deren Griffen ein Vogel, ein Apfel, eine Blume o. dgl. geschnitzt war. Eben dieser Hang weckte den Kunstfleiß und gab ihm Nahrung. Die kostbaren Gewänder, die herrlichen Teppiche, geschnittenen Steine u. s. w., die von den Babyloniern verfertigt wurden, waren im Alterthum berühmt. Ein ausgebreiteter Land- und Seehandel nach allen Weltgegenden machte Babylon zum Mittelpunkt eines großen Verkehrs. Dazu war es vorzüglich günstig gelegen, in der Nachbarschaft des Persischen Meerbusens, und jener beiden großen Ströme, durch deren Verbindung von der Natur selbst ein Weg für die Schätze Indien's nach nördlichern Gegenden gebahnt ist. Auf diesem Wege bildete Babylon einen sehr bequemen und natürlichen Stapelplatz. Die Volksmenge war außerordentlich, und in einer so mit Menschen erfüllten und von Fremden besuchten Stadt konnte leicht die Sitte entstehen, die Herodot anführt, daß man die Kranken auf den Markt trug, damit ihnen die Vorübergehenden nach ihrer Erfahrung guten Rath ertheilen möchten.

Einen anderen seltsamen Gebrauch der Babylonier berichtet derselbe Schriftsteller, die Verheirathung der Mädchen durch Versteigerung. Jährlich einmal wurden in jedem Dorfe die Mädchen versammelt, und rings umher standen die heirathslustigen Männer; der Ausrufer rief zuerst die schönste aus, und stieg dann allmählig bis zur häßlichsten herunter. Bei den schönen überboten sich die reichen Jünglinge; die häßlichen dagegen wurden den Aermeren zu Theil, und zwar den Mindestfordernden, denn wer diese nahm, dem ward zugelegt, und zwar von dem Gelde, welches für die schönen eingekommen war.

Die Babylonier scheinen von uralten Zeiten her einige wissenschaftliche Bildung gehabt zu haben. Zu dieser gehörten vorzüglich astronomische Kenntnisse, ein gewisser Grad von Einsicht in die Erscheinungen und Bewegungen der erleuchtenden Weltkörper am Himmel, der in diesen heiteren Gegenden sich dem beobachtenden Auge immer unverdeckt darstellt. Es stand damit der im Orient überhaupt sehr verbreitete Gestirndienst in genauer Verbindung, und, da man den Sternen als Göttern die Lenkung der menschlichen Schicksale zuschrieb, auch die Astrologie. Denn diesem Bestreben der Menschen, ihre zukünftigen Schicksale in den Sternen zu lesen, verdankt die Astronomie lange Zeit ihre Entwicklung. Hier finden wir also wiederum innige Vereinigung der Religion und Wissenschaft, und daher auch zu

Babylon die Sternkunde ausschließlich in den Händen der dortigen Priestercaste, welche jenen Namen der Chaldäer, mit dem auch das ganze Volk genannt wird, vorzugsweise führte.

IV. Phönicier.

Von jenen Völkern, die sich durch Eroberungen in der Geschichte berühmt gemacht haben, gehen wir zu einem andern über, dessen regsame Thätigkeit friedlicher Natur, aber darum nicht weniger merkwürdig und folgenreich war. Die Phönicier bewohnten einen schmalen Küstenstrich am Mittelländischen Meere, im südlichen Syrien, der etwa fünf und zwanzig Meilen in der Länge, und vielleicht nirgends über vier bis fünf in der Breite hatte. Diese Lage mußte ihnen die Richtung auf das Meer geben. Schifffahrt und Handel waren ihr Element; im frühern Alterthum waren sie das Volk, welches einen eigentlichen Welthandel trieb, und das im friedlichen Verkehr die Producte der entferntesten Länder und Klimate umtauschte. Alles, was zur Schifffahrt gehört, war bei ihnen aufs beste eingerichtet *). Zuerst traten sie als Seeräuber auf (fast immer der Anfang des Seehandels), bald aber steuerten sie als Kaufleute bis zu den äußersten westlichen Grenzen des Mittelländischen Meeres, und noch über dieselben hinaus in den Atlantischen Ocean. Von diesen westlichen Reisen brachten sie Zinn und Bernstein zurück, hüllten aber die Lage der diese Waaren erzeugenden Länder absichtlich in ein Geheimniß, um den Alleinhandel damit zu behalten, denn der Bernstein wurde im Alterthum vorzüglich hochgeschätzt, und an Werth dem Golde gleich geachtet. Daß sie das Zinn von den Kassiterischen Inseln (worunter die heutigen Sorlingischen Inseln an der Südwestküste von England zu verstehen) selbst holten, sagen uns ausdrückliche Nachrichten der Alten; dagegen bleibt es sehr zweifelhaft, ob sie den Bernstein unmittelbar von den Preußischen Küsten brachten, oder ihn durch Zwischenhandel erhielten. Andererseits segelten sie von den nördlichen Häfen des Rothen Meeres nach

*) So führt der Grieche Xenophon ein Phönicisches Schiff an, um zu zeigen, wie man durch eine geschickte Vertheilung auch den kleinsten Raum benutzen könne.

Ophir, d. i. nach den reichen Südländern, vorzüglich dem glücklichen Arabien und Aethiopien, und vom Persischen Meerbusen aus standen sie mit Indien in Verbindung, und schifften vielleicht bis Ceylon. Ja Herodot hat uns eine Erzählung aufbehalten, daß Phönicische Schiffer sogar einst Africa umsegelten. „Neko, König von Aegypten, berichtet er, sandte Phönicische Männer zu Schiffe ab, und befahl ihnen, zurück durch die Säulen des Hercules (die Meerenge von Gibraltar) in das Nordmeer (das Mittelländische) zu segeln, und so nach Aegypten zu kommen. So fuhren die Phönicier aus dem Rothen Meere ab, und schifften in das Südmeer. Wenn es Herbst ward, stiegen sie immer ans Land und säeten, wo sie auch in Libyen seyn mochten, und wenn sie geerntet hatten, schifften sie wieder fort. Im dritten Jahre kamen sie um die Säulen des Hercules herum und wieder nach Aegypten. Auch erzählten sie, was nicht ich, sondern ein Anderer glauben mag, daß sie, um Libyen herumschiffend, die Sonne auf der rechten Seite gehabt hätten." Ganz natürlich, wenn gleich dem Herodot unbegreiflich, mußten die Seefahrer, sobald sie den Aequator passirt hatten, die Sonnenbahn im Norden haben. Darum ist dieser letztere Zusatz so merkwürdig, weil Herodot dadurch gleichsam wider seinen Willen, indem er keine Fabel nacherzählen mag, die Wahrheit der Geschichte verbürgt, oder sie doch im hohen Grade wahrscheinlich macht. Denn allerdings läßt sich nicht leugnen, daß das plötzliche Verschwinden dieser Kenntniß, welche den seltsamsten Vorstellungen über die Beschaffenheit Africa's wieder Platz machte, ein nicht unerheblicher Zweifel gegen die wirklich vollbrachte Umschiffung ist.

Nicht weniger ausgedehnt war der Landhandel der Phönicier, der nach den verschiedensten Gegenden Asien's durch Caravanen getrieben wurde. So gelangten zur See und zu Lande die köstlichen Producte Arabien's und Indien's zu ihnen: Gold, Edelsteine, Perlen, Zimmt und das Räucherwerk, dessen die Griechen und andere Völker bei ihren Opfern vielfach bedurften. Wein, damals noch fast ausschließlich ein Product Asien's, holten sie aus Syrien, und die nördlichen Gegenden Asien's lieferten Metalle, Pferde, Sklaven u. s. w.

Einen so weit verbreiteten Handel zu sichern und zu unterstützen, waren Niederlassungen und Colonien nothwendig, die in der alten wie in der neuen Geschichte am meisten von den Völkern ausgehen, welche nach entfernten Ländern einen großen Seehandel treiben. Die Pflanzorte der Phönicier waren eben so zahlreich als bedeutend. Sie ließen

sich in Cypern, Kreta, Sicilien, Sardinien und anderen Inseln des Mittelländischen Meeres nieder, vorzüglich an den südlichen und westlichen Küsten von Spanien, wohin der Reichthum an edlen Metallen sie lockte. Auf zwei Inseln dicht an der Küste, außerhalb der Säulen des Hercules, an dem äußersten Ende der bekannten Welt, legten sie (um 1100 v. Chr.) das später so merkwürdig gewordene Gades (heut zu Tage Cadiz) an. Die mächtigste aller Phönicischen Colonien aber wurde das an der Nordküste von Africa gegründete Karthago*), welches den Geist des Mutterlandes bis in eine weit spätere Periode der alten Geschichte erhielt.

Wenn man den Spuren dieses mannichfachen und weitverbreiteten Verkehrs nachforscht, wie wir schon bei Meroë, Aegypten und Babylon davon zu reden Gelegenheit hatten, so verschwinden die falschen Vorstellungen von der Rohheit jener Zeiten, von der übergroßen Einfachheit des Lebens und der Bedürfnisse der damaligen Menschen, und von der geringen Verbindung der Völker untereinander. Dann erblickt man die alte Welt, so weit unsere Geschichte hinaufreicht, nicht bloß in kriegerischer, sondern auch in friedlicher, und darum nicht weniger regsamen und belebten Bewegung. Wir sehen an allen Gestaden des Mittelmeeres blühende Handelsstädte, die Küsten voll flatternder Wimpel, und selbst die Wüsten von Handelscaravanen durchstrichen. Erst einem Deutschen Geschichtsforscher unserer Tage**) verdanken wir das Gemälde dieses frühen Völkerverkehrs, dessen Spuren sonst wenig beachtet waren.

Wie durch Handel und Schifffahrt waren die Phönicier schon früh auch durch Kunstfleiß berühmt, und einzelne wichtige Entdeckungen wurden ihnen als ersten Erfindern zugeschrieben. So sollen einst Phönicier, die am Ufer, wo reiner Kiessand lag, kochen wollten, ein Paar Salpeterstücke, die grade in der Nähe lagen, zur Unterlage ihres Geschirrs genommen und Feuer darunter gemacht haben. Da schmolzen Salpeter, Kiessand und Asche zusammen, und die erkaltete und

*) Die erste Gründung Karthago's fällt wahrscheinlich in das dreizehnte Jahrhundert v. Chr. Die nach einer bekannten Erzählung dorthin fliehende Schwester des Königs Pygmalion von Tyrus, Dido, hat die ursprüngliche Anlage wol nur erweitert und die künftige Größe vorbereitet. S. Heyne Exc. I. ad Aen. IV. Diese letztere Begebenheit wird von den Meisten in das Jahr 878 gesetzt.

**) Heeren, in seinen schon mehrmals angeführten Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der alten Welt.

hart gewordene Masse war Glas, welches nun ein Gegenstand künstlicher Verfertigung wurde, in deren ausschließlichem Besitz die Städte Sidon und Sarepta lange geblieben sind. Da man indeß in allen südlichen Gegenden, wegen des milden Klima's, die Fenster bloß durch Vorhänge zu verschließen brauchte, und zu Trinkgefäßen sich mehr der Becher aus edlen Metallen oder Steinen bediente, so war im Alterthum der Gebrauch des Glases nie so allgemein als bei uns.

Dagegen hatte eine andere Entdeckung, die den Phöniciern zugeschrieben wird, einen größern Erfolg, die des Purpurs. Ein Phönicischer Hirt, so erzählt die Sage, weidete einst am Meeresstrande, als sein Hund mit blutendem Maule, wie es schien, zu ihm kam. Näher besehen aber war es kein Blut, sondern der Saft der Purpurschnecke, deren Muschel der Hund am Ufer zerbissen hatte. So wurde die färbende Kraft dieses Saftes bekannt, und die Phönicier wußten ihn bald künstlich anzuwenden. Zwar blieben sie nicht im ausschließlichen Besitz dieser Kunst, aber der hochrothe und violette Purpur wurde nirgends so trefflich gefärbt als in Tyrus. Man darf sich nämlich unter Purpur nicht eine einzelne Farbe denken, sondern die ganze Gattung der Färberei mit dem Safte der Seemuscheln. Es gab Purpur von allen Farben, sogar weißen. Gewänder dieser Art waren unter den Großen im Alterthum die allgemeinste Mode, und daher kann man leicht denken, wie groß der Umfang dieses Handelszweiges war. Auch die Gewänder selbst waren das Erzeugniß der vortrefflichen Phönicischen Webereien, wozu ihnen die nomadisirenden Völker in der Nähe die vorzüglichste Wolle lieferten.

Auch die Erfindung der Rechenkunst, des gemünzten Geldes und der Buchstabenschrift wird den Phöniciern zugeschrieben. Von der letztern ist es wenigstens gewiß, daß die Griechen sie von diesem Volke erhielten.

Phönicien bildete in den Zeiten seiner Unabhängigkeit nie Einen Staat, sondern bestand aus einer Anzahl unabhängiger Städte, die von erblichen Königen regiert wurden. Es waren dies durch Handel reiche, in hohem Glanz lebende, aber durch Verfassung und Gesetze in ihrer Gewalt sehr beschränkte Fürsten. Unter diesen einzelnen Staaten gab es aber politische Verbindungen, und es ist sehr wahrscheinlich, daß in gewissen Perioden die sämmtlichen Phönicischen Städte einen solchen Bund ausmachten, an dessen Spitze ursprünglich Sidon und nachmals Tyrus stand. Sidon war die älteste aller dieser Städte;

in der Bibel wird sie daher der Erstgeborne Kanaan's genannt. Jünger, und wahrscheinlich eine Colonie von Sidon, war das noch berühmtere und mächtigere Tyrus, in der blühendsten Zeit des Volkes (zwischen 1000 und 600 v. Chr.) das Haupt der Phönicischen Städte. Der gemeinschaftliche Cultus, vorzüglich eines Nationalgottes, welchen die Griechen den Tyrischen Hercules nennen, half diese Verbindungen besonders befestigen. Von der eigentlichen Geschichte der Phönicier wissen wir sehr wenig. Der hohe Wohlstand dieses Volkes reizte die Assyrischen Könige, seine Unterwerfung zu versuchen, aber Tyrus widerstand dem Salmanassar durch seine Flotte. Von der Chaldäischen Eroberung ist oben schon die Rede gewesen. Der Persischen Herrschaft unterwarfen sich die Phönicier freiwillig.

V. Juden.

1. Abraham.

(um 2000 vor Chr. Geb.)

Die Geschichte des Jüdischen Volkes ist von den Geschichtschreibern und Propheten desselben, wie sie uns im Alten Testamente vorliegen, in dem erhabenen Sinne einer Erziehungsgeschichte des Volkes durch die Gottheit behandelt worden. Demzufolge erscheint sie ganz von der unmittelbaren Wirksamkeit Gottes durchdrungen; jedes Gelingen, alles Wohlergehen, Glück und Gedeihen erscheint als Belohnung für die Beobachtung der von Gott gegebenen Gesetze und Vorschriften, jedes Unglück, zuletzt besonders die Zerstörung des Staats, der Untergang der Nationalunabhängigkeit, der höhnende Triumph der Feinde, die Noth des Volkes in der Knechtschaft, als Strafe und Vergeltung für Laster und Sünden, für freventliche Verletzung der dem Volke zu seinem Heile verkündeten Gebote Gottes. Das Festhalten dieses Gesichtspunkts gibt der Darstellung Zusammenhang, Einheit und eine sich überall gleich bleibende Consequenz. Aus diesem Grunde, und weil die Jüdische Geschichte in dieser ursprünglichen Auffassung ihrer Quellen die eigenthümliche Bedeutung gewinnt, welche ihr ein so großes universalhistorisches Interesse gibt, die Bedeutung nämlich,

nach welcher das Christenthum historisch in ihr wurzelt; entfernen wir uns auch in der folgenden Darstellung von dieser Ansicht nicht; obschon neuere Bearbeiter sie zum Theil verlassen, und die aufgelös'ten Bestandtheile der Jüdischen Geschichte nach ihrer Weise wieder zusammengesetzt haben, wobei denn an die Stelle des festen Bodens, auf welchem das alte, ehrwürdige Gebäude ruht, oft schwankende Ungewißheit und vielfache Zweifel getreten sind.

Die in der Bibel enthaltenen Begebenheiten der Stammväter des Jüdischen Volkes, ehe dieses durch Moses einen Staat zu bilden anfing, sind in demselben Sinne erzählt. Uns jener Urkunde treu anschließend, theilen wir sie hier ausführlich mit, weil sie zugleich eine anmuthige Darstellung der einfachen, urväterlichen Sitten wie der Denk- und Handlungsweise des Orients in jenem hohen Alterthum enthalten.

Den biblischen Nachrichten gemäß stammte von dem einen Sohne Noah's, dem Sem*), Abraham, der Stammvater der Juden, ab. Sein Vater war bisher nomadisch in Mesopotamien umhergezogen, aber Abraham vertauschte dieses Land mit Kanaan, diesseits des Euphrat. Nach einiger Zeit wurde er durch einen Mißwachs genöthigt, nach Aegypten zu ziehen, suchte jedoch bald seinen vorigen Weideplatz Kanaan wieder auf. Hier trennte er sich von seinem Vetter Lot, der für seine Heerden die fruchtbare Gegend am Jordan wählte, während er sich selbst mehr nach dem Mittelländischen Meere zu hielt. Vor der Hand ließ er sich in dem Hain Mamre, in der Landschaft Hebron, nieder, und erwarb sich bald ein Ansehen bei den Nachbarn durch die Menge seiner Knechte und seines Viehes. Man nannte ihn Heber, den Ankömmling von jenseits, und daher stammt der Name Hebräer.

Lot hatte nicht die beste Wahl getroffen. In seiner Gegend waren die Städte mehrerer Völkerstämme, wie Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim, Zoar. Jede derselben hatte ihren eigenen König. Jenseits des Euphrat aber wohnte ein sehr zahlreiches Volk, dessen kriegerischer König, Kedorlaomer, sie oft überfiel, ihnen Viehhaufen und Gefangene hinwegführte. Dasselbe that er auch jetzt. Zwar gingen ihm die Könige von Sodom und Gomorra mit ihren Knechten entgegen, aber als es zum Schlagen kam, flohen die Letzteren auf die Ge-

*) Von einem andern Sohne Noah's stammen die Kananiter ab.

birge, und ihre Wohnsitze wurden rein ausgeplündert, auch viele Weiber, Kinder und Männer — unter diesen Lot — als Sklaven weggeführt. Abraham hörte nicht sobald von dem traurigen Schicksal seines Vetters, als er sich mit allen seinen Knechten, dreihundert und achtzehn an der Zahl, aufmachte, und den Räubern nachzog. Er überfiel die Sicheren des Nachts, richtete eine große Niederlage unter ihnen an, und nahm ihnen ihre ganze Beute wieder ab. Die befreiten Gefangenen beeiferten sich nun, die Tapferkeit und Großmuth des Hebräischen Mannes um die Wette zu preisen, und dies erwarb ihm solchen Ruhm, daß die Könige von Sodom und Salem persönlich zu ihm kamen, um den Retter ihrer Völker kennen zu lernen. Der erstere wollte ihm die sämmtliche Beute schenken, aber Abraham schlug sie edelmüthig aus. Der letztere kam als Priester und Landeseigenthümer, denn er überreichte ihm Brot und Wein „im Namen des höchsten Gottes." Ehrfurchtsvoll beugte sich Abraham vor ihm, und bot ihm den Zehnten von seinen Gütern dar.

Schon früh achteten es die orientalischen Weiber für einen Schimpf, kinderlos zu seyn. Auch die schöne Sarah, Abraham's Weib, war traurig, da sie keine Kinder bekam. Sie erlaubte daher ihrem Manne den Umgang mit ihrer Sklavin Hagar, deren Kinder sie nachher als die ihrigen aufziehen wollte. Aber bald machte Eifersucht ihr die Hagar verhaßt, und sie stieß sie zum Hause hinaus. Da floh die Arme in die Wüste, und kam an eine Quelle, wo ihr, nach der biblischen Erzählung, ein Engel erschien, und ihr befahl, in Abraham's Hütte zurückzukehren. Sie gebar einen Sohn, den man Ismael nannte. Mehrere Jahre darauf erwies sich auch Sarah fruchtbar, und gebar einen Sohn, der Isaak genannt wurde. Nun entstanden zwischen Hagar und Sarah Mißhelligkeiten, und die Erstere mußte sammt ihrem Ismael das Haus auf immer verlassen. Verzweiflungsvoll durchstrich sie mit dem Knaben die Wüste, und wandte sich nach Aegypten, ihrer Heimath, hin. Der Bibel nach stammen von diesem Ismael, der in der Folge ein starker und muthiger Mann ward, die späteren Araber ab.

Von Isaak aber stammte das Jüdische Volk ab; und diesem zeigten die heiligen Bücher die unbedingte Unterwerfung unter Gottes Willen, die es der göttlichen Liebe und Sorgfalt vorzüglich würdig machen würden, in dem glänzenden Beispiele des frommen Abraham. Letztern, erzählt die Bibel, prüfte der Herr, indem er ihm befahl, ihm

seinen geliebten Sohn Isaak zum Opfer darzubringen, und Abraham rüstete sich sofort zur That. Früh am Morgen ging er mit dem Kinde und einigen Knechten, die das Scheitholz zum Opfer trugen, zu einem Berge, Moria genannt, drei Tagereisen weit von seinen Hütten. Am Fuße des Berges nahm er den Knechten das Holz und das Feuer ab, und sprach zu ihnen: „Bleibet hier, ich und der Knabe wollen dort hinauf ins Dickicht gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen.“ Und als er nun mit Isaak den Berg hinaufstieg, sagte der Knabe: „Vater, hier ist wol Feuer und Holz, aber wo ist das Schaf zum Brandopfer?“ Abraham erwiederte: „Mein Sohn, Gott wird sich sein Schaf zum Brandopfer schon ersehen.“ So gingen sie weiter, und als sie an einen Stein kamen, der zum Altar bequem schien, schichtete Abraham das Holz darauf, band den Knaben, warf ihn über den Holzstoß, und zog ein Messer hervor, ihn zu opfern. Da rief eine Stimme aus dem Himmel: „Halt ein, denn nun weiß ich, daß du Gott fürchtest, da du deines eignen Sohnes um meinetwillen nicht geschonet hast!“ Da hob Abraham seine Augen auf, und sahe einen Hirsch hinter ihm in den Hecken mit seinem Geweihe hangen. Und er ging hin, opferte dann den Hirsch, und band den Knaben wieder los. Jehovah aber versprach ihm zum Lohn seiner Treue, daß seine Nachkommen sich mehren sollten, wie der Sand am Meer und wie die Sterne am Himmel, und daß sie besitzen sollten die Thore ihrer Feinde, wodurch schon auf die nachher erfolgte Besitznahme von Kanaan hingedeutet wird.

Auch der besondern Liebe Gottes gegen Lot, seines gerechten Wandels willen, gedenkt die heilige Urkunde. Die Einwohner von Sodom, wo Lot sich aufhielt, waren gottlos und allen Lastern ergeben; Gott beschloß also, sie zu verderben. Aber vorher sandte er seine Boten zu Lot, und befahl ihm, sich mit seiner Familie zu retten. Sobald dies geschehen, fiel Feuer und Schwefel über Sodom und Gomorra, die Städte wurden zerstört und alles Lebendige ging zu Grunde; dies Schicksal hatte auch Lot's Weib; weil sie sich auf der Flucht, gegen Gottes Gebot, umgesehen hatte, ward sie in eine Salzsäule verwandelt.

---

2. Isaak's Heirath.

Als nun Abraham seinen Tod nahe fühlte, sprach er zu dem ältesten und treusten seiner Knechte: „Lege deine Hand unter meine Hüfte, und schwöre mir, daß du meinem Sohne kein Weib werben wollest von den Kananitern rings umher, sondern aus meinem Vaterlande und von meiner Verwandtschaft." — „Wie aber, sprach der Sklave, wenn sie mir hieher nicht folgen wollte?" — „Dann sollst du deines Eides ledig seyn," entgegnete Abraham. Da legte jener die Hand unter des Greises Hüfte, und sprach den Schwur aus, belud dann zehn Kameele mit Geschenken, und zog damit nach Mesopotamien. Als er die ersten Wohnplätze der dort hausenden Nomaden von ferne liegen sah, ließ er die Kameele außen an dem Wasserbrunnen sich lagern, und erwartete die Abendstunde, wo die Jungfrauen aus dem Weiler dorthin zu kommen pflegten, Wasser zu schöpfen. Ungewiß, wie er seinen Auftrag am besten ausrichten könne, betete er also: „Herr, du Gott meines Herrn, begegne mir heute, und thue Barmherzigkeit an meinem Herrn Abraham. Siehe, ich stehe hier bei dem Wasserbrunnen, und der Leute Töchter in diesem Flecken werden herauskommen, Wasser zu schöpfen. Wenn nun eine Jungfrau kommt, zu der ich spreche: neige deinen Krug und laß mich trinken, und sie sagen wird: trink, ich will deine Kameele auch tränken — daran laß mich erkennen, daß sie die sey, die du deinem Diener Isaak bescheert habest." Und siehe, ehe er noch ausgeredet hatte, kam eine schöne sittsame Jungfrau mit einem Wasserkruge, stieg hinab zum Brunnen, und füllte den Krug. Und als sie wieder herauf kam, trat der fromme Diener zu ihr heran, und sprach: „Laß mich ein wenig Wasser aus deinem Kruge trinken." Und sie schenkte ihm freundlich, und sprach, da er getrunken: „Ich will deinen Kameelen auch schöpfen." Verwundernd schwieg der Mann, und sah dem freundlichen Mädchen zu, und als sie fertig war, überreichte er ihr eine goldene Spange und zwei Armringe (vielleicht Aegyptische oder Phönicische Arbeit), und sprach zu ihr: „Meine Tochter, wem gehörst du an, und hätten wir wol Raum in deines Vaters Hütte zu herbergen?" Sie antwortete: „Ich bin Rebekka, Bethuel's Tochter. Es ist viel Stroh und Futter bei uns, und Raum genug, euch zu herbergen." Und hurtig lief sie voran, ihrer Mutter die Geschenke zu zeigen, der Knecht aber folgte

ihr langsam, und dankte Gott für die wundervolle Erhörung. Vor Bethuel's Gehöfte empfing ihn Laban, Rebekka's Bruder, und sprach gastfreundlich zu ihm: „Komm herein, du Gesegneter des Herrn, ich habe die Hütte geräumt, und auch für die Kameele Platz gemacht." So führte er ihn und die anderen Sklaven hinein, gab ihnen Wasser, ihre Füße zu waschen, und setzte ihnen zu essen vor. Aber der redliche Diener sprach: „Ich will nicht eher essen, als bis ich zuvor meinen Auftrag bestellt habe," und nun erzählte er weitläufig von seinem Herrn und dem Zweck seiner Reise, und vergaß auch das Wahrzeichen am Brunnen nicht. Erfreut und verwundert antworteten ihm Laban und Bethuel: „Das kommt vom Herrn, darum können wir nichts wider dich reden. Dort draußen ist das Mädchen, nimm sie, und ziehe hin, daß sie deines Herrn Schwiegertochter sey." Da bückte sich der Diener dankbar bis zur Erde, und zog noch mehr goldenen Schmuck zum Geschenk für die Braut, für die Eltern aber duftende Gewürze hervor. Rebekka ward herein gerufen, ihre Meinung zu sagen. „Willst du mit diesem Manne ziehen?" fragten die Eltern, und schamhaft antwortete sie: Ja. Unter den Segnungen aller Verwandten bestieg sie eins der Kameele, begleitet von ihrer Amme und mehreren Sklavinnen. Der alte treue Diener führte die kleine Caravane an. Herzlich bewillkommt traten sie nach einigen Tagereisen in Abraham's und Isaak's Hütten ein.

---

8. Esau und Jakob.

Esau und Jakob waren die beiden einzigen Söhne Isaak's, und erst spät, nach langer Unfruchtbarkeit der schönen Rebekka, geboren. Obgleich Zwillinge, zeigten sie schon früh einen widerstrebenden Charakter. Esau, ein rascher, offener und rüstiger Ackermann und Jäger, ward des Vaters Liebling; Jakob, ein frommer Mann, blieb in den Hütten, und ward von der Mutter vorzugsweise geliebt. Um den größten Theil des väterlichen Reichthums einst zu erben, der eigentlich dem Aeltern zufiel, benutzte Jakob einmal eine günstige Stunde, als eben Esau, vom langen fruchtlosen Jagen entkräftet, nach Hause kam, und ihn bei einem schönen Linsengerichte fand. „Laß mich kosten von deinem Essen, bat er; ich bin sehr matt und hungrig." Schlau ant-

wortete Jakob: „Ueberlaß mir dein Erstgeburtsrecht, so soll das ganze Essen dein seyn.“ Der Fahrlässige versicherte es ihm mit einem Eide.

Der Vater Isaak aber, dem dies leid war, hatte sich vorgenommen, dafür dem braven Esau auf dem Sterbebette ausschließend den väterlichen Segen zu geben, dem die fromme patriarchalische Zeit eine göttliche und beglückende Kraft beilegte. Als er sich daher im hohen Alter dem Tode nahe fühlte, und schon das Gesicht ihm vergangen war, rief er ihn zu sich, und sagte zu ihm: „Nimm deinen Köcher und Bogen, geh aufs Feld, und fange mir ein Wildpret, davon mach mir ein Essen, wie ich's gerne habe, und bringe mir's herein, damit ich mich noch einmal labe, und dann dich segne und sterbe.“ Diese Worte hatte Rebekka mit angehört, und eilig sagte sie zu ihrem Liebling Jakob: „Höre, so hat dein Vater geredet, aber hole mir ein Böcklein von der Heerde, das will ich ihm zurichten, wie er's gern isset, und da er nicht mehr sehen kann, so wird er dich leicht für deinen Bruder nehmen, wenn du es ihm hineinbringst, deinen glatten Rock ausziehst, und deine Stimme verstellst.“ Alles geschah, die parteiische Mutter schickte den Jakob in Esau's rauhen Kleidern und mit dem Essen hinein, und als der Vater fragte, wer da komme, antwortete jener: „Ich bin Esau, dein Sohn; ich habe gethan, wie du mir befohlen hast, richte dich auf, iß von meinem Wildpret, und segne mich dann.“ Verwundert sprach der Alte: „Mein Sohn, wie hast du so bald etwas gefunden?“ Jakob antwortete: „Der Herr, dein Gott, bescherte mir's.“ — „Tritt doch näher, sagte Isaak, daß ich dich befühle, ob du es auch wirklich seyst.“ Und da er ihn betastet hatte, sagte er: „Die Arme sind Esau's Arme, aber die Stimme ist wie Jakob's Stimme.“ Er aß indessen von dem lieblich Gebratenen, trank einen Becher Weins dazu, und bald schwand der letzte Verdacht. „Komm her und küsse mich, mein Sohn, sprach er liebreich. Gott gebe dir vom Thau des Himmels und von der Fettigkeit der Erde, des Korns und Weins die Fülle. Völker müssen dir dienen, und Männer dir zu Füßen fallen. Sey ein Herr über deinen Bruder. Verflucht sey, wer dir fluchet, und gesegnet, wer dich segnet.“

Kaum war Jakob hinausgegangen, da kehrte Esau athemlos von der Jagd zurück, briet sein erlegtes Wild, und brachte es freudig dem Vater. Groß war das Schrecken des alten blinden Mannes, als er des Betrugs inne ward. Esau weinte laut auf. „Ja, rief er, er heißt wol mit Recht Jakob, er hat mich schon zweimal

berückt. Meine Erstgeburt hat er dahin, und nun nimmt er mir auch meinen Segen noch. Hast du mir denn keinen Segen vorbehalten, mein Vater?"

„Ach, seufzte Isaak, ich habe ihn zum Herrn über dich gesetzt, und alles habe ich ihm unterworfen. Mit Korn und Wein habe ich ihn begabet. Was soll ich dir nun thun, mein Sohn?"

„Hast du denn nur Einen Segen? schluchzte Esau. Segne mich auch, mein Vater."

„Nun wohl, sprach der Alte, du sollst einen fruchtbaren Acker haben. Deines Schwertes wirst du dich nähren, und nicht auf immer deinem Bruder unterworfen seyn. Vielmehr wird eine Zeit kommen, da du auch ein Herr seyn, und sein Joch von deinem Halse reißen wirst."

Esau's Herz blieb aber voll Haß gegen Jakob, und er machte Mordanschläge wider ihn. Als Rebekka dies erfuhr, rieth sie ihrem geliebten Jakob, eilig von hinnen zu flüchten nach Mesopotamien, in Laban's, ihres Bruders, Haus, und dort so lange zu verweilen, bis der Zorn seines Bruders besänftigt sey. Und Isaak hieß ihm, dort ein Weib zu nehmen, und nicht wie Esau sich eine von den Töchtern der Kananiter auszuwählen. Jakob gehorchte und ergriff den Pilgerstab. Esau aber, unterrichtet von der Abneigung seiner Eltern gegen die Kananiterinnen, ging hin und nahm außer den Weibern, die er schon hatte, noch eine Tochter Ismael's.

---

4. Schicksale Jakob's und seiner Söhne.

Nach langer Wanderung erreichte Jakob das Land. Da traf er auf dem Felde an einem Brunnen drei Hirten, die sich dort mit ihren Heerden gelagert hatten. „Wo seyd ihr her, liebe Brüder?" fragte er sie. Sie sprachen: „Aus Haran." — „Kennet ihr Laban, den Sohn Nahor's?" — „Wir kennen ihn wohl; siehe, dort kommt seine Tochter Rahel mit den Schafen, sie zu tränken." — Freudig ging er auf die Jungfrau zu, stellte sich ihr als ihren Vetter dar, und stieg dann zum Brunnen hinab, um den übergedeckten Stein wegzuwälzen, damit ihre Schafe trinken möchten. Sie aber lief nach Hause, ihrem Vater Laban die Botschaft anzusagen. Dieser empfing ihn freundlich

und da er hörte, daß Jakob ihm eine Zeitlang als Hirt dienen wolle, forderte er ihn auf, selbst seinen Lohn zu bestimmen. „Wohlan, sprach Jakob, ich will dir sieben Jahre lang um Rahel, deine jüngste Tochter, dienen." Denn Lea, die ältere, war häßlich, aber Rahel schön und liebreich. Laban war's zufrieden, und Jakob hütete nun seine Heerden unverdrossen sieben Jahre. Da machte Laban ein großes Hochzeitmahl, und lud alle Bewohner des Dorfes dazu, aber im Dunkel des Abends, da der Bräutigam zur Ruhe gehen wollte, sandte er ihm die häßliche Lea in die Brautkammer. Am Morgen ward Jakob die Verwechslung inne. Er sprach zu Laban: „Warum hast du mir das gethan? Habe ich dir nicht um Rahel gedienet?" Laban antwortete: „Es ist nicht Sitte in unserm Lande, daß man die jüngste Tochter ausgebe vor der ältesten. Halte indeß mit dieser die Woche aus, so will ich dir die andere dazu geben, wenn du dann noch sieben Jahre bei mir bleiben und mir dienen willst."

Da der Herr nun sah, fährt die biblische Erzählung fort, daß Lea von Jakob wenig geachtet ward, so machte er dieselbe fruchtbar, und Rahel unfruchtbar; Lea gebar vier Kinder, ohne daß Rahel ein einziges gehabt hätte. Ihr Schmerz darüber wählte den Ausweg, den schon Sarah ergriffen hatte, und ihre Sklavin Bilha gebar an Rahel's Stelle dem Jakob drei Söhne nacheinander, bis endlich Rahel selbst den ersten Sohn gebar, den sie Joseph nannte. Man kann leicht denken, daß dieser der Liebling des Vaters und der Mutter wurde, vor den übrigen zehn Söhnen, womit der Herr den Jakob gesegnet hatte. Aber da er ihn auch gesegnet mit Heerden, Mägden und Knechten, so wurden die Söhne Laban's eifersüchtig; auch merkte Jakob, daß Laban nicht mehr gegen ihn war, wie früherhin. Er beschloß also zu fliehen, lud seine Kinder und Weiber auf seine Kameele, und führte sie und alle seine Habe, die er in Mesopotamien erworben hatte (denn nicht mehr als einen Stab hatte er gehabt, als er über den Jordan ging), nach Kanaan, in das Land seiner Väter. Da es heimlich geschehen war, so setzte Laban den Fliehenden nach, ereilte sie, versöhnte sich aber mit ihnen und sie schieden freundlich.

Aber nicht so leichte Versöhnung hoffte Jakob von seinem Bruder Esau, dem er nun wieder nahe kam; er zog ihm mit großer Herzensangst entgegen, und ließ einen Theil seiner Heerden zum Geschenk für Esau vor sich hertreiben. Esau aber, welcher mit vierhundert Mann kam, lief seinem Bruder entgegen, fiel ihm um den Hals und

küßte ihn unter beiderseitigen Freudenthränen. Das Geschenk nahm er nur auf Jakob's dringende Bitten an, und versöhnt schieden die Brüder von einander. Esau ward in der Folge in seinen Wohnsitzen Stammvater eines ganzen Volks, der Edomiter, und Jakob (von dieser Zeit an auch Israel genannt) wohnte zu Sichem in Kanaan, bis seine Söhne mit den dortigen Einwohnern in Streit geriethen, worauf er nach Bethel, und von da nach Mamre zog. Auf dem Wege dahin gebar ihm Rahel noch einen Sohn, Benjamin, aber diese Niederkunft kostete ihr das Leben.

Als Jakob nun alt ward, und seine liebste Frau durch den Tod verloren hatte, waren die beiden mit ihr erzeugten Kinder, Joseph und Benjamin, seine einzige Freude. Beide, besonders den Joseph, begünstigte er so auffallend vor allen übrigen, daß diese dem letztern desto mehr gram wurden. Er behielt ihn fast immer zu Hause, und kleidete ihn in bunte, feine Gewänder von ausländischem Zeuge*), während die älteren Brüder in Hitze und Regen über Feld mußten, oft meilenweit von ihren Hütten die Heerden zu weiden. Zur Erhöhung ihres Neides entwickelte sich in dem Knaben ein ungewöhnlicher Geist. Unvorsichtig erzählte er einmal seinen Brüdern, ihm habe geträumt, sie bänden Garben auf dem Felde, und seine Garbe richtete sich auf, während die ihrigen sich gegen diese neigten. Ein andermal: die Sonne, der Mond und elf Sterne hätten sich im Traume vor ihm gebeugt. „Wie? sprachen die Brüder, solltest du denken, unser König zu werden und über uns zu herrschen?" Und sie haßten ihn immer mehr.

Einst, da sie weit von den väterlichen Hütten das Vieh hüteten, schickte der alte Jakob seinen Liebling Joseph zu ihnen hinaus, um zu sehen, was sie machten. „Da kommt der Träumer her, sprachen sie, als sie ihn von ferne sahen. Auf, laßt uns ihn erwürgen!" — Alle stimmten ein, nur Ruben hatte Mitleid, und sagte: „Nein, Brüder, tödtet ihn nicht. In der Wüste ist eine Regengrube (Cisterne), da wollen wir ihn hinein werfen." Es geschah, und der Unglückliche ward hinuntergestürzt. Ruben hatte sich vorgenommen, ihn nachher aus ihrer Hand zu erretten, aber es kam dazu nicht. Eine vorüberziehende Caravane, die mit ihren Kameelen nach Aegypten rei-

---

*) Dergleichen tauschte man von den Kanaan durchziehenden Aegyptischen oder Phönicischen Caravanen ein.

sete, kaufte ihn seinen Brüdern ab, und führte ihn als Sklaven mit sich fort. Die zehn unbarmherzigen Brüder brachten dem alten Vater den bunten Rock, den sie mit Blut bespritzt hatten. „So haben wir ihn gefunden, sagten sie, gewiß hat ein wildes Thier unsern Bruder zerrissen."

Indeß verflossen viele Jahre, und Joseph ward allmählig vergessen. Der jüngste Sohn, Benjamin, wuchs unterdessen heran, dem Vater Jakob zu einer süßen Entschädigung.

Joseph aber wurde nach Aegypten gebracht, wo ihn einer der vornehmsten Hofbedienten des Königs, Namens Potiphar, als Sklaven kaufte, und ihn wegen seines Verstandes und seiner Geschicklichkeit so lieb gewann, daß er ihm die Verwaltung seines Hauswesens übertrug. Aber dieser hatte eine pflichtvergessene Frau, die den schönen Sklaven zu verführen trachtete, und von ihm verlangte, was er nicht thun konnte, ohne sein Gewissen zu verletzen. Weil er sich nun standhaft weigerte, solchen Anträgen Gehör zu geben, klagte sie ihn aus Rache bei ihrem Manne ihres eignen bösen Vorhabens an, so daß dieser den treuen Diener ins Gefängniß werfen ließ. Aber auch dieses neue Unglück schlug zu Joseph's Glücke aus. Denn im Gefängnisse fand er den Bäcker und den Mundschenken des Königs, die Beide Böses gethan hatten, und daher des Nachts von bösen Träumen beängstigt wurden. Joseph legte ihnen diese Träume aus, und sagte ihnen ihr Schicksal vorher, welches auch in der Folge genau in Erfüllung ging. Der Bäcker wurde nämlich gehängt, und der Mundschenk begnadigt. So kam Joseph bei den Aegyptern in den Ruf, daß er Träume auslegen könnte, und das machte sein Glück.

Der Pharao, oder König von Aegypten, hatte nämlich nach zwei Jahren auch einen Traum, in welchem es ihm däuchte, er stünde am Flusse, aus dem sieben fette Kühe stiegen und weideten. Darauf erschienen sieben magere Kühe, die fraßen die fetten auf, und blieben doch so mager als zuvor. Und dann sah er abermals sieben Aehren auf Einem Halme wachsen, voll und dick. Danach gingen auf sieben dürre Aehren, und die sieben dürren Aehren verschlangen die sieben dicken. Bekümmert um das Schicksal, welches diese Erscheinungen verkünden möchten, ließ er alle Wahrsager und Weisen Aegypten's rufen, und erzählte ihnen seine Träume, aber es war keiner, der sie deuten konnte. Da erinnerte sich der begnadigte Mundschenk seines Freundes im Gefängnisse, und erzählte dem Könige von ihm. Der König

ließ Joseph kommen, und dieser sprach also: „Mein König, es werden sieben fruchtbare Jahre kommen in Aegypten, dann aber sieben magre Jahre folgen, die werden alle jene Fülle vergessen machen, und das Land verzehren. Willst du nun klüglich handeln, so laß in diesen fruchtbaren Jahren deine Kornhäuser mit Vorräthen füllen, damit das Land in den sieben dürren Jahren nicht vor Hunger verderbe."

Diese Rede gefiel dem Pharao so wohl, daß er zu seinen Dienern sprach: „Wie könnten wir einen Mann finden, in dem der Geist Gottes sey, wie in diesem!" Und zu Joseph: „Den Rath, den du mir gegeben, sollst du selbst ausführen, und mein erster Diener seyn. Ueber ganz Aegypten will ich dich setzen." Joseph, kurz vorher noch ein gefangner Sklave, bekleidete nun die höchste Staatswürde im Reiche nach dem Könige, und dieser verheirathete ihn mit der Tochter des Priesters zu On. Dadurch trat Joseph also mit dieser mächtigen Caste in die nächste Verbindung. Er kaufte nun in den fruchtbaren Jahren um geringe Preise das überflüssige Korn auf, und sammelte davon einen solchen Vorrath, daß das Volk in den ganzen sieben Jahren des Mangels vor dem Hunger gesichert war.

Der Mißwachs erstreckte sich aber in diesen Jahren nicht bloß auf Aegypten, sondern ward auch in den benachbarten Ländern und namentlich in Kanaan empfunden. Als nun Jakob vernahm, daß in Aegypten noch Getreide zu haben sey, schickte er seine zehn ältesten Söhne hin, um davon zu kaufen.

Als die Brüder vor Joseph kamen, erkannte er sie sogleich, ließ sich jedoch nichts merken. Sie aber kannten ihn nicht mehr. Wer seyd ihr? redete er sie hart an. „Wir sind aus Kanaan, und kommen, um Korn zu kaufen." Das ist nicht wahr, versetzte Joseph mit strenger Miene. Ihr scheint mir Kundschafter zu seyn, die nur sehen wollen, wo das Land offen ist. „Nein, Herr, wir sind ehrliche Leute, und unser alter Vater schickt uns her. Wir sind zwölf Brüder, der jüngste ist zu Hause geblieben, und einer ist nicht mehr vorhanden." Kundschafter seyd ihr! wiederholte Joseph. Daran will ich euch prüfen, ob ihr wahr redet: ihr sollt meine Gefangene seyn, und nicht eher loskommen, bis einer von euch hingeht, und euern jüngsten Bruder herbringt.

Die Unglücklichen zitterten, denn sie dachten an den Schmerz, den es ihrem Vater verursachen würde, wenn sie ihn seines lieben Benjamin beraubten. Drei Tage lagen sie im Gefängnisse und seufzten,

und sprachen untereinander: Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet, da wir seine Angst sahen, und sein Flehen hörten, und ihn dennoch verkauften. — Endlich ward einer von ihnen gebunden, und als Geisel zurück behalten; die übrigen aber zogen fort, und Joseph gab ihnen Korn mit.

Sie kamen wehmüthig mit ihren Eseln nach Hause. Jakob konnte sich vor Kummer nicht fassen, da er ihre Erzählung anhörte. Ich unglücklicher Mann! rief er aus. Zwei Söhne habe ich nun schon verloren, und den dritten wollt ihr nun auch vor meinen Augen fortführen! — Aber, wunderbar! als die Brüder ihre Kornsäcke öffneten, fand jeder sein Geld mit eingebunden. Darüber erschraken sie noch mehr. Endlich erbot sich Juda, mit seinem Leben für seinen jüngsten Bruder zu haften, und so traten sie denn alle Zehn die Reise wieder an. Sie nahmen das geschenkte Geld wieder mit, und noch anderes dazu, um neuen Vorrath zu kaufen.

Diesmal grüßte Joseph sie freundlicher, und lud sie zum Essen ein. Der Schatzmeister wollte von dem Gelde in den Säcken nichts wissen, sondern behauptete, sie wären ihm nichts mehr schuldig. Geht es eurem alten Vater wohl? fragte Joseph mit Rührung; und ist dies euer jüngster Bruder, von dem ihr mir sagtet? — Gott sey dir gnädig, mein Sohn, sprach er weiter. Aber er konnte die Brüder nicht mehr ohne Thränen ansehen, besonders Benjamin nicht, den er am meisten liebte. Er ging fort, und suchte einen stillen Ort, wo er weinen konnte. Nach einer Weile kam er wieder und aß und trank mit ihnen. Nach dem Essen befahl er dem Schatzmeister, einem jeden wiederum sein Geld in seinen Kornsack zu legen, seinen eignen silbernen Becher aber heimlich in Benjamin's Sack zu thun. Am folgenden Morgen zogen sie auf ihren Eseln von dannen.

Auf Joseph's Befehl mußte der Hausmeister den Reisenden nachsetzen, und ihnen zurufen: warum habt ihr meinem Herrn Gutes mit Bösem vergolten, und ihm seinen Becher gestohlen? — Die erschrockenen Brüder sprachen: Herr, wir wissen von nichts. Wir wollen unsere Säcke öffnen, und bei wem du etwas findest, der soll des Todes seyn. — Die Säcke wurden aufgebunden, Jeder fand wieder sein Geld, wie das erstemal, und in Benjamin's Sacke lag der Becher.

Sogleich mußten sie zurück, und wurden vor Joseph gebracht. In der Angst ihres Herzens erboten sich Alle, seine Knechte zu seyn, aber Joseph bestand darauf, daß nur der seine Freiheit verlieren und

bei ihm zurückbleiben sollte, in dessen Sacke sich der Becher gefunden hatte.

„Herr, sprach endlich Juda, indem er sich vor Joseph niederwarf, sey barmherzig gegen deinen Knecht. Siehe, du verlangtest unsern jüngsten Bruder zu sehen, und wir mußten ihn dir bringen, ungeachtet der Bitten und Thränen unsers alten Vaters. Nehmt ihr mir diesen noch, sprach er zu uns, so werde ich mein graues Haar mit Jammer hinunter in die Grube bringen. — Da erbot ich mich, für ihn zu haften, und die Schuld auf mich zu nehmen, wenn ihm etwas Böses begegnete. Wenn ich nun heim käme, und brächte den Knaben nicht mit, an dessen Seele seine Seele hängt, o so müßte ich's sehen, wie meines Vaters, deines Knechtes, graues Haupt vor Schmerz ins Grab sänke. Darum laß mich an seiner Stelle die Strafe leiden, damit nur unser Vater Jakob seinen Liebling wiedersieht."

Länger konnte sich Joseph nicht zurückhalten. Er ließ alle Andere hinausgehen, und rief laut weinend: „Sehet mich an! Ich bin Joseph, euer Bruder, den ihr verkauft habt."

Alle verstummten vor Schrecken und Verwunderung. „Aengstiget euch nicht, fuhr Joseph fort, und denket nicht, daß ich darum zürne, daß ihr mich hieher verkauft habt. Nicht ihr, sondern Gott hat mich hieher gesandt, um euer Leben zu retten. Aber eilet und ziehet hin zu meinem Vater, und bringet ihn her zu mir mit seiner ganzen Habe. Erzählet ihm von meiner Herrlichkeit, und kommt bald zurück, dann sollt ihr ein Land in Aegypten zum Wohnsitz bekommen."

Voller Freuden eilten die Brüder zurück zum Vater Jakob, der über die unerwartete Nachricht von seinem längst verloren geglaubten Sohne süße Freudenthränen weinte. Das ganze Haus zog nun aus Kanaan nach Gosen, einer Provinz von Aegypten, die wahrscheinlich nahe an Kanaan grenzte. Hier starb endlich Jakob, und gebot seinen Söhnen, ihn nicht in Aegypten zu bestatten, sondern in dem Begräbniß seiner Vorfahren, in dem Lande ihrer Väter, wohin auch sie der Herr wieder bringen werde. Dies geschah. Die Söhne Jakob's und ihre Nachkommen, Israeliten genannt, wohnten fortan in Aegypten, und vermehrten sich daselbst so stark, daß sie nach einigen Jahrhunderten aus einem Nomadenstamme zu einem Volke von vielen tausend Köpfen angewachsen waren.

---

5. Moses.

(um 1500 vor Chr.)

Nach Joseph's Tode, und als die großen Verdienste, die er sich um Aegypten erworben, in Vergessenheit gerathen waren, verschlimmerte sich das Schicksal der Israeliten in diesem Lande immer mehr. Sie wurden verachtet, weil sie als Viehhirten ein nomadisches Leben führten, welches, wie wir oben schon gesehen, den Aegyptern ein Gräuel war, und schienen zugleich gefährlich, wenn ein äußerer Feind ins Land eindränge, und sie, zahlreich wie sie waren, sich zu ihm schlügen. Die Pharaonen dachten daher auf allerlei Maßregeln, ihre Vermehrung zu hindern. Sie setzten Frohnvögte über sie, und ließen sie bei der Erbauung zweier Städte schwere Zwangsarbeit verrichten, zu der sie mit großer Unbarmherzigkeit angehalten wurden. Immer härter wurde ihre Behandlung. Endlich gebot der König sogar, daß alle von Hebräischen Weibern gebornen Söhne in den Fluß geworfen werden sollten. Empörung gegen so furchtbaren Druck war bei den fest geordneten Staatseinrichtungen Aegypten's sehr bedenklich und schwierig, bis endlich die Vorsehung den Juden einen Mann aus ihrer Mitte, aber am Aegyptischen Hofe gebildet, zum Retter erweckte, den Moses.

Einst nämlich gebar eine Israelitin, Jochebed, einen Sohn, den sie dem Gesetze gemäß ins Wasser werfen sollte, den aber ihr mütterliches Herz gern erhalten wollte. Länger aber als drei Monate war es ihr nicht möglich, das Kind vor den Aufsehern zu verbergen. Anstatt es aber nun in den Fluß zu werfen, legte sie es in ein kleines, von Papyrusstauden geflochtenes Schiffchen, und setzte es so auf dem Nil aus, gerade um die Zeit, da die Aegyptischen Jungfrauen sich in demselben zu baden pflegten. Mirjam, ihre kleine Tochter, mußte am Ufer stehen bleiben, und dem Schiffchen nachsehen. Da sah sie zu ihrer Freude, wie eben in einiger Entfernung eine der Töchter des Aegyptischen Königs ins Wasser stieg, auf das heranschwimmende Schiffchen aufmerksam ward, es anhalten ließ, und den schreienden Knaben liebkosend herausnahm. Und da mehrere Neugierige zusammenliefen, das Abenteuer anzusehen, schlich auch die kluge Mirjam, wie zufällig, herbei, und fragte die Königstochter, ob sie etwa hingehen, und eine Hebräische Amme dingen solle. Die junge Fürstin war's zufrieden, und eilig holte jetzt das Mädchen ihre Mutter Jochebed

herbei, die nun, unbekannt, aber man kann denken, wie treu, Ammendienst bei ihrem eignen Söhnchen verrichtete. Die Königstochter nahm ihn an Kindes Statt an, nannte ihn Moses (den aus dem Wasser Gezogenen) und ließ ihn in allen Wissenschaften der Aegyptischen Priester unterrichten. Er stand auch bis in sein vierzigstes Jahr in Gunst und Ehren am Hofe ihres Vaters. Aber da er einmal einen Hebräer von einem Aegyptischen Aufseher unbarmherzig schlagen sah, gerieth er dergestalt in Zorn, daß er den Aufseher auf der Stelle erschlug, und seitdem hielt er sich in Aegypten nicht mehr für sicher. Er entfloh in die angrenzende Arabische Wüste zwischen dem Rothen Meere und dem Berge Horeb, wo er einen Zweig der Midianiter antraf, dessen Emir (Beherrscher und Priester) sieben Töchter hatte. Diese Jungfrauen fanden ihn zuerst bei einem Brunnen, an welchem er sich, von der Flucht ermüdet, gelagert hatte. Er stand ihnen gegen feindselige Hirten bei, als sie ihre Schafe tränken wollten, und zur Dankbarkeit luden sie ihn gastfreundlich ein, mit zu ihrem Vater zu kommen. Hier ward er so gut aufgenommen, daß er sogar eine der Jungfrauen, Zipora genannt, zum Weibe nahm, und sich entschloß, sein Leben unter diesen Nomaden hinzubringen. Er weidete die Heerden seines Schwiegervaters Jethro, und durchstrich bei dieser Gelegenheit nach und nach die ganze Arabische Wüste. Von den Gipfeln des erhabnen Sinai und seiner niedrigen Nebenkoppe, Horeb genannt, mochte er oft mit ganz besonderen Empfindungen die unabsehbare Ebene, vorzüglich nach der Gegend hin, wo das viel gepriesene Kanaan, das theure Land seiner Urväter, lag, überschauen, und seiner armen geplagten Landsleute in Aegypten gedenken.

Gott, so erzählt nun die heilige Urkunde ferner, erschien am Berge Horeb dem Moses in einem feurigen Busche, gab sich als den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's zu erkennen, und befahl ihm, die Kinder Israel aus der Aegyptischen Dienstbarkeit nach Kanaan in das Land ihrer Väter zu führen. Moses aber war anfangs verzagt, und obschon ihn Gott mit Wunderkraft ausrüstete, seine Sendung dadurch den Israeliten und Aegyptern zu bewähren, so dünkte ihn doch die Ausführung des göttlichen Befehls zu schwer zu seyn. Ihm fehlte die Gabe der Rede, die ihm zu einem solchen Werk vorzüglich nothwendig schien. Ich habe eine schwere Sprache und eine schwere Zunge, sprach er zu Gott. Da ward ihm der Befehl, er solle seinen beredten Bruder Aaron zu seinem Sprecher machen. Mit diesem

hatte er am Sinai eine Zusammenkunft. Hierauf reiseten sie Beide nach Aegypten, versammelten zuerst die Hebräischen Familienväter, machten sie mit dem Rufe Jehovah's, der an Moses ergangen sey, bekannt, und überzeugten sie zuletzt durch einige Wunder. Sodann gingen sie geradezu an den König, nannten ihm gleichfalls den göttlichen Befehl, und baten für das ganze Israelitische Volk um die Erlaubniß, auf drei Tage in die benachbarte Arabische Wüste ziehen zu dürfen, um daselbst Jehovah ein großes Nationalopfer zu bringen. Doch der Pharao, statt die geforderte Erlaubniß zu geben, gebot den Amtleuten, die Leute mit Arbeit zu drücken: daß sie zu schaffen haben mögen und sich nicht kehren an falsche Rede.

Moses aber, so wird in der Bibel die Geschichte des Auszugs aus Aegypten weiter erzählt, wiederholte, auf einen neuen vom Herrn erhaltenen Befehl, seine Forderung, das Jüdische Volk ziehen zu lassen, und bewährte seine Sendung durch eine Reihe von Plagen: Ungeziefer, finstere Nebel, Seuchen u. s. w., welche er über das Reich verbreitete. Aber der Pharao verhärtete sein Herz und ließ das Volk nicht ziehen. Ja, er drohte Moses mit dem Tode, wenn er nochmals vor ihm erschiene. „Wie du gesagt hast, erwiederte Moses, ich will nicht wieder vor deine Augen kommen." Hierauf versammelte er das Volk Israel's und sprach also:

„Der Herr befiehlt, ihr sollt am vierzehnten Tage dieses Monden Lämmer schlachten und braten und mit ungesäuertem Brote essen, in derselben Nacht, eure Lenden gegürtet, und den Stab in der Hand, als Hinwegeilende, denn es ist des Herrn Passah (schonendes Vorübergehen). Denn in derselben Nacht wird der Herr alle Erstgeburt in Aegypten schlagen, und ihr werdet am Morgen hinweg ziehen aus dem Lande. Der Tag aber soll alle Jahre zum ewigen Gedächtniß auf diese Weise gefeiert werden"*). Da nun in der bezeichneten Mitternacht alle Erstgeburt starb, forderte der Pharao in der äußersten Bestürzung Moses und Aaron sogleich vor sich, und sprach: Machet euch auf und gehet aus von meinem Volke, ihr und die Kinder Israel; gehet hin und dienet dem Herrn, wie ihr gesagt habt. Es geschah. In der Gegend von Raemses (späterhin Heliopolis) fing der Ausmarsch an. Weiber, Kinder, Vieh und Gepäck mitgerechnet, war der Zug sehr ansehnlich. Die erste Rast ward zu Suchot (d. h. Hirten-

*) Bekanntlich begehen die Juden dieses Fest noch bis auf den heutigen Tag.

lager) gemacht, dann wandten sie sich südlich gegen den Arabischen Meerbusen. Nicht weit von dem heutigen Suez sahen sie zu ihrem Schrecken ein zahlreiches Heer bewaffneter Aegypter hinter sich herkommen. Diese hatten den Abzug des Volkes unmöglich ruhig verschmerzen können, und wollten daher noch einen Versuch machen, es wieder zurückzubringen. Als die Kinder Israel die herannahenden Krieger sahen, entsank ihnen aller Muth. Wäre es uns nicht besser gewesen, sprachen sie zu Moses, den Aegyptern zu dienen, als in der Wüste zu sterben? Aber Moses sprach zum Volk: „Fürchtet euch nicht, stehet fest: denn die Aegypter, die ihr heute sehet, werdet ihr nimmermehr sehen ewiglich." Und nun, so erzählt die Bibel das Wunder der Rettung, ließ der Herr einen starken Wind wehen, und machte das Meer trocken, die Wasser theilten sich von einander, und das Israelitische Volk ging trocken hindurch. Als aber die Aegyptischen Reiter und Wagen ihnen nacheilen wollten, fielen die Wasser über sie und begruben sie.

Die Israeliten setzten sodann ihren Weg fort, der, um Krieg mit den Philistern zu vermeiden, nicht der nächste nach Palästina war. Sie zogen durch die Arabische Wüste, wo ein so großer, mit Weibern und Kindern reichlich versehener Haufe nothwendig von mancherlei Ungemach bedrängt werden mußte. „Wollte Gott, wir wären in Aegypten gestorben durch des Herrn Hand, riefen sie, da wir bei den Fleischtöpfen saßen und hatten die Fülle Brot zu essen: denn ihr habt uns darum ausgeführt in die Wüste, daß ihr diese ganze Gemeine Hungers sterben lasset." Solche Klagen erschollen oft aus dem Munde des Volks gegen Moses und Aaron, bald wenn es ihnen an Speise, bald wenn es ihnen an Trank fehlte. Moses, sagt die Schrift in ihrer kindlichen, einfachen Sprache, war ein geplagter Mensch über alle Menschen auf Erden. Denn außer jener Sorge für den Unterhalt der Menge, mußte er auch die Streitigkeiten unter dem ganzen Volk entscheiden, und zwar anfangs ganz allein, bis er endlich mehrere Richter, die in steigender Wirksamkeit über Zehn, Hundert und Tausend gesetzt waren, bestellte. Diese sollten die Händel schlichten, und nur die wichtigsten durften fortan vor Moses selbst gebracht werden.

Hier in der Wüste war es auch, wo Moses den Israeliten die Gesetze gab, in welchen Denker aller Zeiten einen großen und tiefschauenden Geist bewundert, und sie als ein wahrhaft göttliches Werk betrachtet haben; hier verkündete er die Verfassung, welche künftig in

dem zu erobernden Kanaan das Jüdische Volk glücklich und stark machen sollte. Auch diese Gesetzgebung und ihre Bekanntmachung sehen wir in der Bibel, eben so wie die Errettung des Volkes aus Aegypten und seine Erhaltung in der Wüste, als das unmittelbare Werk Gottes erscheinen. Die Gegend um den Berg Sinai, der schon der Schauplatz der vormaligen einsamen Betrachtungen des Moses gewesen war, wurde jetzt auch der Ort, wo das Israelitische Volk den Bund mit seinem Gott (denn als ein solcher wurde die neue Gesetzgebung betrachtet) feierlich schloß. Im dritten Monate nach dem Auszuge kam das ganze wandernde Heer hier an, und lagerte sich in den umliegenden Thälern, wo es reiche Weide fand. Ein heftiges Ungewitter mit Donner und Blitz verkündete dem gläubigen Volke die Nähe Jehovah's, und mit heiligem Schauer sah es seinen Führer Moses, den Vertrauten Gottes, den Berg hinauf steigen. Kein Anderer durfte ihm folgen oder sich nur dem Fuße des Berges nahen, bei Todesstrafe. Der heilige Schauer, den Donner und Blitz erweckten, und das Rauchen des Berges, hielt sie auch kräftig genug ab. „Rede du mit uns, sprachen sie zu Moses, wir wollen gehorchen, und laß Gott nicht mit uns reden, wir möchten sonst sterben." Nachdem darauf Moses einige Tage auf dem Berge zugebracht, erschien er wieder vor dem Volke mit ernstem, verklärtem Gesichte, forderte auf die feierlichste Weise Gehorsam für Jehovah, und veranstaltete ein großes Brandopfer am Fuße des Berges. Mit dem Blute der Opferthiere wurde darauf alles Volk besprengt, zum Zeichen des Bundes, nachdem Moses aus dem Buche des Bundes dem Volke vorgelesen, und dieses gerufen hatte: Alles was der Herr gesagt hat, wollen wir thun und gehorchen.

Nun stieg Moses abermals hinauf, und zwar in Begleitung seines Vertrauten Josua und der siebenzig Aeltesten der Israeliten, bis zu einer niedrigen Abstufung des Berges. Und sie sahen den Gott Israel's, heißt es in der Bibel, unter seinen Füßen war es wie Saphir und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist. Darauf ließ Moses die Aeltesten auf dem Hügel zurück, und stieg mit Josua allein die äußerste neblichte Spitze hinauf, wo er vierzig Tage blieb.

Dem unruhigen Volke währte indessen diese Abwesenheit des Moses zu lange. „Wir wissen nicht, was diesem Manne, der uns aus Aegyptenland geführt hat, begegnet ist," sprachen sie zu Aaron, und verlangten von ihm, er solle ihnen Götter machen, die vor ihnen her-

zögen in einem sichtbaren Bilde. Aaron, dem seines Bruders außerordentliche Kraft und Beharrlichkeit fehlte, verstand sich nach einigen Weigerungen dazu, forderte ihnen aber all ihr goldenes Geschmeide ab, um daraus das Götzenbild zu bereiten. Sie brachten ihm hierauf eine Menge Goldes, daraus verfertigte er ein Götzenbild, welches die Gestalt eines Kalbes oder Rindes hatte, daher an den Aegyptischen Apis erinnerte. Kaum war es aufgestellt, so richtete das Volk rings um dasselbe Altäre auf, zündete Opferfeuer an, und tanzte jauchzend um den neuen Gott.

Eben als der festliche Jubel am lautesten ertönte, kamen Moses und Josua von dem Sinai herunter. Moses trug zwei steinerne Tafeln in der Hand, in welche die zehn Gebote gegraben waren. Außer sich vor Zorn, warf er die beiden Gesetztafeln auf den Boden, daß sie zerbrachen; das Bild vernichtete er durch Feuer. Hierauf rief er laut: „Wer dem Herrn angehört, der trete vor!“ Da sammelte sich zu ihm der ganze Stamm Levi*). „Wohlan, sprach er zu diesen, ergreifet die Schwerter, geht durchs ganze Lager, und hauet sie nieder, die Jehovah verlassen haben, wenn es auch euer Sohn und Bruder seyn sollte.“ Und solche Kraft hat das Wort eines ausgezeichneten Herrschergeistes, daß der schreckliche Befehl auf der Stelle vollzogen ward. Dreitausend Halsstarrige wurden niedergehauen. Moses stieg hierauf noch einmal auf den Berg, und blieb wieder vierzig Tage abwesend. Als er zurückkam und zwei neue Tafeln mitbrachte, nahmen Alle willig die Gesetze an.

---

6. Das Mosaische Gesetz.

Die Religion der Juden unterschied sich von der aller übrigen Völker des Alterthums durch ihren reinen Monotheismus, und an diesen wurden auf die praktischeste Weise alle politischen und socialen Einrichtungen geknüpft. Der Mittelpunkt der Mosaischen Gesetzgebung war

*) Nach den zehn Söhnen Jakob's und zwei Söhnen Joseph's wurden die zwölf verschiedenen Stämme der Israeliten benannt. Moses selber war aus dem Stamme Levi; daher die besondere Anhänglichkeit dieses Stammes an ihn.

daher die Idee, daß Jehovah, welcher das Volk bis hieher mit starker Hand aus Aegypten geführt hatte, auch hinfort allein Herr und König seyn sollte und seyn werde, und also kein Mensch, sondern das Gesetz selbst, wie es ein göttliches Wort ist, über die Israeliten herrsche. Deshalb erscheint nun auch das Volk sowol, als das zu erwerbende Land Kanaan wie ein Eigenthum Gottes. Von diesem Boden sollten alle andere Stämme mit ihren falschen Göttern vertrieben werden, nicht nur, weil Moses reine Gotteslehre keine Berührung mit Götzendienst dulden konnte, sondern auch weil, bei der engen Verbindung des Religiösen und Politischen im Jüdischen Staate, das freie und selbständige Daseyn desselben auf der Bewahrung dieses reinen Jehovahdienstes beruhete. Demselben Grundgedanken zufolge sollte das Land, sobald es erobert seyn würde, unter alle Juden zwar gleich vertheilt werden, aber doch kein unumschränktes Eigenthum der Einzelnen Statt finden, sondern diese gleichsam nur Pächter und Verwalter, und Jehovah der eigentliche Herr seyn.

Ob nun gleich, vermöge dieses Verhältnisses zu Gott und in Ansehung des künftigen Besitzthums, alle Israeliten völlig gleich waren und kein Unterschied der Stände unter ihnen Statt fand, so machten doch die dem unmittelbaren Dienst Jehovah's geweiheten Priester und Leviten gleichsam einen gelehrten Adel aus. Der ganze Stamm Levi war im weitern Sinne ein Priesterstamm; eigentliche Priester, die ihren übrigen Stammverwandten in Rang und Amtsverrichtungen vorangingen, waren nur die Nachkommen Aaron's, des ersten Hohepriesters. Die Würde des Hohepriesters blieb bis auf die Einführung des Königthums die angesehenste im Staat. Für den Stamm Levi wurde jenes besondern Berufs wegen auch auf eine eigenthümliche Art gesorgt. Das zu erobernde Land Kanaan sollte nämlich in zwölf Antheile getheilt werden für die zwölf Stämme. Jeder dieser Stämme machte ein eignes Ganze aus, und hatte seine besonderen Stammfürsten oder Aeltesten. Die Leviten aber wurden von dieser Vertheilung des Landes ausgeschlossen. Dagegen wurden ihnen durch das ganze Land acht und vierzig Städte angewiesen, und von allen Israeliten bekamen sie den Zehnten vom Ertrage der Ländereien.

So von aller bürgerlichen Thätigkeit ausgeschlossen, konnten sie sich um so ungestörter dem Dienste Jehovah's bei den Opfern und Festen widmen, den ihnen zugetheilten Aemtern der Gesetzgeber, Richter, Aerzte und Genealogisten für das ganze Volk, obliegen, über die

Beobachtung des Gesetzes und der religiösen Vorschriften wachen, und für die Erhaltung der Einheit unter den zwölf Stämmen wirken. Ihr Oberhaupt aber, der Hohepriester, war beauftragt, in dem heiligen Zelte, oder der Stiftshütte, in welcher man sich eine unmittelbare Erscheinung Gottes dachte, die dort ertheilten göttlichen Befehle zu empfangen. Ein solches Zelt hatte Moses, gleich nach der Gesetzgebung auf Sinai, der Vorschrift gemäß, mit Hülfe einiger kunsterfahrnen Männer verfertigt, und es sollte durch seine Schönheit, Pracht und Zierlichkeit sich vor den übrigen Zelten auszeichnen. Das Ganze, von Brettern, die auf silbernen Untersätzen ruheten, eingeschlossen, war in zwei Räume getheilt, von denen der eine das Heilige, der andere das Allerheiligste hieß; in diesem Allerheiligsten stand eine Lade von Acazienholz, von Innen und Außen mit feinem Golde überzogen, zur Aufbewahrung der Gesetztafeln. Ueberdies befanden sich daselbst noch mehrere von Jüdischen Künstlern verfertigte Werkzeuge, Tassen, Schalen, Kannen, ein sechsarmiger Leuchter, Lichtputzen, und Schalen, auf denen diese lagen, Alles von feinem Golde, wozu die Juden ihren goldnen Schmuck und alle goldne Geräthe, die sie aus Aegypten mitgenommen, hergegeben hatten. Aus Aegypten und von Aegyptischer Kunst waren auch die schönen baumwollenen gefärbten Teppiche, welche das Dach des Gezeltes ausmachten, und an den Seitenwänden herunterhingen. Ueber dem Dache befand sich eine länger herunterhangende Decke von feinem Kamelot, darüber eine von Saffian, und zuletzt eine von einem andern Felle. Der Ort, wo dieses Gezelt, das nachmals durch Salomo in einen Tempel verwandelt wurde, sich befinden würde, sollte den Juden als ein heiliger Vereinigungspunkt dienen; dort sollten die verschiedenen Stämme sich als ein zusammengehörendes Volk fühlen. Zu diesem Ende setzte Moses drei hohe Feste ein, an welchen alle Israelitische Männer zu dem Heiligthum wallfahren sollten, besonders am Passahfeste, dann am Pfingst- und am Laubhüttenfeste, um dort von ihren Früchten und Heerden zu opfern. Da man nun aber von den geschlachteten Thieren nur einen kleinen Theil auf den Altar legte, so blieb das meiste übrig, welches man zu Opfermahlzeiten anwenden mußte, wozu man seine Freunde einlud. Ja um den eigennützigen Alleingenuß zu verhindern, hatte Moses zugleich geboten, daß ein Gastmahlsopfer am ersten, höchstens am zweiten Tage ganz verzehrt seyn müßte; was dann noch übrig wäre, sollte man nicht essen, sondern verbrennen.

Durch diese letztere Verordnung sorgte Moses, mit dem milden Geiste, der alle seine Gesetze bezeichnet, nicht nur für eine heitere, vereinigende Geselligkeit, die zu mannichfaltigen Verbindungen der versammelten Juden führen sollte, sondern auch für die Fremdlinge, Dürftigen und Knechte, denen gütlich zu thun der Gastgeber fast gezwungen wurde. Auch wurden diese Feste große Mittelpunkte des innern Handels und Verkehrs, der bei so zahlreichen Zusammenkünften nothwendig entstehen mußte. Das Gebot, Oel und Wein, zwei Producte, zu deren Erzeugung das zu erobernde Kanaan sehr geschickt war, bei den Opfern zu gebrauchen, deutet zugleich auf die Cultur des Landes hin. Denn auf Ackerbau wollte Moses, nach dem Muster Aegypten's, den Staat gründen, und nicht auf Handlung (womit auch das Gesetz, Zinsen nur von Ausländern, nicht von Hebräern zu nehmen, zusammenhängt), so sehr auch das künftige Land der Juden, Palästina, zum Handel gelegen schien. Der Handel würde, ohne anderer Einflüsse zu gedenken, der strengen Abschließung der Juden, ihrer scharfen Trennung von anderen Völkern hinderlich gewesen seyn, welche Moses, der Erhaltung des Monotheismus wegen, bezweckte. Dazu dienten auch die mannichfaltigen zum Theil aus diätetischen Rücksichten vorgeschriebenen Speise- und anderen Ritualgesetze, welche das Innerste des Privat- und bürgerlichen Lebens umfaßten, und ihre Wirksamkeit zur Erhaltung einer solchen Absonderung bis auf den heutigen Tag bewährt haben.

Aus jenem Grundsatze, der dem Eigenthumsrechte Schranken setzte, gingen einige merkwürdige, ganz eigenthümliche Gesetze hervor. Alle sieben Jahre sollte ein Sabbaths- oder Brachjahr Statt finden, wo das ganze Land ungebaut liegen sollte; man meint, um dadurch ein zweckmäßiges Aufbewahren von Getreidevorräthen zu befördern. Auch in jedem funfzigsten, dem sogenannten Hall- oder Jubeljahre sollte das ganze Land auf diese Weise feiern. In diesem Jahre sollte zugleich jeder Acker, wenn man ihn seit dem letzten Jubeljahre veräußert hatte, ohne Einlösung an den alten Eigenthümer zurückkehren, so daß also kein wahrer Verkauf des Eigenthums möglich war, sondern nur ein Verkauf der Benutzung. Moses wollte dadurch das gänzliche Verarmen Einzelner und die übermäßige Bereicherung Anderer durch Zusammenkauf verhindern. Man stößt indeß, wenn man sich beide Verordnungen als wirklich vollzogen denkt, auf so große und erhebliche Schwierigkeiten, ja es treten andererseits selbst so schädliche Wirkungen

derselben hervor, daß es wahrscheinlich wird, diese Einrichtungen seyen nie in dem angegebenen Umfange ausgeführt worden.*) Auch in Bezug auf andere Verhältnisse läßt sich aus der spätern Entwicklung der Begebenheiten schließen, daß die Mosaische Verfassung nie vollständig, oder wenigstens nie für die Dauer, ins Leben getreten ist.

Dem Lande Kanaan näherte man sich jetzt nach einem ziemlich langen Aufenthalt am Sinai immer mehr, aber nun brachen auch die Klagen des stets unruhigen Volks wieder hervor, und die Furcht vor den nahen Kämpfen ward immer größer. Von Kades aus, einer Arabischen Landschaft an der Grenze von Kanaan, sandte Moses den Josua und einen eben so wackern Mann, Namens Kaleb, nebst mehreren Aeltesten, als Kundschafter hinein, um zu sehen, ob die darin wohnenden Völker wol zu bezwingen seyn möchten. Jene Beiden bejaheten muthig die Frage, aber die Anderen, die mit ihnen gegangen waren, machten ein solches Geschrei von den Riesen, die sie angetroffen hätten, daß das Volk muthlos gemacht ward, wider Moses murrte, und von einem andern Anführer sprach, der sie wieder nach Aegypten zurückführen sollte. Aber auch hier zeigte sich die unüberwindliche Standhaftigkeit des großen Mannes. Er verkündigte dem Volke den Beschluß Gottes: von Denen, die schon so oft wider ihn gemurrt hatten, und widerspenstig erfunden worden seyen, solle keiner nach dem gelobten Lande kommen, sondern erst nach vierzigjährigem Umherirren in der Wüste sollten es ihre Kinder einnehmen. Und dieses Wort ward erfüllt; erst als die vierzig Jahre um waren, wandte Moses sich gegen Kanaan. Hier verweigerten ihm die Völker, welche an den Grenzen Palästina's im Osten des Jordan wohnten, den Durchzug. Aber zwei Könige der Amoriter, Sihon und Og, die den Israeliten entgegen rückten, wurden gänzlich geschlagen und ihr Land eingenommen, auch die Midianiter wurden besiegt. Weil nun das von den Amoritern eroberte Land zur Schafzucht bequem war, so baten die Stämme Ruben und Gad, und der halbe Stamm Manasse, welche viel Vieh hatten, den Moses, den Hohepriester und die Fürsten der Gemeine um die Erlaubniß, sich hier ansiedeln zu dürfen. Sie erhielten sie, unter dem Versprechen von ihrer Seite, daß sie mit den Uebrigen über den Jordan ziehen und ihnen das Land erobern helfen wollten.

*) S. v. Raumer's scharfsinnige Untersuchungen in den Vorlesungen über die alte Geschichte, Th. I. S. 132. fg.

Aber nicht dem bisherigen Führer des Volks war es beschieden, das Land der Verheißung selbst zu betreten. Als ihm, wie die Schrift erzählt, der Herr sein nahes Ende verkündet hatte, legte er in einer feierlichen Versammlung seine Anführerwürde in Josua's Hände nieder, und ließ diesen durch den Hohepriester Eleasar, Aaron's Sohn (Aaron war das Jahr zuvor gestorben), öffentlich zu seinem Nachfolger weihen. Dann empfahl er Allen nochmals Gehorsam gegen Jehovah's Gesetze, und ließ sich zuletzt auf einen Berg führen, von dem man eine weite Aussicht in das gelobte Land hatte. Er weidete sein Auge an dem erhabenen Anblick, und starb bald darauf, noch in der Fülle der Kraft, im Lande der Moabiter. Hinfort, heißt es in der Bibel, stand kein Prophet in Israel auf, wie Moses.

---

7. Josua erobert Kanaan.

Als Josua nach Moses Tode die Israeliten über den Jordan geführt hatte, waren Jericho und Ai die ersten Städte, welche erobert wurden. Dem strengen Kriegs- und Eroberungsrechte jener Zeit zufolge, wurde in beiden Städten alles Lebendige vertilgt. Auch hatte Moses ausdrücklich die Ausrottung der Kananitischen Stämme geboten, damit die Israeliten nicht zu den Gräueln ihres Götzendienstes verführt werden möchten. Jetzt erst dachten die kleinen Stammfürsten in Kanaan an eine Vereinigung zu gemeinschaftlichem Widerstand. Nur die Gibeoniten glaubten ihre Rettung von einer List erwarten zu dürfen, und sonderten sich von der allgemeinen Sache ab. Es ging nämlich ein Haufe von ihnen aus, lud alte geflickte Schläuche auf Esel, zog alte geflickte Kleider und Schuhe an, und nahm verschimmeltes Brot mit sich. So erschienen diese Abgesandten in dem Lager der Israeliten, gaben vor, aus einem fernen Lande zu kommen, dessen Weite man an ihren abgenutzten Kleidern und dem seit ihrer Abreise schimmlig gewordenen Brote ermessen könnte, und daß sie, unterrichtet von den Wundern, die Jehovah an den Israeliten gethan, nun hier wären, einen Bund mit ihnen zu machen. Allein nachdem das Jüdische Volk den Bund geschworen hatte, erfuhr es, daß die scheinbaren Fremden ein Kananitischer Stamm seyen. Da man indessen den einmal beschwor-

nen Bund nicht brechen wollte, so beschloß man, sie leben zu lassen, aber sie zu Leibeignen des Tempels zu machen.

Fünf andere Fürsten Kanaan's wollten diesen freiwilligen Uebertritt der Gibeoniten bestrafen, und überzogen sie mit Krieg. Allein Josua kam den Angegriffenen zu Hülfe und schlug die vereinigten fünf Könige, die meistens aus dem südlichen Theile Kanaan's waren, nahm sie selbst gefangen, und ließ sie aufknüpfen *). Als nun eine neue Verbindung der nördlichen kleinen Fürsten zu Stande kam, welche den Eroberungen der Israeliten ein Ziel setzen wollten, da zog Josua auch gegen diese, und besiegte sie in einer Schlacht. So besaßen die Juden jetzt einen beträchtlichen Theil des gelobten Landes, den sie ein und dreißig besiegten Fürsten in einem vieljährigen Kampfe abgenommen hatten.

Nun schritt man zur Vertheilung des Landes nach Moses Befehl, und Josua verlosete es unter die Stämme Juda, Benjamin, Simeon, Dan, Isaschar, Ascher, Sebulon, Naphthali, Ephraim und den halben Stamm Manasse. Denn Ruben, Gad und die andere Hälfte Manasse waren, wie oben erzählt ist, jenseits des Jordan angesiedelt. Den südlichsten Theil des Landes, und mehr als ein Viertel des Ganzen, erhielt Juda, der zahlreichste Stamm. Natürlich ging das ganze Geschäft nicht ohne manche Klagen über die nicht völlig gleichmäßige Theilung ab; auch wollten viele Stämme sich nicht sogleich zum ordentlichen Ackerbau und zum Wohnen in Städten und Dörfern bequemen.

Noch schlimmere Folgen aber hatte es, daß nach Josua's bald darauf erfolgtem Tode, als kein militärisch-politisches Oberhaupt an dessen Stelle trat, der fernere Krieg gegen die noch unbesiegten Kananitischen Stämme nicht mit gleichem Eifer fortgesetzt wurde, und man sich hin und wieder begnügte, die Kananiter, ohne sie zu vertreiben, bloß zur Zinspflichtigkeit zu zwingen. Es blieben die Philister an der südwestlichen Küste, die Jebusiter saßen unbezwungen in Jerusalem, und andere feindliche Stämme hatten die Gebirgsgegenden des Libanon fortwährend inne. „Ueberdies, heißt es im Buche der Richter, kam

---

*) Die Grausamkeit, die von den Juden besonders gegen die Könige oder Anführer ausgeübt wurde, scheint unter den Kananitischen Völkern selbst nicht ungewöhnlich gewesen zu seyn. So, als die Juden in einem später geführten Kriege dem gefangenen Fürsten der Pheresiter, Adoni Besek, die Daumen an Händen und Füßen abhieben, sprach dieser die merkwürdigen Worte: „Siebzig Fürsten mit verhauenen Daumen lasen die Brocken auf unter meinem Tisch, nun hat mir der Herr vergolten."

nach dem Tode Josua's, und Derer, die mit ihm gelebt hatten, ein anderes Geschlecht auf, das den Herrn nicht kannte, noch die Werke, die er an Israel gethan." Auch das Ansehen der Hohepriester nahm ab, und nicht ohne ihre eigne Schuld, da Einige unter ihnen sich ihrer hohen Stellung unwürdig zeigten. Das Volk seiner Seits fing an von dem reinen Jehovahdienst abzufallen, also der wahren Einheit, die es verband, zu entsagen, und dem Götzendienst der Kananiter zu huldigen.

Die Folge davon waren die Uebel, denen Moses durch den Befehl der gänzlichen Ausrottung der Kananiter hatte zuvorkommen wollen. Die feindlichen im Lande gebliebenen Völker, oder auch benachbarte Reiche, benutzten die Trennungen der Juden und überwältigten bald diesen, bald jenen Stamm, bald auch mehrere Stämme. In diesen Zeiten der Bedrängniß rief die Noth des Augenblicks heldenmüthige Männer hervor, die sich an die Spitze stellten, die Feinde schlugen, und das Volk für einige Zeit befreiten. Ihr Einfluß war bald mehr bald minder groß, und erstreckte sich zuweilen nur auf einzelne Stämme. Da sie im Frieden auch Recht sprachen, werden sie Richter (Schophetim) genannt. Einige derselben wollen wir in den nächsten Abschnitten näher kennen lernen.

---

8. Gideon.

Nachdem die Juden schon in verschiedenen Zeiten von einem Syrischen Könige, von Moabitern, den nördlich wohnenden Kananitern, Philistern u. s. w. theilweise unterjocht, aber von muthigen Richtern, wie Athniel und Ehud, einmal auch durch den Heldensinn eines Weibes, der Debora, waren befreit worden: so traf es sich, daß sie von neuem von den Midianitern überwältigt wurden, und ihnen sieben Jahre dienstbar seyn mußten. Dies schmerzte einen kraftvollen Mann, Namens Gideon, und er fühlte sich berufen, der Retter seines Volks zu werden. Das erste Werk seines Enthusiasmus war der Umsturz eines Midianitischen Götterbildes, Baal genannt. Er vollführte es mit einigen Gehülfen in der Nacht. Am andern Tage verlangten die furchtsamen Israeliten von seinem Vater die Auslieferung des Frevlers. „Mit nichten, sprach der Vater; ist Baal ein Gott, so rechte

er um sich selbst, daß sein Bild und Altar zerbrochen ist." Da sammelten sich die Midianiter in großen Schaaren, das Volk zu züchtigen, aber Gideon traute auf seine Kraft, und eine Erscheinung verhieß ihm die sichere Hülfe des Herrn. Er wählte dreihundert der Tapfersten aus, und überfiel damit das Lager der Feinde in der Nacht. Jeder Israelit hatte einen Krug in der Linken und ein Schwert in der Rechten, und als der Ueberfall geschah, zerschmetterten sie Alle die Krüge mit großem Geräusch, stießen in die Hörner, und riefen wild durch einander: „Hier Schwert des Herrn und Gideon!" Da floh Alles, was fliehen konnte, und Gideon setzte ihnen nach. Als er über den Jordan kam, bat er die Bewohner von Sukoth: „Freunde, gebt dem Volk, das unter mir ist, etliche Brote, denn sie sind müde. Wir jagen den Königen der Midianiter, Seba und Zalmuna, nach." Diese aber sprachen: „sind denn die Könige Seba und Zalmuna schon in deinen Händen, daß wir dir Brot geben sollen?" — „Wohlan, sprach Gideon zornig, gibt der Herr Seba und Zalmuna in meine Hand, so will ich euer Fleisch mit Dornen aus der Wüste zerdreschen."

Er zog weiter nach Pnuel, bat auch hier die Leute um Brot, und erhielt dieselbe Antwort. Da ging er hungernd auf die Feinde los, erschreckte sie abermals durch einen plötzlichen Ueberfall, und bekam die Fürsten Seba und Zalmuna wirklich gefangen. Und da er nach Pnuel zurück kam, riß er mit seinen Leuten den Thurm ein, der an diesem Orte stand, und erschlug viele der Bewohner. In Sukoth aber ließ er alle Aeltesten vor sich kommen, und zerpeitschte sie mit Dornenstöcken, wie er gedroht hatte. „Seht hier, sprach er, hier sind Seba und Zalmuna, über die ihr mich verspottetet, als ich euch um Brot für meine hungrigen Streiter bat." Und Alles zitterte vor dem gewaltigen Manne.

Als er nach Hause kam, sprach er zu seinen zwei Gefangenen: „Sagt, wie waren die Männer, die ihr zu Tabor erwürgtet?" — Sie antworteten: „Sie waren wie du, ein jeglicher schön, wie eines Königs Kinder." — „Es waren meine Brüder! fuhr Gideon auf. So wahr der Herr lebt, hättet ihr sie leben lassen, so wollte ich euch nicht erwürgen! Steh' auf, mein Sohn, rief er seinem Erstgebornen Jether zu, und stoß sie nieder!" Der Knabe zauderte furchtsam, denn er war noch sehr jung. Mit männlicher Würde sprachen die gefangenen Könige: „Das ist Mannsarbeit, verrichte sie selbst." Und Beide fielen unter des Siegers Schwert.

Hierauf boten die Israeliten ihrem Befreier die erbliche Königswürde an, allein er schlug sie aus, damit Jehovah allein ihr Herr bliebe. So lange er lebte, wagte jedoch kein Feind, die Israeliten anzugreifen. Er hatte viele Weiber, mit denen er siebzig Söhne erzeugte, und noch ward ihm zu Sichem von einem Kebsweibe ein unehelicher geboren. Nach seinem Tode ergaben sich die Israeliten wieder dem verführerischen Götzendienste ihrer Nachbarn, und verloren eben dadurch bald wieder ihre alte Selbständigkeit.

Die siebzig Söhne Gideon's maßten sich nun eine Art von Obergewalt an. Da gelang es dem unehelichen Abimelech, die Männer von Sichem, seinem Geburtsflecken, zu bereden, daß sie ihn allein zu ihrem Hauptmann erwählten. Er dung darauf mit ihrem Gelde siebzig Mörder, von denen jeder einen der Brüder Abimelech's auf sich nahm, so daß sie alle ermordet wurden, bis auf einen, welcher entfloh.

Aber nur drei Jahre dauerte seine Hauptmannschaft. Eben jene Sichemiten empörten sich zuletzt wider ihn, er warb darauf andere Israeliten, sie zu züchtigen, jagte sie Alle in den Thurm zu Sichem, und steckte den Thurm an. Eben so wollte er es auch mit den Bewohnern des Fleckens Thebez machen, die einen ähnlichen Thurm hatten, in welchen sie sich verschlossen. Aber als er eben Feuer daran legen wollte, warf ihm ein Weib einen gewaltigen Stein von oben her auf den Kopf, daß sein Schädel zerschmettert ward. Sterbend rief er seinem Waffenträger zu: „Zieh dein Schwert aus, und tödte mich, daß man nicht von mir sage: ein Weib hat ihn erschlagen." Der Diener gehorchte, und die Streitenden, da sie den Abimelech getödtet sahen, machten sofort dem Zwist ein Ende, und jeder ging an seinen Ort.

---

9. Jephta.

Das übel zusammenhangende, ohne Zwang und Ordnung hinlebende Israelitenvolk ward bald darauf wieder die Beute eines andern Volks, der Ammoniter, die besonders die Stämme jenseits des Jordan durch unaufhörliche Einfälle und Plünderungen ängstigten. Und gerade jetzt fehlte ein Mann in Israel, der diesen Räubern hätte die Spitze bieten können. Einen hatte man gehabt, einen Bastard aus Gilead,

Namens Jephta, einen Mann von Muth und Kraft, allein seine Brüder hatten ihn verjagt, damit er nicht ihr rechtmäßiges Erbe theilen sollte. Da war er nach Arabien gegangen, und hatte dort an der Spitze eines Räuberschwarms wundergleiche Thaten gethan. Jetzt, da die Noth in seinem Vaterlande so groß ward, und der Ruf von seiner Tapferkeit weit und breit erscholl, sandten die Bürger von Gilead zu ihm, und ließen ihn ersuchen, ihr Heerführer zu seyn. Er versprach's, und kehrte zurück. Zuerst sandte er nun Boten an den König der Ammoniter, und ließ ihn fragen, mit welchem Recht er das Land der Israeliten angreife. Der König erwiederte: das Land (im Osten des Jordan) habe den Ammonitern gehört, ehe die Kinder Israel dasselbe in Besitz genommen hätten. Jephta rechtfertigte darauf das Verfahren des Moses, und als der Ammoniterkönig darauf nicht achtete, zog er mit vielem Volk ihm ins Feld entgegen. Zuvor noch that er Jehovah das Gelübde, ihm, wenn er die Ammoniter in seine Hand gebe, dasjenige zum Brandopfer zu weihen, was ihm bei seiner Rückkehr zuerst aus seinem Hause entgegen kommen werde.

Der Angriff geschah mit Muth, und die Feinde wurden vollständig geschlagen. Als Jephta sie weit genug verfolgt hatte, kehrte er nach seinem Hause in Mizpa zurück. Siehe, da kam seine Tochter heraus, ihm entgegen, mit Paukenspiel und Tanz, das einzige Kind, das er hatte. Bei ihrem Anblick zerriß der unbesonnene Vater seine Kleider, und sprach: „Ach, meine Tochter, wie beugst, wie betrübst du mich! Ich habe meinen Mund aufgethan gegen den Herrn und kann's nicht widerrufen.“ Die Jungfrau erwiederte: „Mein Vater, hast du deinen Mund aufgethan gegen den Herrn, so thue mir, wie es aus deinem Munde gegangen ist, nachdem der Herr dich gerächt hat an deinen Feinden.“ Traurend bat sie ihn, auf die Berge gehen zu dürfen, um daselbst zwei Monden lang mit ihren Gespielen ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Sie ging, und nach zwei Monden kam sie treulich wieder, den schmählichen Opfertod zu sterben *). Zu ihrem Andenken feierten die Töchter von Gilead noch lange nachher ein jährliches Fest, an welchem sie hingingen auf die Berge, um die Tochter Jephta's zu klagen.

*) Menschenopfer waren von Moses streng verboten, als ein Gräuel der Kananiter, und Jephta's That scheint das Einbrechen fremden Gottesdienstes unter die Juden zu beweisen.

10. Simson der Starke.

Einige Zeit nachher geriethen mehrere Stämme der Israeliten wieder in die Dienstbarkeit der Philister, die ihr Land durchschwärmten, und mit allem Israelitischen Eigenthum wie mit dem ihrigen hauseten. Da ward ihnen ein Befreier aus dem Stamme Dan erweckt, dessen wunderreiches Leben auch schon mit einem wunderbaren Ursprung anhebt. Dies war der berühmte Simson.

Seine Mutter hatte lange in unfruchtbarer Ehe gelebt, als ihr einmal ein Engel Jehovah's erschien, da sie eben auf dem Felde allein war. Sie fragte ihn nicht, woher oder wohin, und er sagte ihr nicht, wie er heiße. Aber das verkündigte er ihr, daß sie einen Sohn bekommen würde, dem es aufbehalten sey, Israel's Volk aus der Hand der Philister zu befreien. Er solle daher Jehoven geheiligt seyn, und nie solle ein Scheermesser auf sein Haupt kommen. Die Frau kam fröhlich nach Hause, und erzählte das ihrem Manne Manoah. Da bat Manoah den Herrn, und sprach: „Ach Herr, laß den Mann Gottes wieder zu uns kommen, den du gesandt hast, daß er uns lehre, was wir mit dem Knaben thun sollen, der uns geboren werden soll.“ Und Jehovah erhörte Manoah's Stimme, und der Engel kam wieder zum Weibe als sie gleichfalls allein auf dem Felde war. Sie lief sogleich, es ihrem Manne zu sagen, der machte sich auf, ging seinem Weibe nach, kam zu dem Engel und sprach zu ihm: Bist du der Mann, der mit meiner Frau geredet hat? Er sprach: Ja. — Und Manoah sprach: wenn nun kommen wird, was du gesagt hast, welches soll des Knaben Werk und Weise seyn? — Der Engel des Herrn sprach: Er soll nicht essen, was aus dem Weinstock kommt, keinen Wein trinken und nichts Unreines anrühren. Manoah sprach zum Engel des Herrn: Lieber, laß dich halten, wir wollen dir ein Ziegenböcklein zurichten. Aber der Engel des Herrn antwortete dem Manoah: Wenn du mich auch hier behältst, so esse ich doch von deiner Speise nicht: willst du aber dem Herrn ein Brandopfer thun, so magst du es opfern. Und Manoah sprach: Wie heißest du? daß wir dich preisen, wenn nun das kommt, was du gesagt hast. Aber jener antwortete: Warum fragst du nach meinem Namen, der doch wundersam ist? — Da nahm Manoah ein Ziegenböcklein und opferte es auf einem Felsen dem Herrn, und siehe, da die Lohe auffuhr vom

Altar gen Himmel, fuhr der Engel des Herrn in der Lohe hinauf. Da das Manoah und seine Frau sahen, fielen sie zur Erde, und erkannten, daß es ein Engel Jehovah's war. Einige Zeit nachher bekam die Frau wirklich einen Sohn, den nannten sie Simson, und weiheten ihn Jehovah, nach einer Sitte, die schon Moses gebilligt hatte. Man nannte solche Leute Nasiräer: sie durften mancherlei Speisen als unreine nicht essen, und durften sich niemals die Haare verschneiden.

Als Simson heranwuchs, bekam er eine Riesenstärke. Einst wollte er seine Braut besuchen im Städtchen Thimnath, da kam ihm ein junger Löwe brüllend entgegen. Und der Geist des Herrn gerieth über ihn, und er zerriß den Löwen, wie man ein Lamm zerreißt, und hatte doch nichts in seiner Hand. Darauf ging er hin zu seiner Braut, sagte aber weder ihr noch seinen Eltern etwas von seiner Heldenthat.

Simson's Braut war ein Philistermädchen. Das sahen seine Eltern nicht gern, denn sie wußten nicht, daß es von dem Herrn käme, und daß er Händel suchte an den Philistern; darum ließ er nicht von ihr ab, bis Vater und Mutter einwilligten. Er ging daher abermals nach Thimnath, und kam bei dem Leichnam des erwürgten Löwen vorbei. Siehe, da saß ein Bienenschwarm in dem Aase, mit ordentlichen Zellen und Honig darin. Er nahm den Honig heraus, aß unterweges davon, und kam darauf an im Hochzeithause. Sieben Tage lang sollte die Hochzeit dauern, und nach morgenländischer Sitte ordneten ihm die Philister, ihn zu ehren, dreißig Junggesellen, Freunde des Bräutigams genannt, zu. Diesem gab Simson nach morgenländischer Sitte, seinen Honigfund als ein Räthsel auf, und sagte: Ich will euch ein Räthsel vorlegen, rathet ihr das, so gebe ich euch dreißig Unter- und dreißig Oberkleider; errathet ihr's nicht, so müßt ihr mir so viel geben. — Sie sprachen: Laß dein Räthsel hören. — Simson sagte: Speise ging von dem Fresser, und Süßigkeit von dem Starken. Wie erklärt ihr mir das?

Die dreißig Philister bemühten sich sechs Tage lang vergebens, den Schlüssel zu finden. Endlich wurden sie aufgebracht, und sagten heimlich zu der jungen Frau: Ueberrede deinen Mann, daß er sein

Räthsel sage, sonst zünden wir dir das Haus über dem Kopfe an. Habt ihr uns hieher geladen, daß ihr uns arm machen wollt?

Da weinte Simson's Weib sehr, und bat ihren Mann mit Thränen, daß er ihr doch das Ding erkläre. Er wollte lange nicht, endlich aber sagte er es ihr doch. Da sagte sie es ihren Landsleuten wieder, und diese sprachen am siebenten Tage, da die Sonne unterging: was ist süßer denn Honig? was ist stärker denn ein Löwe? Aber er sprach: hättet ihr nur nicht mit meinem Kalbe gepflügt, ihr hättet mein Räthsel nicht getroffen.

Nun sollte er ihnen die dreißig Paar Kleider geben. Und der Geist des Herrn gerieth über ihn, und er ging hinab nach Askalon, schlug daselbst dreißig Philister todt, zog ihnen die Kleider aus, und gab sie Denen, die das Räthsel errathen hatten. Hierauf ging er zurück in seines Vaters Haus, und seine Frau ward einem der dreißig Philister gegeben.

Nach einiger Zeit, nahe vor der Weizenernte, ging Simson wieder nach Thimnath, und wollte seiner Frau ein Böcklein schenken. Aber der Vater ließ ihn nicht ins Haus. „Wir glaubten, sagte er, du wärst ihr gram geworden, darum haben wir sie einem Andern gegeben. Sie hat aber noch eine jüngere Schwester, wenn du diese dafür willst, so nimm sie.“ Da dachte Simson auf Rache. Er fing eine Heerde von dreihundert Schakaln, oder zahmen Wölfen, die in großen Schaaren im Morgenlande herumziehen, und leicht zu fangen sind, band immer zwei zusammen und heftete jedem Paar einen Feuerbrand in die Schwänze. Nun liefen die Thiere mit Angstgeschrei durch die Felder, und die Aehren und Garben faßten Feuer, die ganze Ernte gerieth in Brand, ja selbst die Oelbäume und Weinberge ergriff und verzehrte die Flamme.

Wer hat das gethan? riefen die Philister wüthend. Simson! hieß es, darum, daß man ihm sein Weib genommen. Da zogen die Philister hin, und verbrannten das Weib sammt dem Vater. Simson aber schlug sie hart, und aus Rache überzog nun ein großer Schwarm derselben den Stamm Juda mit Krieg, und zerstreuete sich in der Gegend von Lechi. Was wollt ihr von uns? schrien die Israeliten. —

Den Simson wollen wir haben, war die Antwort. Wo ist er? — Er ist hinaufgegangen, hieß es, und hauset in einer Felsenhöhle im Gebirge. — Dort suchten ihn zuerst dreitausend vom Stamm Juda selbst auf, und sagten: weißt du nicht, daß die Philister über uns her sind? warum hast du das an uns gethan? — Wie sie mir gethan haben, entgegnete Simson, so habe ich ihnen wieder gethan. — So wisse denn, sprachen Jene, daß wir gekommen sind, dich zu binden und den Philistern zu übergeben. — Wohlan! erwiederte Simson, schwöret mir nur, daß ihr mich nicht tödten wollt, und ließ sich von ihnen die Hände mit neuen Stricken zusammenbinden. So führten ihn die Feigen den jauchzenden Philistern entgegen. Er aber, da er diesen nahe kam, riß plötzlich mit gewaltiger Kraft die Stricke entzwei, daß sie zergingen wie versengte Fäden. Darauf sah er sich nach einer Waffe um, und fand den Kinnbacken von einem Eselsgerippe im Sande. Den ergriff er, und schlug damit unter die Philister. Da liegen sie bei Haufen, sagte er triumphirend. Durch eines Esels Kinnbacken habe ich tausend Mann geschlagen. Und er warf den Knochen aus der Hand, und nannte den Ort Ramet Lechi (Kinnbackenhöhle).

Aber nun durstete ihn sehr; da sprach er zu Jehovah: Du hast solch großes Heil gegeben durch die Hand deines Knechtes, o laß mich nun nicht Durstes sterben, oder vor Mattigkeit in der Philister Hände fallen! Und siehe, Jehovah spaltete eine Höhle im Kinnbacken (d. i. in dem von Simson so genannten Orte), daß Wasser herausging. Und als er trank, kam sein Geist wieder, und er ward erquickt. Darum heißt die Quelle, sagt das Buch der Richter, noch jetzt des Anrufers Brunnen aus dem Kinnbacken.

Ein andermal ging er nach einem Flecken, Gasa, und kehrte bei einer Frau ein. Da es finster wurde, dachten die Philister: wir wollen ihn sicher machen und uns ganz stille verhalten; aber wir wollen das Stadtthor verschließen und morgen früh wollen wir ihn überfallen und tödten. So lange aber wartete Simson nicht, sondern um Mitternacht stand er auf, ergriff beide Thorflügel mit starker Hand, riß sie sammt beiden Pfosten aus der Erde, packte sie auf seine Schulter, und trug sie einen hohen Berg hinauf.

In der Folge knüpfte er mit einem andern Mädchen, Namens Delila, eine Bekanntschaft an. Die Fürsten der Philister wußten, daß er oft zu diesem Mädchen kam, und versprachen ihr jeder elfhundert Silberlinge, wenn sie durch Bitten und Schmeicheleien von ihrem Liebhaber herausbringen könnte, worin seine große Stärke läge. Das Mädchen war treulos genug, den Handel einzugehen, und sprach mit sanfter Freundlichkeit zu Simson: Lieber, sage mir, worin steckt deine große Kraft, und womit kann man dich binden, daß man dich zwinge? — Wenn man mich bände, erwiederte Simson, mit sieben Seilen von frischem Bast, so würde ich schwach, und wie ein anderer Mensch.

Da brachten der Philister Fürsten zu ihr sieben Seile von frischem Bast, und sie band ihn damit. In der Kammer aber waren Leute versteckt, die auflauerten. Und sie rief nun: Philister über dir, Simson! Er aber zerriß die Seile wie Zwirnsfäden, und die Betrogenen flohen.

Siehe, du hast mich getäuscht, sprach Delila, und mir gelogen; aber nun sage mir's ernsthaft, womit kann man dich binden?

Er antwortete ihr: wenn sie mich bänden mit neuen Stricken, damit noch nie eine Arbeit geschehen ist, so würde ich schwach wie ein anderer Mensch. — Sie that das, die Philister kamen, aber Simson zerriß auch diese Stricke, wie man einen Faden zerreißt.

Da sprach Delila: Böser Mann, noch einmal hast du mir gelogen! O, nun sage mir's aufrichtig, diesmal täusche mich nicht.

Gut, sagte er. Wenn du meine Locken zusammenflöchtest, und mich damit annageltest, wenn ich schliefe, so würde ich mich nicht rühren können.

Das Mädchen that auch dieses; als aber die Philister herein kamen, erwachte Simson, und riß die Locken sammt dem Nagel heraus.

Da sprach Delila: wie kannst du sagen, du habest mich lieb, wenn du nicht aufrichtig und zutraulich gegen mich bist? Dreimal hast du mich nun getäuscht, o sage mir doch endlich die Wahrheit. — Sie quälte ihn Tag und Nacht mit schmeichelnden Worten, und zerplagte ihn, daß seine Seele matt ward bis an den Tod. Da offenbarte er ihr endlich sein ganzes Herz, und sprach zu ihr: Es ist nie ein Scheermesser auf mein Haupt gekommen, denn ich bin ein Geweihter Jehovah's von Kindheit an. Handelte ich also sündlich gegen das göttliche Gesetz, und ließe mein Haar abscheeren, so wiche Gottes Geist und meine Kraft von mir.

Das merkte sich die Treulose, und that es den Philistern kund, die sogleich kamen und das Geld mitbrachten. Und sie ließ ihn entschlafen auf ihrem Schooß, und winkte Einem, der ihm die starken Locken abschnitt. Da war seine Kraft von ihm gewichen. Philister über dir, Simson! rief sie laut. Er erwachte, und wollte sich aufraffen, wie sonst, aber er wußte nicht, daß Jehovah von ihm gewichen war. Die Philister griffen ihn, stachen ihm die Augen aus, führten ihn hinab nach Gasa, und banden ihn mit Ketten, und er mußte die Handmühle drehen im Gefängniß.

Aber im Gefängniß wuchs sein Haar, und er fühlte sich täglich stärker. Einst, da die Philister sich versammelten, ihrem Götzen Dagon ein großes Opfer zu bringen, sprachen sie jauchzend: Unser Gott hat uns unsern größten Feind in unsere Hände gegeben, der unser Land verderbte, und Unser viele erschlug. Auf, laßt uns ihn holen, daß wir über ihn lachen können. Und sie holten Simson aus dem Gefängnisse, und er mußte vor ihnen tanzen.

Der blinde Mann sprach zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete: führe mich an die beiden Hauptsäulen, auf denen das Haus ruht, in welchem sich das Volk versammelt hat, daß ich mich daran lehne. Das Haus aber war voll von Männern und Weibern. Im Innern und außerhalb, und oben auf dem platten Dache wimmelte alles von Philistern, und die Fürsten des Volks waren auch da, und hatten den armen blinden Mann zum Besten. Simson aber rief heimlich Jehovah an, und sprach: Herr, gedenke mein, und stärke mich nur diesmal noch, daß ich mich rächen kann an den Philistern für meine beiden Augen! — Darauf faßte er die zwei Mittelsäulen des Hauses, eine mit der rechten, die andere mit der linken Hand, und rief: mein Leben sterbe mit den Philistern! In dem Augenblicke riß er die Säulen ein, und das Haus stürzte herab mit Allen, die oben auf demselben waren, und wer drinnen und draußen stand, ward erschlagen, so daß der Todten bei seinem Tode mehr waren, als derer die er im Leben erschlagen hatte. — Mit allen diesen wunderbaren Umständen erzählt das Buch der Richter das Leben des Simson.

---

11. Samuel.

Die Zeiten, aus welchen die bisher geschilderten Helden wie glänzende Gestirne hervorstrahlen, waren nicht die glücklichen, welche Moses seinem Volk bestimmt und vorausgesehen hatte. Aber der Geist und Sinn, welchen er seinem Volk als belebende Kraft hatte einhauchen wollen, waren auch in demselben keinesweges herrschend. Der Götzendienst behielt über den Jehovahdienst immer von neuem die Oberhand; der Gemeinsinn erlosch, und zur Zeit, als Eli Hohepriester war, befand sich der Staat im Zustande des tiefsten Verfalls. Die Söhne Eli's entweiheten das Heiligthum, das seit der Einwanderung in Kanaan noch immer zu Silo im Stamme Ephraim stand *), durch gemeine Habsucht und Ausschweifung, so daß den Frommen, welche noch kamen, auf dem Altar zu opfern, an dem heiligsten Orte nur Aergerniß gegeben wurde. Die staatsbürgerlichen Bande waren nicht minder aufgelös't. Die benachbarten Völker, besonders die Philister, hauseten arg, und die Juden wurden in mehreren Treffen geschlagen. Ja, als sie endlich zur Begeisterung des Heeres die Bundeslade in das Lager kommen ließen, und eine neue Schlacht versuchten, verloren sie auch diese, und zugleich kam das Heiligthum selbst in die Hände der Feinde, und blieb in denselben fast zwanzig Jahre, bis es die Philister selbst herausgaben, weil sie, wie die biblische Erzählung berichtet, von Gott mit Plagen heimgesucht wurden. Da wurde das Volk durch einen kräftigen Mann wieder gehoben, durch den berühmten Samuel.

Es war dieser von seiner frommen Mutter, die ihn erst in späteren Jahren geboren, und deshalb als ein besonderes Geschenk Jehovah's angesehen hatte, Gott bei der Geburt geweiht, und daher in der Stiftshütte erzogen worden. Hier empfing er den göttlichen Beruf, dem Jüdischen Volke eine bessere Zeit zu bereiten. Als er nach dem Tode Eli's Richter ward, kam die Bundeslade wieder in die Hände der Israeliten, und er benutzte dieses, das Volk zur Wegschaffung der fremden Götzen und zur Rückkehr zum Jehovahdienste zu ermahnen. Seine Bemühungen hatten den besten Erfolg. Der gemeinschaftliche Gottesdienst beförderte die alte, auswärtigen Feinden furchtbare Vereinigung der Stämme, und als die Philister einen neuen Angriff unternahmen, wur-

*) Der Vorzug, welchen der Stamm Ephraim dadurch erhielt, erzeugte einen in der Folgezeit sehr wirkungsreichen Haß zwischen diesem Stamm und Juda.

den sie durch Samuel's Anordnungen so geschlagen, daß sie seit dieser Zeit nicht wieder über die Grenze der Israeliten zu gehen wagten, ja, daß sie nun nach und nach auch die Städte, welche sie den Juden weggenommen, verloren. Die Frucht dieser oder auch neuer glücklicher Kämpfe war ein ehrenvoller Friede mit den anderen benachbarten Völkern.

Den innern Frieden der Stämme unter einander beförderte Samuel durch gerechtes Gericht, die Geistescultur seines Volks aber durch eine neue Einrichtung, durch die Stiftung der sogenannten Prophetenschulen. Diese waren Versammlungen junger oder erwachsener Männer, die sich unter seiner Anweisung in den damals stets eng zusammengehörenden Künsten der Poesie und des Tonspiels übten, und mit dem Umfang alles dessen bekannt wurden, was damals die Nationalweisheit ausmachte. Gemäß der alten Sitte führten sie eine einfache Lebensweise, waren prunklos in ihrer Tracht, und wohnten in einfachen Hütten. Es erhoben sich die Jüdischen Propheten damals zu dem großen Beruf, Sprecher der öffentlichen Freiheit und Tugend zu seyn; kühn und unerschrocken mahnten sie das Volk und späterhin die Könige an ihre politischen und heiligen Pflichten. Prophetische Poesien aus dieser Zeit haben sich nicht erhalten; die noch vorhandenen gehören alle in die Zeiten der getrennten Reiche Juda und Israel. Es sind Ermuthigungen, Strafreden, Klagen, und Blicke in eine geheimnißreich gedachte Zukunft; eine von der feurigsten Begeisterung durchdrungene Poesie, voll Erhabenheit, Schwung und Tiefsinn.

---

12. König Saul.

Als Samuel alt ward, setzte er seine beiden Söhne zu Richtern, wahrscheinlich um auf diese Weise das Richteramt in seiner Familie erblich zu machen. Aber die Söhne traten nicht in ihres Vaters Fußtapfen, sondern beugten das Recht. Daher wurden die Israeliten unzufrieden, und verlangten von Samuel, er solle ihnen, nach dem Beispiel anderer Völker, aus ihrer Mitte einen König wählen, dem sie Alle gehorchen müßten. Samuel verstand sich ungern dazu, und legte ihnen den Werth der Freiheit ans Herz, indem er ihnen die Uebel der Despotie schilderte. „Eure Söhne, sprach er, wird der König nehmen, und sie als Reiter, Ackersleute oder Schnitter gebrauchen; eure Töchter wird er nehmen, ihm Salben und Rauchwerk zu verfertigen, zu kochen

und zu backen; eure besten Felder wird er nehmen und sie seinen Knechten geben; von Saat, Weinbergen und Heerden wird er den Zehnten fordern, und ihr selbst werdet seine Sklaven seyn."

Doch das Volk ließ sich nicht abweisen; Samuel mußte sich entschließen, und der Herr offenbarte ihm, nach der biblischen Erzählung, wen er wählen solle. Es war ein Mann aus dem schwachen Stamm Benjamin, und aus der kleinsten Familie dieses Stammes. Er hieß Saul, war aber schöner und größer als irgend ein Israelit, und durch Tapferkeit ausgezeichnet. Ausgeschickt von seinem Vater, um drei verlaufene Eselinnen zu suchen, war er, als er sie nicht finden konnte, zu dem Seher Samuel gegangen, um ihn deshalb zu fragen. Dieser aber nahm ihn gastfreundlich auf, salbte ihn heimlich zum Israelitischen König, hieß ihn zurückgehen und sagte ihm, daß er auf eine Gesellschaft von Propheten stoßen würde.

Saul ging und erfuhr, was Samuel ihm vorher gesagt. Die Propheten, die ihm begegneten, flößten ihm durch ihre Gesänge eine höhere Gesinnung ein, und, um mit den Worten der Bibel zu reden, der Geist Gottes bemächtigte sich seiner, daß er weissagte unter ihnen. Und Alle, die ihn vorher gekannt, riefen verwundernd aus: ist Saul unter den Propheten? Bald darauf berief Samuel eine allgemeine Versammlung, und stellte hier Saul den Israeliten als ihren künftigen König vor. Während sich das Freudengeschrei: es lebe der König! erhob, sprachen Einige: was kann uns der helfen? verachteten ihn, und brachten ihm keine Geschenke. Saul that aber, als merkte er es nicht, in der Hoffnung, sich dem bedrängten Vaterland durch Thaten werth zu machen.

Nahas, der Ammoniterkönig, bot ihm bald eine Gelegenheit dazu dar; er rückte mit einem Schwarm vor Jabesch, in dem Gau Gilead, und setzte Alles in Schrecken. Von aller Hülfe verlassen, boten ihm die Männer von Jabesch Unterwürfigkeit und einen friedlichen Vergleich an, aber er antwortete ihnen: „Darüber will ich einen Vergleich mit euch schließen, daß ich euch Allen das rechte Auge aussteche, und euch zu Schanden mache vor der Welt." In dieser Noth schickten die Bedrängten nach Gibea, wo Saul wohnte, und baten um Hülfe. Saul, obgleich König, mußte doch erst vom Felde von seinen Rindern geholt werden, und da er die Botschaft hörte, überfiel ihn ein göttlicher Eifer, er zerhieb ein Paar Ochsen in Stücke, und sandte das Fleisch an alle Stämme Israel's, mit der Drohung: wer nicht Saul'n und

Samuel'n nachzöge gen Jabesch, dessen Rindern solle also geschehen. Da kam ein großer Haufe zusammen, mit dem machte Saul sich auf am folgenden Tage, und jagte alle Ammoniter in die Flucht. Diese That erwarb ihm Achtung im ganzen Lande, und zu Gilgal wurde seine königliche Würde erneuert.

Andere glückliche Kämpfe bestand Saul noch gegen die Philister, gegen die Ammoniter, Moabiter, ja selbst gegen einen König von Nisibis, jenseits des Euphrat. Wohin sich Saul wandte, da hatte er Sieg, und er schien sich immer mehr auf dem Throne zu befestigen. Als er aber eigenmächtig zu handeln anfing, und den Anweisungen Samuel's, die er als Befehle Jehovah's ehren mußte, nicht mehr Folge leistete, da verkündete ihm Samuel: Weil du des Herrn Wort verworfen hast, hat er dich auch verworfen. Aber doch, heißt es in der Bibel, trug Samuel Leid um Saul, bis der Herr zu ihm sprach: „Wie lange trauerst du um Saul, den ich verworfen? Fülle deine Flasche mit Oel, und salbe den Sohn Isai." Dieser lebte im Stamm Juda zu Bethlehem, und hatte acht Söhne; deren jüngsten, David, salbte Samuel insgeheim. Wie nun David von dieser Stunde an einen höhern göttlichen Muth fühlte, so wich dagegen von Saul der göttliche Geist, und eine von Gott ihm zugeschickte Schwermuth ängstigte ihn.

Um des Königs böse Laune zu vertreiben, suchte man einen geschickten Saitenspieler, und dazu ward der junge David empfohlen, der sich trefflich darauf verstand. Und Saul, der von der heimlichen Salbung natürlich nichts wußte, gewann ihn lieb und machte ihn zu seinem Waffenträger. Aber bald legte der junge Sänger auch eine Probe von kriegerischem Talent ab, die seinen bisherigen Gönner mit Erstaunen, Mißtrauen und Angst erfüllte.

Während der unaufhörlichen Einfälle der Philister, denen man jetzt um so weniger gewachsen war, da im ganzen Heer Niemand als der König und sein Sohn eiserne Waffen hatten (denn die Feinde hatten sie ihnen nicht nur abgenommen, sondern auch alle Israelitische Schmiede als Sklaven weggeführt), lag einst Saul mit einem Haufen Volks einer Schaar der Philister gegenüber, ohne daß ein Angriff geschah. Dagegen trat ein starker, wohlgepanzerter Philister, von ungewöhnlicher Größe und fürchterlichem Ansehen, Namens Goliath, hervor, und rief mit lauter Stimme: „Was seyd ihr ausgezogen, mit uns Allen zu streiten? Erwählet Einen unter euch, der zu mir herabkomme. Vermag er wider mich zu stehen, und schlägt mich, so wollen wir eure Knechte

seyn; schlage ich ihn aber, so seyd ihr die unseren." Er wiederholte diese Aufforderung mehrere Tage, aber Niemand hatte das Herz, es mit ihm aufzunehmen. Voll Verdruß und Scham bot jetzt der König Saul Demjenigen in seinem Heer ein großes Geschenk und seine Tochter zum Weibe an, der es wagen würde, mit dem höhnenden Philister zu fechten. Da erbot sich sein Waffenträger David, den Zweikampf anzunehmen. „Ei nicht doch, sprach der König, wie wolltest du mit diesem Philister streiten? Er ist im Kriege alt geworden, und du bist ein junger Mensch gegen ihn." — „Herr, antwortete David, ich habe schon einmal einem Löwen ein Schaf abgejagt, das er in seinem Rachen hatte, da ich die Heerden meines Vaters hütete, und der Herr, der mich von dem Löwen errettete, sollte mich gegen den Philister nicht beschützen?" — „Nun so gehe hin, sprach Saul. Der Herr sey mit dir!" Er wollte ihm seine Rüstung anlegen; aber David, solcher Beschwerde ungewohnt, warf sie schnell wieder von sich, füllte sich die Tasche mit Kieseln, und nahm einen gewichtigen Stab zur Hand. So ging er dem Goliath entgegen, als dieser sich am nächsten Morgen wieder zeigte.

„Wie? rief der Philister, bin ich denn ein Hund, daß du mit Stecken zu mir kommst? Aber tritt nur näher, ich will dein Fleisch geben den Vögeln unter dem Himmel und den Thieren auf dem Felde."

David antwortete: „Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild. Ich aber komme zu dir im Namen des Herrn, des Gottes Israel, den du gehöhnet hast. Diesen Tag wird dich der Herr in meine Hand überantworten, daß ich dich schlage, und nehme dein Haupt von dir, und gebe deinen Leichnam den Vögeln unter dem Himmel und dem Wild auf Erden, daß alles Land inne werde, daß Israel einen Gott hat, und daß vor ihm nicht Schwert noch Spieß hilft; denn der Streit ist des Herrn, er wird euch geben in unsere Hände."

Aufgebracht von dieser Rede ging der Philister mit seinem gewaltigen Wurfspieß auf ihn los, aber ehe er ihn noch erreichte, traf ihn schon ein Feldstein aus David's geübter Hand an den Kopf, daß er schwankte und ohne Laut vorn über zur Erde fiel. Sogleich lief David näher hinzu, zog ihm sein Schwert aus der Scheide, und hieb ihm den Kopf damit ab. Die Philister aber flohen, da sie diesen unerwarteten Ausgang, der ihnen ein Gottesurtheil schien, sahen, und die nun beherzten Israeliten jagten ihnen nach, und tödteten Viele auf der Flucht. David brachte dem König das Haupt Goliath's, die Waf-

fen desselben legte er in der Stiftshütte nieder. Jedermann pries den kühnen Jüngling, und besonders Jonathan, Saul's edler Sohn, entbrannte von so inniger Freundschaft und Achtung gegen ihn, daß er einen ewigen Bund mit ihm machte, und sich Rock und Mantel auszog, um ihn nebst seinem Schwert und Bogen dem wackern Freunde zu schenken. Und als das Heer heimzog, da kamen ihnen die Weiber mit Jauchzen, Tänzen und Musik entgegen, und sangen laut: „Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend."

---

18. David auf der Flucht.

Dieser Gesang gefiel dem König Saul sehr übel. Er ward von seiner Schwermuth abermals überfallen, und geberdete sich in seinem Hause wie ein Unsinniger. Als nun David, wie er sonst zu thun gewohnt gewesen war, die Harfe vor ihm spielte, schleuderte er den Wurfspieß nach dem Jüngling, und nur seine Gewandtheit rettete diesem das Leben. Es wohnte aber so viel Demuth in David's Herzen, daß kein Gedanke an ein Auflehnen gegen den König in ihm entstand, vielmehr gehorchte er ihm in allen Dingen, und trug ihm seine Beleidigungen nicht nach. Um ihn sicher zu verderben, trug ihm Saul eine gefahrvolle Unternehmung gegen die Philister auf, und versprach ihm zum Lohn, wenn er sie glücklich ausführte, seine Tochter Michal zum Weibe. Zu seinem Erstaunen und Verdrusse aber kam David glücklich zurück, und brachte ihm die Spolien von zweihundert erschlagenen Philistern. Er mußte ihm nun schon die Tochter geben, aber noch immer brütete er über Mordgedanken. Da übernahm es sein Sohn Jonathan, ihm David's Treue und Unschuld vorzustellen, und es gelang ihm auf kurze Zeit wirklich, ihn zu rühren, und ihm das Versprechen der Versöhnung abzugewinnen. Aber als bald darauf der muthige David einen neuen Sieg über die Philister gewann, und dafür von dem Volk mit Lobsprüchen überhäuft ward, da erwachte die alte Eifersucht wieder, und abermals machte der Unglückliche in seinem Wahnsinn einen Versuch, den schönen Sänger eigenhändig an die Wand zu spießen. Und als er entrann, sandte er ihm Boten nach in sein Haus, die sollten ihn dort überfallen und tödten. Das hörte glücklicher Weise Michal, die ihren Gatten zärtlich liebte; sie ließ ihn still durchs Fenster entschlüpfen, legte ein hölzernes Bild auf sein Lager,

bedeckte es mit Ziegenfellen, und sagte dem Boten, er sey krank. Da verlangte Saul, daß er in dem Bette zu ihm gebracht würde, fand aber statt des Kranken das hölzerne Bild. „Warum hast du mich betrogen?“ fuhr Saul seine Tochter an. — „Weil er mich zu durchbohren drohte, wenn ich ihm nicht den Willen ließe,“ antwortete die kluge Michal.

Da hinterbrachte man dem Saul, David sey nach Rama, in eine Herberge der Prophetenschüler geflohen. Auch dorthin sandte er Boten, die fanden ihn bei Samuel in der Versammlung der Propheten, und da sie von der Heiligkeit des Orts ergriffen wurden, so kamen sie ohne David zurück. David verließ aber bald diesen Ort, ging zu Jonathan, und bat ihn, daß er ihn mit seinem Vater aussöhnen möchte. Jonathan versprach, am nahen Feste des Neumonds den Versuch zu machen, und bat ihn, sich nahe zu halten, damit er ihn könne wissen lassen, was er ausgerichtet habe. „Setze dich, sprach er, hinter den Fels Asel, so will ich, wie zur Uebung, drei Pfeile dorthin schießen, und wenn ich meinem Knaben zurufen werde: Siehe, die Pfeile liegen hierwärts, so sey dir das ein Zeichen, daß mein Vater versöhnet ist; rufe ich aber: dorthin liegen sie! so fliehe, und suche dich zu retten!“

Der Neumond kam, David verbarg sich im Felde, und der König setzte sich mit seinen Hauptleuten zu Tische. Er fragte nach David, und drohte ihm den Tod. „Aber was hat er dir denn gethan?“ fragte Jonathan. Statt der Antwort sprang der Vater auf, und wollte ihn mit dem Wurfspieß durchbohren. Er aber entfloh, und ging aufs Feld mit einem Knaben, wie er verabredet hatte. „Dorthin! dorthin!“ rief er laut, und als der Knabe die Pfeile zurückgebracht hatte, schickte er ihn nach Hause. Da kam David hinter dem Felsen hervor, berührte dreimal mit seinem Antlitz die Erde (das Zeichen der Ehrerbietung bei den Morgenländern), und fiel dann dem redlichen Freunde in die Arme. Und sie küßten sich vielmals, und weinten lange, David aber am meisten. Dann schieden sie, unter Schwüren ewiger Freundschaft; Jonathan ging nach der Stadt zurück, David aber floh nach Nobe in das Haus eines Priesters, der ihm auf sein Verlangen die heiligen Schaubrote, die sonst nur von Priestern gegessen werden durften, gab, da er kein anderes Brot hatte. Auch erhielt David hier das Jehovah geweihte Schwert, welches er dem Goliath abgenommen hatte.

Kaum erfuhr Saul, was der Priester an dem Flüchtling gethan, als er ihn vor sich kommen, und ihn mit seinem ganzen Hause ermorden ließ *). David suchte unterdessen im Auslande Schutz, zuerst bei den Philistern, dann bei den Moabitern, aber da er ihn nirgends fand, kehrte er wieder in den Stamm Juda zurück, wo viele seiner Verwandten, auch andere Unzufriedene und Bedrängte, sich zu ihm gesellten und ihm ihre Dienste anboten. Mit diesen machte er einen Streifzug gegen die Philister in Kegila, schlug sie in die Flucht, und trieb ihnen ihr Vieh weg. Als er sich darauf vor Saul, der durch diese That David's Aufenthalt erfahren hatte, in die Wüste zurückzog, erhielt er abermals einen Besuch von dem wackern Jonathan, der ihn mit neuem Trost stärkte. „Fürchte dich nicht, sprach der edle Jüngling, meines Vaters Hand wird dich nicht finden. Einst aber wirst du König werden in Israel, und dann will ich der nächste um dich seyn.“

Die Bewohner dieser Gegend verriethen dem Könige David's Aufenthalt, und versprachen, wenn der König einen Zug in ihr Land thun wollte, zur Gefangennehmung David's behülflich zu seyn. „Gott segne euch dafür, sprach Saul, daß ihr Mitleiden mit mir habt,“ und rüstete sich. David ward nun gezwungen, in eine andere Wüste an der Ostseite des todten Meeres zu fliehen. Hier verbarg er sich in Höhlen und Klüften, dergleichen es in jenen gebirgigen Gegenden viele gibt, und Saul zog ihm immer nach, denn eher wollte er nicht ruhen, als bis er diesen Nebenbuhler vernichtet hätte.

Einst, als er, vom fruchtlosen Verfolgen ermüdet, das Heer sich lagern ließ, legte er sich selbst in einer Felshöhle schlafen. Und siehe, hinten in einem finstern Winkel derselben Höhle saß David mit wenigen Getreuen, die sich kurz vorher hier herein geflüchtet hatten. „Heute, sprachen David's Begleiter, ist der Tag, an welchem der Herr deinen Feind in deine Hände gegeben hat.“ Aber David hielt sie zurück, und sagte: „Das sey ferne, daß ich meine Hand an den König, meinen Herrn, den Gesalbten Gottes, legen sollte.“ Nur das Eine that er, daß er leise hinzuschlich, und ihm einen Zipfel von seinem Mantel abschnitt.

Als nun Saul erwachte und weiter zog, ging David auch aus der Höhle, und rief ihm nach: mein Herr und mein König! Saul

---

*) Die Leibwache, der Saul zuerst den Auftrag gab, wollte nicht Hand an die Priester Gottes legen. Da gebot er es dem Doeg, einem Edomiter, welcher Aufseher über seine Hirten war, und dieser vollzog den Befehl.

sahe sich um. Und David neigte sein Gesicht zur Erde, grüßte ehrerbietig, und sprach: „Warum glaubst du denn den bösen Menschen, welche sagen, ich suchte dein Unglück? Siehe, heut hatte dich der Herr in meine Hände gegeben, man stieß mich fast hin zu dir, damit ich dich erwürgen sollte, aber ich habe es nicht gethan; ich sprach: nein, ich will meine Hand nicht an meinen Herrn legen. Mein Vater, siehe hier den Zipfel deines Mantels, so nahe bin ich dir mit dem Schwerte gewesen, da du schliefest, und ich habe dir nichts gethan. Erkenne doch nun endlich, daß nichts Böses in mir ist, und höre auf, mich zu verfolgen."

Da ward der König gerührt und weinte laut. „O David, sprach er, du bist viel besser als ich, du hast mir Gutes erwiesen, aber ich habe dir Böses gethan. Ich war in deinen Händen, und du hast meines Lebens geschont, da ich dem deinigen so feindlich nachgetrachtet."

Und Saul und David zogen in Frieden heim. Aber so leicht heilt eine alte Wunde nicht in einer mißtrauischen Brust. Saul konnte nicht ruhen vor dem Gedanken an David's Größe; er machte sich noch einmal auf, ihn zu suchen, und Abner, sein Feldhauptmann, ging nebst einer großen Schaar von Knechten mit. Als sie in David's Nähe kamen, war es Nacht; sie lagerten sich auf der Haide und schliefen ein. Da schlich sich David mit einem treuen Diener unter sie, und kam an den Ort, wo Saul und Abner schliefen. Neben Saul lag sein Wasserbecher und sein Spieß. „Soll ich den König jetzt in die Erde spießen?" fragte der Diener den David heimlich. — „Nein, antwortete David edelmüthig, das sey ferne, daß ich den Gesalbten des Herrn ermordete; komm, nimm den Spieß und den Becher, und laß uns gehen." — Sie gingen, und Niemand im ganzen Lager bemerkte sie.

Am Morgen, als sie erwachten, trat David auf eines gegenüberliegenden Berges Spitze, und rief dem Könige die Geschichte der vergangenen Nacht zu, daß dieser abermals von Rührung ergriffen wurde. „O, gesegnet seyst du, mein Sohn David, rief Saul, ich erkenne mein Unrecht, komm herüber, daß ich dir danke." Aber David traute ihm nicht, er ließ Spieß und Becher auf dem Berge liegen, und da er fürchtete, daß Saul nicht aufhören würde, ihm nachzustellen, so lange er im Israelitischen Lande wäre, so zog er ins Gebiet der Philister zu dem König von Gath, der ihm die Stadt Ziklag gab. Von hier aus unternahm er Streifereien gegen die Amalekiter und

andere südlich gelegene Stämme, und nährte sich und seine Mannschaft von der dabei gemachten Beute.

Bald darauf zogen die Philister mit gesammter Macht gegen die Israeliten, und Saul wurde von bösen Ahnungen ergriffen. Vergebens fragte er Jehovah; es wurde ihm keine Antwort zu Theil. Von göttlicher Leitung verlassen, wandte er sich zur Trugkunst; abgemattet und entkräftet eilte er zu einer Geisterbeschwörerin, und ließ sich von ihr den Geist des unlängst gestorbenen Samuel hervorrufen. Aber dieser Prophet erschien auch in der Truggestalt furchtbar und unversöhnlich, und verkündete dem geängsteten Saul, daß Jehovah ihn verworfen und verlassen habe. Saul erschrak heftig; das Gemüth voll Verzweiflung kehrte er zurück, um die Führung des Heeres zu übernehmen, und in dieser Stimmung des Geistes wurde die Vorhersagung an ihm erfüllt. In einer furchtbaren Schlacht, die er gegen die Philister lieferte, floh ganz Israel; Saul's drei Söhne, und unter diesen der edle Jonathan, wurden erschlagen. Saul selbst, von Pfeilschüssen verwundet, von Feinden umringt und in augenscheinlicher Gefahr, befahl seinem Waffenträger, ihn zu erstechen, damit er nicht in die Hände der Philister fiele; da aber dieser es nicht wagte, so stürzte er sich in sein eignes Schwert. Die Philister fanden den Leichnam und hieben ihm den Kopf ab, den sie mit großem Jubel durch ihre Städte trugen. Den Rumpf hingen sie an den Mauern von Bethsan auf.

David kam gerade von einem Rachezug gegen die Amalekiter nach Ziklag zurück, als er die Nachricht vom Tode Saul's und des edlen Jonathan erfuhr. Er erstattete Beiden den schuldigen Zoll der Klage*). Jetzt endlich ward ihm das Herz wieder frei, und die Furcht verwandelte sich in Freude. Denn als er nach Hebron kam, rief ihn sein Stamm, das mächtige Juda, zum König aus; die anderen Stämme aber, geleitet von Abner, Saul's Feldobersten, erkannten Isboseth, des gefallenen Königs Sohn, als Herrscher an.

*) In dem Trauerliede, das David auf Saul und Jonathan dichtete, heißt es von Saul:

Und Saul's Schwert kam nie leer zurück;
Ihr Töchter Israel's weint um Saul,
Der euch in kostbar Roth kleidete,
Der eure Kleider mit erbeutetem Golde schmückte.

14. David, König der Israeliten.
(1055—1015 vor Chr.)

Der Kampf, der nunmehr zwischen den beiden Thronbewerbern ausbrach, führte keine rasche Entscheidung herbei. David blieb zwar in einer Feldschlacht Sieger, und die Zahl seiner Anhänger wuchs, aber völlig bezwingen konnte er die übrigen Stämme nicht, so lange der kräftige Abner dem schwachen Isboseth Arm und Geist lieh, und das Ganze zusammenhielt. Endlich aber brach zwischen Beiden ein Zwist aus. Abner schwur, er wolle nun das Königreich dem Hause Saul's entreißen, und David's Thron über ganz Israel befestigen; aber während er noch mit der Ausführung dieses Vorhabens beschäftiget war, wurde er von David's Feldobersten, dem wilden Joab, ermordet, der theils eifersüchtig auf das Ansehn war, welches Abner nun bei David gewinnen würde, theils erzürnt gegen ihn, weil sein Bruder durch Abner's Hand in den letzten Kriegen umgekommen war. Da fielen auch über den verlassenen Isboseth zwei seiner eignen Hauptleute her, und ermordeten ihn, in der Hoffnung, von David den Lohn der Blutthat zu ernten. Sie brachten ihm das Haupt des Erschlagenen, aber David, von gerechtem Abscheu erfüllt, ließ sie hinrichten. Schon über Abner's Tod, der doch wol auch ein Gewinn für ihn war, hatte er aufrichtig getrauert, und die Bestrafung des unedlen Thäters wol nur aus Scheu vor dem großen Einflusse desselben unterlassen. Nunmehr, im achten Jahre nach Saul's Tode, erkannten alle Stämme David als König an.

Unter seiner Regierung erreichte der Jüdische Staat den höchsten Glanz. Als trefflicher Heerführer besiegte David an der Spitze des unter seiner Leitung tapfern Volkes die Feinde, und verschaffte dem Lande einen wahrhaften Frieden, wie er seit geraumer Zeit nicht Statt gehabt hatte. Ja, er erhob das Reich zu einer bedeutenden Größe, indem er es, durch glückliche Kriege gegen Nisibis und Damaskus, gegen Ammoniter und Moabiter, im Norden und Osten durch einen Theil von Syrien und bis an den Euphrat, im Süden bis an den Arabischen Meerbusen erweiterte. Die Philister wurden jetzt ebenfalls völlig gedemüthiget, und den Jebusitern entriß David Jerusalem und die feste Burg Zion, die sie bis auf seine Zeit noch besessen hatten. Die Lage dieser Stadt gefiel dem David so sehr, daß er hier seine

Residenz aufzuschlagen beschloß; unter großen Feierlichkeiten ließ er die Bundeslade dahin bringen, und machte dadurch Jerusalem für die ganze Folgezeit zur Hauptstadt des Landes. Dort ließ er sich auch eine Königswohnung errichten, zu welcher ihm der König von Tyrus Phönicische Baumeister und Cedernholz sandte. Er hatte ferner den Vorsatz, einen Tempel von derselben Art zu errichten; als ihm aber der Prophet Nathan verkündete, daß dies wider den Willen Gottes sey, unterließ er es *).

Freiere Wirkung war dem Könige in der Verschönerung des Gottesdienstes gegönnt, dessen Formen aus dem Eigenthümlichen des Nationalgeistes hervorgingen und eben deshalb sehr wichtig waren. Er wurde feierlicher und prächtiger gemacht; durch Musik und Dichtkunst, worin David selbst Meister war, erhielt er eine künstlerische und gebildetere Form. Viertausend Leviten wurden zu dem Ende ausgewählt, mit besonderen Kleidern ausgezeichnet, und in Classen und Chöre geordnet. Die drei berühmtesten ihrer Gesangmeister, Aßaph, Heman und Jedithun, kennen wir auch aus Proben ihrer Kunst in dem auf uns gekommenen Psalmenbuche. Bekanntlich enthält dieses heilige Gesänge, deren viele von David selbst herrühren, und eben so sehr von seinem tiefen und starken religiösen Gefühle zeugen, als zart und sinnvoll gedichtet sind. Diese Lieder wurden an den bekannten öffentlichen Festen gesungen, wo sich das gesammte Jüdische Volk bei dem Nationalheiligthum versammelte, und seine Einheit mit lebendiger Begeisterung in dem erneuerten Jehovahdienst fühlte. Aber zugleich bewunderte das Volk hier in dem Sitze seines Königs eine neue, vorher nie gesehene Pracht, welche der in den mannichfaltigen Kriegen erbeutete Reichthum und die durch vergrößerten Verkehr entstandene Bekanntschaft mit fremden Völkern eingeführt hatten. Es gewöhnte sich allmählig an die Veränderungen, welche dieser glorreichste König, dem es gelang, den lyrischen Dichterkranz in die Sieges- und Königskrone zu verflechten, in Sitten und Verfassung einführte.

Es erhob sich nun der Sinn des Volks durch die von David verbreitete Bildung aus seiner patriarchalischen Einfachheit und Beschränkung zu einer freiern Beweglichkeit; aber der mit der alten Verfassung verbundene Freiheitssinn wurde von dieser königlichen, fast

*) Gott ließ mir sagen, sprach David in der Folge in einer Versammlung der Edelen: Du sollst meinem Namen nicht ein Haus bauen; denn du bist ein Kriegsmann und hast Blut vergossen. 1 Chron. 29, 3.

despotischen Gewalt empfindlich verletzt und fing an, sich in der Berührung mit derselben abzustumpfen. Der Geist aller Asiatischen Regierungen zeigte sich auch bald an diesem Hofe; aus dem Harem des Königs gingen Parteiungen hervor, in die auch das Volk verwickelt wurde, und dies zeigte sich besonders am Ende der Regierung David's in verschiedenen Empörungen seiner Söhne.

Absalon, einer dieser Söhne, strebte ehrgeizig nach dem Throne seines Vaters. Er legte sich Wagen und Pferde, so wie eine Leibwache (Zeichen königlicher Würde oder königlicher Ansprüche) zu, und bemühete sich vor allem, die Gunst des Volks zu gewinnen. Zu dem Ende stand er alle Morgen am Wege zum Thore, wo Gericht gesprochen zu werden pflegte, und wenn Jemand war, der wegen einer Streitsache zum König gehen wollte, rief Absalon ihn an und fragte ihn, aus welcher Stadt er wäre, und ließ sich den Rechtshandel vortragen. „Deine Sache ist klar und gut, sagte dann Absalon. Es ist nur Niemand vom Könige gesetzt, der dich hören kann*). Wenn ich doch nur zum Richter im Lande gesetzt würde, daß jeder, der eine Streitsache hätte, zu mir käme, und ich ihm Recht spräche!" — Näherte sich Jemand und warf sich fußfällig zur Erde, so hob er ihn auf und küßte ihn. Alle diese Künste, um die Herzen der Israeliten für sich zu gewinnen, gelangen ihm so, daß er vier Jahre darauf schon in allen Stämmen Anhänger hatte, auf deren Hülfe er sicher rechnen konnte, um zur Ausführung zu schreiten. Bei einem feierlichen Opfer zu Hebron, wohin er sich begab, indem er bei David ein heiliges Gelübde vorschützte, sollte die Empörung zum Ausbruch kommen. Dort war schon eine bedeutende Anzahl seiner Anhänger versammelt. Zweihundert vornehme Einwohner von Jerusalem, die von der Verschwörung nichts wußten, lud er zu dieser Opfermahlzeit mit ein, und bemächtigte sich ihrer dann, wahrscheinlich damit sie ihm als Geiseln dienen sollten.

Als die Nachricht zum König kam, sein Sohn sey aufgestanden wider ihn, und das Volk in Israel falle ihm zu, hielt er sich in Jerusalem nicht mehr für sicher, und beschloß, die Stadt zu verlassen, begleitet von seiner Leibwache und vielen Anhängern. Auch der Hohe-

*) Nach alter Sitte entschied David, als König, selbst die Rechtshändel, und Absalon wünschte also, daß sein Vater ihn zum obersten Richter bestellen möchte, wodurch er schon einen großen Einfluß bekommen haben würde. — Erst unter den späteren Königen ward ein höchster Gerichtshof in Jerusalem eingesetzt.

priester mit der Bundeslade wollte ihm folgen, aber David wünschte, daß er mit dem Heiligthum und den Leviten in der Stadt bleiben möchte, wo bei der Sicherheit, die ihm sein Amt gab, seine Treue gute Dienste leisten könnte. Der König selbst stieg barfuß und mit verhülltem Haupte weinend den Oelberg hinauf, um über den Jordan in die Wüste zu fliehen. Zur Erde niedergeworfen, betete er zu Gott auf dem letzten Berge, von dem er Jerusalem sehen konnte. In diese Stadt zog Absalon bald darauf ein, und folgte einem schändlichen Rathe, den ihm sein Vertrauter Ahitophel, um jede Versöhnung unmöglich zu machen, gab, nämlich seinem Vater David dadurch einen Schimpf anzuthun, daß er sich aller Weiber desselben als der seinigen bediente. Zugleich bat Ahitophel, ihn mit einem rüstigen Heere dem alten Könige nachsetzen zu lassen. Aber Husai, ein treuer Anhänger David's, der jetzt Freundschaft gegen Absalon heuchelte, widerrieth es, weil David und seine Leute tapfre Krieger wären, und dieser kleinere Haufe leicht eine Niederlage erleiden könnte, wodurch er gleich Alles in der Meinung des Volks verlieren würde. Er müsse vielmehr alle Israeliten aufbieten, und an ihrer Spitze dem David entgegen gehen. Absalon befolgte diesen scheinbar klügeren Rath, der den David aus einer augenscheinlichen Gefahr rettete, und Ahitophel, der jetzt an dem guten Ausgang verzweifelte, ging fort und erhängte sich.

Absalon führte bald darauf sein Heer seinem Vater über den Jordan entgegen. Um diesen hatten sich indeß in dem Flecken Mahanaim so viel Gutgesinnte versammelt, daß er sich nun vor seinem Sohne nicht mehr fürchten durfte. Mit ihnen wollte er selbst in den Streit ziehen, aber die Aeltesten und alle Freunde baten ihn, sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. So übergab er denn seinem alten treuen Joab das Heer, doch mit der väterlichen Bitte, des Absalon selber zu schonen. Der Streit begann im Walde Ephraim; Absalon's Schaaren ergriffen die Flucht, und als die Königlichen ihnen nachsetzten, fanden sie Absalon selbst lebendig in den Zweigen einer Terebinthe hangen. Der unerbittliche Joab stach ihm in dieser Lage drei Spieße durch den Leib; dann machten Andere ihn los, warfen ihn in eine Grube, und bedeckten ihn mit vielen Steinen.

Am Thore von Mahanaim sitzend, erwartete David die Botschaft von dem Ausgang der Schlacht. Oben auf dem Dach des Thores erspähte ein Wächter den ersten Boten, und bald nachher einen zweiten, der nicht so schnell lief. Und er sagte es dem Könige an: „Jetzt er-

kenne ich den ersten, es ist Ahimaaz, der Sohn Zadok." — „Wohl, sprach der alte David, das ist ein guter Mann, der bringt auch eine gute Botschaft." Und als er selber nahe kam, rief er: Friede! fiel mit dem Antlitz zur Erde nieder, und sprach: „Gelobt sey der Herr, dein Gott, der die Leute gezüchtigt hat, die ihre Hand wider meinen Herrn, den König, aufhoben!" Der Königs erste Frage war: „Geht es aber meinem Sohn Absalon auch wohl?" — „Von ihm hatte man noch keine Kunde, als ich das Getümmel verließ," antwortete der kluge Bote. Darauf kam der zweite an. David wiederholte an ihn dieselbe Frage, aber dieser antwortete: „Es müsse allen Feinden meines Herrn gehen, wie es Absalon geht." Da ging der König in das Haus, und weinte laut, und rief: „O Absalon, mein Sohn, mein Sohn! Wollte Gott ich hätte für dich sterben können."

Dieser Sieg machte auch in den übrigen Stämmen den besten Eindruck. Man fing an, das Unrecht zu erkennen, das dem Könige geschehen, der Israel aus der Hand der Philister gerettet hatte, daß er gezwungen worden, vor Absalon zu flüchten. Und alle Stämme vereinigten sich, den König zurückzurufen. Dieser aber, dem die allgemeine Stimmung zu Ohren gekommen, ließ heimlich durch den Hohepriester den Aeltesten von Juda sagen: warum wollt ihr die letzten seyn, den König und sein Haus zur Rückkehr einzuladen, da ihr des Königs Brüder und nächste Verwandte seyd! Dies fand beim Stamm Juda Eingang, und er zog hin, den König zurückzuführen.

Als nun David nach Jerusalem zurückkehren wollte, lud er den treuen Diener, der ihn in Mahanaim beherbergt hatte, ein, mit ihm zu kommen, und bis an sein Ende sein Tischgenoß zu seyn. Aber der wackere Mann (Barsillai war sein Name) lehnte den gütigen Antrag ab: „Achtzig Jahre bin ich schon, sprach er, kann ich noch schlechter und besser von einander unterscheiden? schmecken, was ich esse und trinke? oder hören, was die Sänger und Sängerinnen singen? Warum sollte ich meinem Herrn zur Last fallen! Dein Knecht will noch ein wenig mit dir gehen, bis über den Jordan, aber dann laß mich umkehren, daß ich sterbe in meiner Stadt, bei meines Vaters und meiner Mutter Grabe." Der König küßte den ehrlichen Alten, und entließ ihn segnend in seine Wohnung.

Indeß hätte die Aufforderung David's an das mächtige Juda, sich von den übrigen Stämmen nicht zuvorkommen zu lassen, ihn beinahe um die Frucht seines ganzen Sieges gebracht. Denn die immer glim-

mende Eifersucht der übrigen Stämme loderte jetzt auf. Sie sprachen zum König: „warum haben die vom Stamm Juda dich gestohlen; den König, sein Haus und seine Leute allein über den Jordan geführt?“ Juda behauptete dagegen, der König gehe ihn näher an. Der Streit entbrannte stärker; Seba, aus dem Stamm Benjamin, rief aus: „wir haben keinen Theil an David und kein Recht am Sohn Isai; zurück, ihr Israeliten, in euer Land!“ — und die allgemeine Empörung war von neuem ausgebrochen. Aber David sandte Joab mit einem Heere; dieser schlug Seba, und unterdrückte den Aufstand.

Gegen das Ende seines Lebens fiel David in große Entkräftung. Er bestimmte seinen ältesten Sohn, Salomo, zu seinem Nachfolger, allein einer der jüngeren, Adonia, traf allerlei Vorkehrungen, um nach des Vaters Tode die Regierung an sich zu reißen, und hatte selbst den mächtigen Joab auf seiner Seite. Da der König dies hörte, befahl er den Priestern, Salomo öffentlich zu salben, ihn auf seinem Maulthier unter Trompetenschall durch die Stadt zu führen, und zum Könige auszurufen. Dies geschah unter allgemeiner Zustimmung des Volks, worüber Adonia so erschrak, daß er in das Heiligthum eilte, den Altar zu umfassen, denn er glaubte, Salomo würde ihn augenblicklich tödten lassen. Aber dieser befahl ihm, ruhig in sein Haus zu gehen, und sich künftig still zu verhalten.

Auch David's letzte Worte sind merkwürdig. „Siehe, sprach er zu Salomo, ich gehe den Weg aller Welt, darum tröste dich, und sey ein Mann, und warte auf die Hut des Herrn, deines Gottes, daß du wandelst in seinen Wegen, wie im Gesetz Moses geschrieben steht.“ Er befahl ihm darauf, den Joab *) und den Simei, einen Abkömmling Saul's, der ihn auf der Flucht vor Absalon geschimpft hatte, ja nicht am Leben zu lassen, weil Beide ihm gefährlich werden könnten, den Söhnen des alten Barsillai hingegen bis an ihr Ende Gutes zu thun. Er verschied darauf im ein und siebzigsten Jahre seines Alters. Sein Grab wurde noch lange nach Christi Geburt in Jerusalem gezeigt.

*) Joab hatte an der Verschwörung Adonia's Theil genommen, doch gedenkt David hier besonders der Ermordung Abner's und des Amasa, den David nach Absalon's Empörung zu seinem Feldobersten gemacht hatte.

15. Salomo.

(1015—975 vor Chr.)

Salomo war zwanzig Jahr alt, als er den Thron bestieg. Sein feiner Verstand und seine Liebe zu den Künsten haben ihm den Beinamen des Weisen verschafft. Ohne seines Vaters kriegerischen Geist geerbt zu haben, besaß er doch eine Hoheit des Geistes, die ihm überall Furcht und Achtung verschaffte. Was das Volk unter jenem König errungen und erkämpft hatte, das genoß man unter diesem. Juda und Israel, sagt die Bibel, wohnten von Dan bis Berseba sicher, Jeder unter seinem Weinstock und Feigenbaum; sie waren unzählig, wie der Sand am Meer, aßen, tranken, und waren fröhlich. — Der Gerechtigkeitspflege nahm sich der König Salomo sehr an, und zeigte in der Entscheidung streitiger Fälle hohe Weisheit. Einst kamen zwei Weiber vor ihn; die eine sprach: „Wir wohnten zusammen, und jede gebar ein Kind. Diese da erdrückte das ihre im Schlaf, und da es ihr leid that, nahm sie mir heimlich das meine, und legte mir ihr todtes in den Arm. Als ich erwachte, sah ich, daß das nicht mein Kind sey, aber sie stritt mit mir, und will mir mein Kind noch immer nicht wiedergeben." Jene schalt diese eine Lügnerin, und sagte, gerade umgekehrt verhalte sich die Sache. Salomo sprach: Holt mir ein Schwert. Darauf befahl er, das lebende Kind in zwei Stücke zu hauen, und Jeder die Hälfte zu geben. „Ach nein! Herr, rief sogleich die eine, ehe ihr's tödtet, gebt es jener nur ganz." — „Du bist die Mutter, sprach Salomo, geh', hier ist dein Kind."

Eine der gefeiertesten Thaten Salomo's ist der Bau des berühmten Tempels, wofür schon David große Schätze gesammelt und hinterlassen hatte. Man muß freilich diesen Tempel nicht nach den künstlerischen Mustern Griechischer Baukunst beurtheilen, deren schöne Formen ihm mangelten; besonders war er finster und niedrig *). Dagegen zeigte sich große Pracht und mechanische Tüchtigkeit. Wie niedrig man auch die Berechnung machen will; in jedem Falle muß der Tempel außerordentliche Summen gekostet haben. Da er auf dem Berge Moria erbaut war, so hatte mit großer Mühe dieser Berg selbst theils geebnet, theils erweitert werden müssen, und noch zur Zeit der Römer

*) Er war sechzig Ellen lang, zwanzig breit und dreißig hoch.

bewunderte man eine große Mauer, aus dicken, mit eisernen Klammern verbundenen Steinen aufgeführt, vierhundert Ellen hoch, mit welcher der Berg von der einen Seite eingefaßt war. Auch hatte der Tempel, nach Art der Aegyptischen, eine Menge von Nebengebäuden, welche theils zur Aufbewahrung des Zehnten, theils zu Sälen bei den Opfermahlzeiten, theils zu Wohnungen der Priester u. s. w. dienten.

Zur Vollführung dieses Baues, der sieben Jahre dauerte, bediente Salomo sich bei den mechanischen Arbeiten der Sklaven, die nicht Israeliten, sondern meistens Nachkommen der im Lande gebliebenen und nicht ausgerotteten Kananitischen Völker, der Hethiter, Jebusiter u. a. waren. Die eigentlichen Künstler bei dem Werke scheinen meistentheils Ausländer gewesen zu seyn, aus dem kunstbegabten und fleißigen, damals vorzüglich mächtigen Tyrus. So war der Künstler, welcher die beiden großen metallenen Säulen und die Tempelgefäße verfertigte, ein Tyrier; auch bediente sich Salomo Tyrischer Arbeiter, um das Cedernholz auf dem Libanon fällen, es dort zurichten, und dann auf dem Meere bis Joppe flößen zu lassen. Dafür gab er vermöge eines Vertrages seinem Freunde, dem König von Tyrus, Oel und Korn.

Auch das Gold, welches Tyrus ihm lieferte, war wahrscheinlich nicht gemünzt, sondern von Tyrischen Künstlern zu mannichfachem Gebrauche als Verzierung der Wände, so wie als Geräth, schon verarbeitet. Die Menge des so verarbeiteten Goldes aber, dessen Salomo bedurfte, war nicht gering, denn außer dem Tempel verherrlichten noch andere, prachtvoll geschmückte Gebäude seine Regierung. So baute er noch für sich einen Palast in Jerusalem, und einen Sommeraufenthalt am Fuße des Libanon, unweit der Stadt Baalbek *), in welchem alles Geräth von Gold war, ferner eine Gerichtshalle, einen eignen Palast für seine Gemahlin, welche eine Aegyptische Königstochter war, und anderes dergleichen. Gerühmt wird auch der elfenbeinerne Thron, der mit feinem Golde überzogen war, auf dessen sechs Stufen zu beiden Seiten zwölf Löwen standen, und der, wie hinzugesetzt wird, seines gleichen in keinem Königreiche hatte, aber wahrscheinlich auch ein Werk fremder Künstler war. Man sieht daraus, daß diese Pracht, dieser reiche Schmuck des Lebens, ein Bedürfniß des üppigen Hofes war,

*) Diese Stadt befestigte Salomo, Tadmor aber legte er wahrscheinlich neu an.

und nicht aus dem Culturzustand der Nation hervorging, so sehr sich dieser seit David's Zeiten auch gehoben hatte.

Mit dem Handel, an dem das Jüdische Volk jetzt Theil nahm, verhielt es sich auf gleiche Weise. Nicht das Volk trieb ihn, sondern der König für seine eigne Rechnung in Verbindung mit dem König von Tyrus, meistens mit Phönicischen Seeleuten, besonders von dem Hafen Ezeongeber aus am Arabischen Meerbusen. Dieser Handel ging nach Ophir (oben S. 61.), und brachte dem Könige Gold, Silber und andere Waaren. Auch mit Pferden trieb er Handel; und dies weiset auch von einer andern Seite auf eine von ihm ausgehende Neuerung hin. Bis jetzt waren Pferde den Israeliten fremd gewesen; zum Ackerbau gebrauchte man nicht das Pferd, sondern den Esel, und in Kriegen kämpften die Juden nie zu Pferde. Moses hatte dies besonders verboten *), und deshalb auch zu den Bedingungen, unter welchen er in einer künftigen Zeit einen König zu erwählen erlaubte, ausdrücklich diese hinzugesetzt, daß er keine Reiterei solle halten dürfen. Ungeachtet nun die Juden in manchen der bisherigen Kriege bei einigen ihrer Feinde Streitwagen und Pferde im Gebrauch gesehen hatten, so findet man doch selbst bei David noch eine genaue Befolgung des Mosaischen Gesetzes. Salomo aber ließ dieses Gesetz außer Acht, indem er eine förmliche Reiterei von zwölftausend Mann einrichtete und vierzehnhundert Kriegswagen. Diese Reiterei, für welche er noch zweimal soviel Pferde hielt, lag in Städten, wo Ställe für sie gebauet waren (Reiterstädte), zusammen, ganz nach der Weise Aegypten's **). Aus Aegypten ließ er auch die Pferde bringen, — denn Arabien hatte damals noch keine Pferdezucht — sowol die für seine eigne Reiterei erforderlichen, als andere, welche er an die benachbarten Fürsten zu hohen Preisen wieder verkaufte.

Dieser Handel, so wie der, welchen Salomo auf den Schiffen

---

*) Der Grund, warum Moses die Pferdezucht verbot, war theils, weil der Gebrauch der Pferde zum Ackerbau weniger nützlich war, als die Anwendung der Esel, theils aber weil das entweder von Wüsten oder von Bergen umgebne Kanaan zu seiner Vertheidigung nur eines tüchtigen Fußvolks bedurfte, und nur bei fernen Eroberungskriegen, die Moses nicht gewollt, die Nothwendigkeit der Pferde gefühlt werden konnte. Auch sieht man seit Salomo's Reiterei die Juden nicht glücklicher in ihren Kriegen.

**) Daraus ist zu erklären, daß, sobald Moses mit den Israeliten aus Aegypten ziehet, er sogleich von einer mächtigen Reiterei und sechshundert Wagen verfolgt wird. Diese lag nämlich in der Stadt (wahrscheinlich Memphis) zusammen.

trieb, und die Tribute der zinspflichtigen Völker, waren die Hauptquelle der bedeutenden Einkünfte dieses Königs, von dem gesagt wird, daß er das Cedernholz so gemein wie Feigenholz, und das Silber wie Steine gemacht habe. Für die täglichen Bedürfnisse des königlichen Hofes hatten zwölf Amtleute zu sorgen, welche durch das Reich vertheilt waren. Jeder von ihnen mußte einen Monat hindurch eine bestimmte Menge von Lebensmitteln herbeischaffen.

So hatte sich Salomo auf alle Weise mit königlicher Pracht umgeben, aber nicht geringer glänzte seine Weisheit. Denn Gott, sagt die Bibel, gab ihm Weisheit, Verstand und unzählige Kenntnisse, wie der Sand am Meere ist, größer als sie im ganzen Morgenlande und in Aegypten zu finden waren. Er verfaßte dreitausend Sprüche, tausend und fünf Gedichte, und besang alle Bäume, von der Ceder auf dem Libanon bis zum Ysop, der auf Mauern wächst, vierfüßige Thiere, Vögel, Gewürme und Fische; welches also von Kenntnissen in der Naturkunde und dem Bestreben, sich in der Darstellung derselben zu versuchen, zeigt *). Sein Name ward weit und breit berühmt, und viele Fremde kamen, um seine Weisheit kennen zu lernen. Unter diesen wird namentlich eine Königin von Saba, im glücklichen Arabien, erwähnt, die mit großer Begleitung und vielen Geschenken nach Jerusalem kam, um sich von der Wahrheit des Gerüchts, welches die Pracht und Herrlichkeit des Königs und seine große Weisheit verkündete, persönlich zu überzeugen.

In allen diesen Einrichtungen und Verhältnissen, in dem Glanze des königlichen Thrones, dem auswärtigen Handel, der Veränderung des Kriegswesens, erkennt man, wie die Umwandlung, welche die von Moses ursprünglich gegebene Verfassung allmählig erlitten hatte, nun in ihrem vollen Umfange hervortrat. Statt eines auf ursprüngliche Gleichheit berechneten und auf den patriarchalischen Familiengeist gegründeten Zustandes des Volks, stellte das Jüdische Reich jetzt eine völlige, nach den in Asien gewöhnlichen Formen gebildete Despotie dar, die aber auch keine lange Dauer verhieß. Salomo's Regierung ist zwar die größte Höhe, aber auch der letzte Glanz des Jüdischen Reichs. Der Luxus des Königs konnte, indem er sich über das Volk verbreitete, in diesem nur Schlaffheit und Ausschweifungen hervorrufen. Dazu

*) Was sich von Salomo's Schriften erhalten hat, findet sich bekanntlich im Alten Testament.

kam der in jeder Hinsicht verderbliche Einfluß eines großen Harems. Salomo hatte siebenhundert Gemahlinnen, alle von fürstlichem Range, die meisten Ausländerinnen, ganz gegen das von Moses ausdrücklich ausgesprochene Verbot. Diese lenkten das Herz des Königs, vorzüglich als er älter ward; sie vermochten ihn zur Errichtung von Altären für ihre Götter, denen sie nach ihrer Sitte opferten und dienten. Ja selbst der weise König theilte, wie die Schrift sagt, sein Herz zwischen dem Herrn, seinem Gott, und den fremden Götzen. Dies mußte die Gemüther aller Frommen empören und von dem Könige abwendig machen. Es erschütterte aber zugleich die Grundlage, auf welche das ganze politische Daseyn des Jüdischen Volkes gebauet war.

Spuren einer beginnenden Auflösung zeigten sich auch schon am Ende dieser Regierung. Bei seiner Thronbesteigung hatte sich Salomo den innern Frieden durch die Hinrichtung Joab's und Adonia's gesichert, und sich desselben in der That lange erfreut; nun aber begannen innere Bewegungen. Einer von des Königs Beamten, Jerobeam, aus dem Stamm Ephraim, ein kühner, unternehmender Mann, fing eine Empörung an, floh aber, da Salomo sich seiner bemächtigen wollte, nach Aegypten zu dem dortigen König, um eine bessere Gelegenheit, welche ihm die Unzufriedenheit des Volks mit dem regierenden Hause und die Eifersucht der Stämme unter einander versprach, abzuwarten. Neben dieser Gährung, die sich im Innern vorbereitete, entstand auch ein gefährlicher Nachbar, indem ein gewisser Resan, ein Diener des von David besiegten Königs von Nisibis, Damaskus einnahm, und ein Reich stiftete, das jetzt schon den Juden einen Theil von Syrien entriß, und ihnen in den Zeiten der Trennung noch gefährlicher wurde.

Kaum war Salomo nach einer vierzigjährigen Regierung gestorben, als diese unselige Trennung geschah. Die Keime dazu lagen in der schon mehrmals berührten Eifersucht der zehn Stämme gegen den Stamm Juda und den mit diesem wegen der Lage der Hauptstadt eng verbundenen Stamm Benjamin; eine Eifersucht, welche wegen der großen Vortheile, die den letzteren durch den wachsenden Glanz Jerusalem's unter Salomo's Regierung zuflossen, noch sehr verstärkt worden seyn mußte. Jetzt, nach dem Tode dieses Königs, kam sie zum Ausbruch durch die Schuld des leichtsinnigen Rehabeam, den sein Vater Salomo zum Nachfolger bestimmt hatte. Die Aeltesten der zehn Stämme hatten sich zu Sichem versammelt, dem neuen König zu huldigen, und der aus Aegypten zurückgekommene Jerobeam war an ih-

rer Spitze. Sie sprachen zu Rehabeam: „Dein Vater hat unser Joch zu hart gemacht; erleichtre du es uns, so wollen wir dir unterthänig seyn.“ Die Räthe Salomo's riethen ihm, nachzugeben, allein er folgte jüngeren Freunden, und gab die stolze Antwort: „Hat's euch mein Vater schwer gemacht, so will ich's euch noch schwerer machen. Er hat euch mit Ruthen gepeitscht, ich will euch mit Geißeln züchtigen.“ Diese unkluge Drohung bewirkte in den Abgeordneten einen raschen Entschluß. „Was haben wir denn, sprachen sie, für Theil am Hause David's? Laßt doch dem Stamm Juda seine Auserwählten, und wer zu Israel gehört, der komme mit uns.“ So kehrten sie auf der Stelle um. Rehabeam, seine Thorheit bereuend, sandte ihnen seinen Schatzmeister nach, aber der ward gesteinigt, und der König selbst entkam mit Mühe auf seinem Wagen nach Jerusalem. Hier erkannten ihn Juda und Benjamin für ihren König an, aber die übrigen zehn Stämme, welche unter dem gemeinschaftlichen Namen Israel begriffen werden, wählten Jerobeam zu dem ihrigen. So ward das Reich, welches kaum ein Jahrhundert als ein festes Ganze bestanden hatte, getheilt, und blieb es auch, bis beide Theile, eben durch die Trennung, gänzlich zu Grunde gingen.

---

16. Die Reiche Israel und Juda getrennt, bis zum Untergang des erstern.

(975—722 vor Chr.)

Da Juda bisher Seele und Haupt des ganzen Staates gewesen war, so mußte es Jerobeam's erste Sorge seyn, dem neu geschaffenen Reiche Israel ein eigenthümliches, für sich bestehendes Leben zu geben. Dazu war nicht genug, daß er die Stadt Sichem, im Gebiete Ephraim's, als des mächtigsten unter den zehn Stämmen, befestigte und zu seiner Hauptstadt machte, sondern er mußte auch in seinem Reiche das Ansehn vernichten, welches Jerusalem als Bewahrerin des Heiligthums und als Mittelpunkt der großen Volksfeste hatte. Dies suchte er dadurch zu bewerkstelligen, daß er zwei güldene Kälber aufrichtete, das eine zu Bethel im Süden, das andere zu Dan im Norden seines Reiches, als Bilder des Gottes, der das Volk aus Aegypten geführt. An diesen Orten wurden Tempel gebaut, und Feste gefeiert, wo das Volk sich

versammeln sollte, statt zu Jerusalem, unter dem Vorwand, daß dieses zu weit entlegen sey. Als Priester bestellte er Leute aus dem Volke und nicht aus dem Stamme Levi, welcher mit dem Reiche Juda in einer dem Könige bedenklich scheinenden Berührung stand.

Viele Leviten, und mancher fromme Israelit, wanderten nun aus nach Juda. Denn obgleich Rehabeam selbst, als Sohn einer Amoniterin, und sein Sohn und Nachfolger Abiam fremden Gottesdienst duldeten, und Bildsäulen, heilige Haine und dergleichen anzulegen erlaubten, so wurde dieses Reich doch immer, wegen seines Tempels und des Besitzes der Bundeslade, als der Sitz des wahren Jehovahdienstes angesehen. Dieses Gewicht in der öffentlichen Meinung, die erwähnten Einwanderungen und der Besitz der festen Hauptstadt machten, daß Juda dem größern und volkreichern Israel das Gleichgewicht halten konnte.

Beide Staaten stritten nun häufig mit einander, und suchten das Uebergewicht auch durch fremde Hülfe zu erlangen, welches zuletzt der Grund zum völligen Untergang beider Reiche wurde, und zwar zuerst für Israel, das die gefährlichsten Nachbarn hatte. Das in Israel's Nähe neu gestiftete Reich Damaskus wurde bald in den Strudel dieser Kriege gezogen. Schon Baesa, der Jerobeam's Sohn Nadab erschlagen, dessen ganzes Geschlecht ausgerottet, und sich dann als ein Emporkömmling auf den Israelitischen Thron geschwungen hatte (953 vor Chr.), stand mit dem Könige von Damaskus im Bündniß, und bekriegte mit dessen Hülfe das Reich Juda. Aber der dortige König Assa (des Abiam Sohn, reg. 955—914), der sich die Wiederherstellung des Jehovahdienstes angelegen seyn ließ, wußte durch Schätze, die er nach Damaskus sandte, dieses ihm gefährliche Bündniß zu trennen, den Israelitischen König, der Rama, als den Schlüssel zu Juda, befestigen wollte, zu vertreiben, und den Syrischen König zu einem Feinde Israel's zu machen.

Doch den größten Feind hatte das Reich Israel in dem ewig regen Parteigeist, der blutige Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege herbeiführte, in welchen alle Frommen den Zorn Jehovah's über den herrschenden Götzendienst erkannten. Nach dem Tode des tapfern Baesa wurde sein ganzes Geschlecht vernichtet, bis, nach einigen Jahren heftiger Unruhen, der Feldherr Omri sich durch Muth und Tapferkeit als König behauptete. Er bauete eine neue Hauptstadt, Samaria, und hinterließ (918) seinem schwachen Sohne Ahab den Thron. Dieser,

von seiner Gemahlin Isabel, einer Tochter des Königs von Sidon, bewogen, nahm den Phönicischen Baalsdienst an. Gegen die Unzufriedenen erregte Isabel harte Verfolgungen, bei welchen der Prophet Elias mit großem Muthe und einem wahren Feuereifer den Glauben an Jehovah vertheidigte, und auch Anhänger unter den Israeliten fand. Ein solcher Zustand des Reichs schien dem eroberungssüchtigen König von Damaskus, Benhadad, eine treffliche Gelegenheit, sich Israel zu unterwerfen. Er zog daher gegen Samaria, und forderte Unterwerfung und Auslieferung aller Schätze. Die Israeliten widerstanden, doch verlor Ahab im Verlauf dieser Kriege in einer unglücklichen Schlacht das Leben (897).

Josaphat, König von Juda (914—891), bemühete sich damals, zwischen beiden Staaten den längst entbehrten Frieden zu erhalten, da der Andrang fremder Völker auch seinem Reiche gefährlich zu werden drohte. Er vermählte deshalb seinen Sohn Joram mit einer Tochter Ahab's, der Athalia. In seinem Lande strebte er, Unterricht und Gerechtigkeitspflege zu verbessern, und zeigte sich überall als einen lobenswürdigen Herrscher, ohne daß jedoch, bei dem einmal eingebrochenen Verfall, seine Bemühungen dauernden Erfolg haben konnten. Die mit den Königen von Israel eingegangene engere Verbindung erzeugte unter seinen Nachfolgern bald wilde, alles Gute zerstörende Unruhen. Athalia veranlaßte ihren Gemahl, den König Joram, und nach dessen Tode (884) ihren Sohn Achasia, den Götzendienst des Israelitischen Reichs auch in Juda völlig einzuführen. Diese Verletzung des Jehovahdienstes und der Mosaischen Verfassung bewog die für beide begeisterten Propheten zu kräftigem Widerstand. Nicht ohne ihre Begünstigung, und besonders durch die Aufregung Elisa's, eines Schülers des Elias, empörte sich Jehu und tödtete den König von Israel, Joram, Ahab's Sohn, und Achasia, den König von Juda, die beide zu einem gemeinschaftlichen Feldzuge gegen den König von Damaskus eben beisammen waren. Jetzt wurde in Israel die wilde Isabel ermordet und das ganze Haus Ahab's von Jehu ausgerottet, und eine eben so harte Verfolgung erging über alle Diener Baal's, welche, zu einem Feste eingeladen, in dem Tempel ihres Gottes von Jehu's Soldaten sämmtlich niedergemacht wurden. Doch der Bilderdienst blieb, wie Jerobeam ihn eingerichtet.

Gleich blutige Auftritte herrschten nach Achasia's Ermordung in Juda. Kaum hatte Athalia die durch Jehu geschehene Ermordung

ihres Sohnes erfahren, als sie sogleich alles, was vom königlichen Stamme war, umbringen ließ, um allein und ohne Nebenbuhler den Thron von Juda behaupten zu können. Aber die Priester hatten einen Sohn Achasia's, Joas, dem von Athalia veranstalteten Blutbade entrissen, und im Tempel heimlich auferzogen. Nach sieben Jahren, als die Priester unterdeß mit der Leibwache Alles eingeleitet hatten, ward dieser Erbe des Throns aus seinem Dunkel hervorgezogen und in dem Tempel öffentlich als König ausgerufen (877). Athalia wollte Gegenanstalten treffen, wurde aber ermordet. Mit ihrem Untergange ward auch der von ihr begünstigte Baalsdienst gestürzt. Der Tempel dieses Götzen wurde niedergerissen, und die Priester desselben ermordet; dagegen erstand der verfallene Tempel Jehovah's in neuem Glanze. Aber nicht zugleich das Reich. Hasael, König von Syrien, bedrohte Jerusalem mit so furchtbarer Macht, daß Joas keine andere Rettung sah, als mit Aufopferung der großen Tempelschätze dem Feinde den Frieden abzukaufen, und sein Vasall zu werden. Amazia, der Sohn und Nachfolger des durch die eignen Diener ermordeten Joas, war noch unglücklicher, als er mit dem Israelitischen König Joas in Krieg gerieth, besiegt und gefangen wurde. Letzterer eroberte Jerusalem, ließ die Mauern niederreißen und erbeutete die noch vorhandenen königlichen und Tempelschätze.

Diese Stärke Israel's nahm zu unter dem kräftigen Jerobeam II. (825—784), welcher in glücklichen Kämpfen die alte Grenze gegen Syrien wieder herstellte, und die drei Stämme jenseit des Jordan aus der Gewalt dieses Reichs befreite. Wahrscheinlich herrschte zugleich wieder Friede mit Juda, so daß dessen König Usia, auch Asarja genannt (811—759), sein Gebiet gleichfalls wieder ausdehnte, die Philister demüthigte, die Häfen am Rothen Meere wiedereinnahm, und Jerusalem nebst mehreren Grenzpunkten seines Staats befestigte. Beide Staaten zeigten also, was sie, wenn Eintracht zwischen ihnen und Friede im Innern geherrscht hätte, vereint gegen jeden auswärtigen Feind vermocht haben würden.

Aber diese glückliche Periode dauerte nicht lange, und der innere Friede ward wieder gestört. Usia gerieth in Zwist mit seinen Leviten, weil er wahrscheinlich die Hohepriesterwürde mit der königlichen verbinden wollte, denn das muß man wol darunter verstehen, wenn erzählt wird, daß Usia in den Tempel ging und selbst räuchern wollte. Er trat darauf die Regierung seinem Sohne Jotham ab. Noch ärger

wütheten wilde bürgerliche Kriege in Israel zwölf Jahre lang, und als der Emporkömmling Menachem den Thron inne hatte, erstanden in den Assyriern neue, höchst gefährliche Feinde. Der oben schon als König dieses Reichs erwähnte Phul drang jetzt in Syrien und das von Parteien zerfleischte Israel siegreich ein (770), begnügte sich aber mit der Unterwerfung Israel's und mit einem großen Tribut *). Aber Pekah, der Mörder Pekajah's, des Sohnes Menachem's, fand an dem Nachfolger Phul's, Tiglat Pilesar, der durch die Streitigkeiten zwischen Juda und Israel herbeigezogen wurde, einen unversöhnlicheren Feind. Sehr zur Unzeit vom Eroberungsgeiste ergriffen, hatte sich Pekah mit Syrien gegen Juda verbunden. Sie griffen Jotham's Nachfolger, den König Ahas (743—728) an, besiegten ihn in einer Schlacht, nahmen ihm die Häfen am Rothen Meere wieder ab, und wollten sogar Jerusalem belagern, wozu es aber nicht kam. In dieser Noth, wo, nach dem Ausdrucke des damals lebenden und lehrenden Propheten Jesaia, der königlichen Familie und dem Volke das Herz bebte, wie wenn die Bäume im Walde vom Winde bewegt werden, faßte der König Ahas den Entschluß, bei den Assyriern Hülfe zu suchen. Vergebens warnte der hochsinnige, Assyrien mehr fürchtende Jesaia. „Laß dir das Herz vor diesen zwei rauchenden und schon verzehrten Feuerbränden (Israel und Damaskus) nicht entfallen," sprach er im Namen Jehovah's. Aber sein Rath ward nicht befolgt. Ahas sah freilich das Syrische Damaskus unterliegen, Israel bis auf das kleine Samaritanische Land zerstört, und einen großen Theil der Einwohner von dem Assyrischen Sieger fortgeschleppt; aber er hatte zugleich seine Selbständigkeit verloren, und sich zum Sklaven Assyrien's gemacht. Dadurch daß Ahas auch dem Jehovahdienst entsagt, die Thüren des Tempels verschlossen und den Göttern seiner Feinde **) als den mächtigeren geopfert hatte, schien der Untergang der Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit des Jüdischen Reichs vollendet. Jesaia, Micha, und andere Propheten suchten indeß das Volk zu dem Jehovahdienst zurückzuführen, und dies gelang ihnen wenigstens bei dem Sohne des Ahas, dem Könige Hiskia (728—699), welcher den alten Gottesdienst wieder herstellte, und unter großen Feierlichkeiten den Tempel reinigen ließ. Als er die Feier des Passahfestes veranstaltete, strömte eine

*) Merkwürdig ist, daß der König das Geld dazu von den Soldaten erhob.

**) Er brachte sogar Menschenopfer, nach der Sitte der Kananiter.

Volksmenge nach Jerusalem, wie sie seit Salomo's Zeiten nicht gesehen worden war. Denn des Königs Eifer war nicht bei Juda stehen geblieben, sondern er hatte durch Ausschreiben auch die Stämme des Reiches Israel dazu einladen lassen. Viele waren gekommen, andere hatten seine Boten verlacht und verspottet.

Bald darauf erfolgte die gänzliche Vernichtung Israel's durch die Assyrische Macht. Hosea, der letzte König des Israelitischen Staates, machte einen Versuch, sich von der Oberherrschaft derselben zu befreien, und verband sich zu dem Ende mit Aegypten, auf dessen Macht er glänzende Hoffnungen bauete. Aber diese Hoffnungen betrogen ihn; es traf ihn und sein Volk das Wehe, welches Jesaia zugerufen hatte, „der stolzen Krone (Samaria) der trunkenen Ephraimiten, der welken Blume auf dem Haupte des fetten Thales der Weinberauschten." Salmanassar von Assyrien, sehr bald von diesen geheimen Unterhandlungen unterrichtet, eilte mit seinem Heere nach Samaria, eroberte diese feste Stadt nach einer fast dreijährigen Belagerung, und führte den König nebst einem Theil der vornehmsten Einwohner in das Assyrische Reich in die Gefangenschaft (722). Fremde aus jenen Ländern wurden von Salmanassar dagegen nach Samaria geschickt, die, mit den zurückgebliebenen Israeliten vereinigt, späterhin das gemischte Volk der Samariter bildeten. Drittehalb Jahrhunderte hatte das Israelitische Reich bestanden, als es auf diese Weise endete.

---

17. Untergang des Reiches Juda.

(722—588 vor Chr.)

Dennoch wagte es der König von Juda, Hiskia, wenige Jahre nachher, sich der Schmach der von seinem Vater gegen Assyrien eingegangenen Zinspflichtigkeit zu entziehen. Mochten es nun anderweitige Kriegszüge Salmanassar's seyn, oder Unruhen, die nach dieses Königs Tode entstanden, die den Hiskia dabei begünstigten; genug erst zehn Jahre darauf erschien Sanherib, Salmanassar's Nachfolger, als Rächer in Palästina. Hiskia suchte den Angriff durch Geld abzuwenden, zu dessen Herbeischaffung er das Gold von den Pfosten und Thoren des Tempels reißen ließ, und Sanherib ließ sich anfangs damit befriedigen; aber bald darauf schickte er einen Theil seines Heeres

gegen Jerusalem, um es zur Uebergabe aufzufordern, während er sich selbst mit dem Hauptheere gegen Aegypten, Hiskia's Verbündeten, wandte. Sánherib hielt die Eroberung dieses Landes für sehr leicht, und mochte denken, was Jesaia ihm in den Mund legt: „mit den Fußsohlen meines Heeres will ich alle Ströme Aegypten's trocken machen." Wir haben aber schon oben (S. 52.) erzählt, daß er von diesem Zuge unverrichteter Sache heimkehrte. „Denn, erzählt die Bibel, in der Nacht fuhr aus der Engel des Herrn und schlug im Lager von Assyrien hundert fünfundachtzig tausend Mann *)." Aegypten und Juda waren gerettet, und das letztere Reich blühte unter der fernern Herrschaft des Hiskia in Frieden.

Aber schon seines Sohnes Manasse wilde Regierung (699—644) verschlimmerte die Lage des Reichs wenigstens im Innern. Dieser König führte wieder Phönicische und andere Religionsgebräuche ein, und ließ harte Verfolgungen über Diejenigen ergehen, welche dagegen eiferten. Die Assyrier bekriegten das Reich wiederum, und Manasse wurde selbst von dem Sieger auf einige Zeit in die Gefangenschaft fortgeführt. Noch größere Gefahren aber bedrängten seinen Enkel Josia (sein Sohn Amos ward schon nach zwei Jahren erschlagen), indem sich unterdeß das Babylonische Reich mächtig erhoben hatte, und in ihm ein rasch und kühn aufstrebender Feind in der Nähe des Jüdischen Staats. Und da, wie wir oben (S. 58.) gesehen haben, Aegypten und Babylon mit einander in Kampf geriethen, so kam Juda in eine von zwei Seiten gleich bedrohte Mitte. Josia schien das Schicksal, welches hiedurch seinem Reiche bereitet wurde, nach den religiösen Begriffen seines Volkes am wenigsten zu verdienen, indem er sich für die Wiederherstellung des reinen Gottesdienstes mit außerordentlichem Eifer bemühete. Ein besonderer Vorfall hatte diesen Eifer aufgeregt. Der damalige Hohepriester fand bei der Ausbesserung des Tempels die alten echten Urkunden der Mosaischen Gesetzgebung wieder auf, die wahrscheinlich bei Manasse's vernichtendem Eifer gegen den Mosaischen Glauben versteckt, und so verloren gegangen waren. Die Anhörung der Verwünschungen gegen alle die, welche dem damals ge-

*) Einige verstehen hierunter die Pest. Man vergleiche die oben angeführte Aegyptische Sage (S. 52. Anm.). Scharfsinnig ist die Vermuthung, daß Herodot's Erzählung auf falscher Deutung der Maus beruhe, welche das Königsbild im Tempel in der Hand hielt. Denn als Hieroglyphe bedeutete die Maus bei den Aegyptern Verheerung und Vernichtung.

schlossenen Bunde würden untreu werden, machte einen tiefen Eindruck auf den jungen König, der sich das Gesetzbuch vorlesen ließ. Er vernichtete nicht bloß die abgöttischen Denkmäler, mit welchen Manasse den heiligen Tempel zu Jerusalem verunziert hatte, sondern ließ auch jede Spur des Götzendienstes zerstören, die in Juda und Israel noch von alter Zeit her sichtbar und übrig war. Aus der Anführung der Denkmäler, welche damals vernichtet wurden, sieht man, daß fremder Religionsdienst aller Art unter den Juden einheimisch geworden war. Dem Moloch hatte man im Thale Hinnon Kinder geopfert; der Sonne geweihte Pferde standen am Eingange des Tempels; in heiligen Hainen hatte man die Bilder des Baal, der Astarte und Anderer aufgestellt; auch mit fremden Priestern war das Land erfüllt, welche Josia jetzt den Feuertod sterben ließ. Dagegen trat die ganze alte Herrlichkeit des durch David verschönerten Tempeldienstes wieder hervor, das Passahfest wurde mit altem Glanze gefeiert, und nie, sagt das Buch der Könige, hat es vor Josia einen König gegeben, welcher sich so von ganzem Herzen zu Jehovah bekehrt hätte, wie dieser.

„Aber dennoch, heißt es weiter, ließ der Herr, um der Sünden der vorigen Könige willen, von seinem Zorne nicht ab, und beschloß, Juda zu vertilgen." Babylon und Aegypten mußten die Werkzeuge dazu seyn; jedes dieser Reiche suchte Palästina oder doch Juda zu unterwerfen; Aegypten, um von da aus sichrer gegen den Euphrat fortschreiten zu können, Babylon, um leichter in Aegypten einzubringen. Es mochte schwer zu entscheiden seyn für einen König dieses Landes, das auf sich selbst nicht mehr ruhen zu können schien, und gleichsam nur zu wählen hatte zwischen einer erträglichen Dienstbarkeit und einer gänzlichen Vernichtung, von welchem Staate man die letztere am wenigsten zu fürchten, die erstere am sichersten zu erwarten hatte.

Josia scheint Aegypten mehr gefürchtet zu haben. Als daher der oben (S. 58.) erwähnte König dieses Reichs, Neko, welchen die Bibel Pharao Necho nennt, auszog gegen den Euphrat, sich der wichtigen Stadt Carchemisch zu bemächtigen, so ging Josia den Aegyptern mit einem Heere entgegen, und lieferte ihnen im Thale Megiddo ein Treffen (611), in welchem er geschlagen, und so schwer verwundet ward, daß er bald darauf zu Jerusalem starb. Der Sieger Neko machte Juda nun völlig abhängig, setzte den in Jerusalem unterdeß von dem Volke gewählten jüngern Sohn des Josia, Joachas, ab, und nahm ihn als Gefangenen mit nach Aegypten. Dem Lande legte er

eine Geldbuße auf, und bestimmte ihm des Josia ältesten Sohn Jojakim (vorher Eljakim genannt) zum Könige; denn dieser, mit dem das Volk seiner willkürlichen Regierungsweise und seiner Prachtliebe wegen unzufrieden war, bedurfte der Unterstützung eines Fremden mehr und war zur Abhängigkeit von demselben geneigter.

Aber Aegypten war bald nicht mehr das Land, welches eine feste Unterstützung gewähren konnte. Oben (S. 58) ist erzählt, daß Neko gegen Nebukadnezar die Schlacht bei Carchemisch verlor, und welche Folgen dies hatte. Der Prophet Jeremias, der eine malerische Beschreibung dieser Schlacht geliefert hat, sagt daher: „Gehe nach Gilead und hole dir Balsam, du Jungfrau, du Tochter Aegypten's. Vergeblich ist alles Verbinden, die Wunde heilet nicht zu. Ferne Völker hören von deiner Wunde; dein Geschrei erschallet auf dem ganzen Erdboden." Juda konnte nun nichts mehr von Aegypten hoffen, und sah sich gezwungen, die Abhängigkeit von diesem Reiche mit der von Babylon zu vertauschen (606). Indeß machte Jojakim schon nach einigen Jahren den Versuch, dieses Joch wieder abzuschütteln, worauf die Chaldäer von neuem ins Land einbrachen. Als sein Sohn Jojachim, der ihm nach seinem Tode folgte, die Regierung kaum angetreten, erschien Nebukadnezar selbst mit einem mächtigen Heere vor Jerusalem (599). Der König und die Vornehmsten des Staats gingen zwar aus der Stadt dem furchtbaren Eroberer entgegen, und suchten ihn durch Bitten und eine freiwillige Unterwerfung zu besänftigen, aber vergebens. Nebukadnezar trauete wahrscheinlich dem widerspenstigen Volke nicht. Um ihm daher alle Kraft zu nehmen, ließ er den reichen Tempel so wie den königlichen Palast aller Schätze berauben, und führte den König, einen großen Theil der Reichsten und Angesehensten, die meiste waffenfähige Mannschaft, ja auch alle Bauleute und Schmiede, als Gefangene in sein Land, in welchem er sie nach allen Seiten zerstreuete. Bloß der ärmere Theil des Volks, oder von dem wohlhabenden nur noch eine geringe Anzahl, blieb in Palästina zurück, und erhielt vom Nebukadnezar den Zedekia, Jojachim's Vaterbruder, zum Könige.

In diesem ohnmächtigen Zustande schien eine geduldige Ertragung des harten, aber jetzt unvermeidlichen, Joches die einzige Maßregel der Klugheit. Der Prophet Jeremias sprach die Nothwendigkeit der Unterwerfung als Befehl und Warnung Gottes aus, der Alles, selbst die wilden Thiere, dem Nebukadnezar dienstbar gemacht habe. Aber

es gab andere Propheten, welche den Hoffnungen des gedrückten Volkes schmeichelten, und ihm die Möglichkeit einer Rettung durch Freunde und Nachbarn, besonders durch Aegypten, vorspiegelten. Diese fanden eben deshalb mehr Beifall, und Jeremias ward wegen seiner Gesinnungen mehrmals gemißhandelt. Zedekia stand gegen Nebukadnezar auf, aber bald erschien dieser mit einem Heere vor Jerusalem und schloß die Stadt ein. Hungersnoth und Pest unterstützten den mächtigen Angriff des Babylonischen Heeres *), und Nebukadnezar gewann die Stadt (588). Den König, der auf der Flucht gefangen ward, ließ er blenden, und in Fesseln nach Babylon ins Gefängniß führen; die Söhne desselben, den Hohepriester und andere Vornehme hinrichten, Stadt und Tempel in Feuer aufgehen, und die Mauern schleifen. Viele Einwohner Jerusalem's waren beim ersten Eindringen der Sieger gemordet worden; von dem noch übrigen Volke ward abermals ein ansehnlicher Theil fortgeschleppt. Nur einige der Aermsten blieben in Palästina zurück, und unter diesen befand sich auch der Prophet Jeremias. Der Sieger hatte ihn mit besonderer Gunst ausgezeichnet, und ihm erlaubt, sich seinen Aufenthalt zu wählen, und er hatte beschlossen, lieber bei den Verwaisten in seinem Vaterlande zu bleiben, als den Verbannten in die Fremde zu folgen. Aber was der Sieger ihm erlaubt hatte, ließ das böse Schicksal seines Volkes ihn nicht genießen. Denn einige entflohene Hauptleute des aufgelös'ten Jüdischen Heeres kamen jetzt, da der Feind abgezogen war, zurück, und ermordeten zu Mizpa den von Nebukadnezar zum Statthalter über die Zurückgebliebenen bestellten Gedalia und dessen Chaldäische Soldaten. Diese Mordthat setzte das Volk in Schrecken; es fürchtete, daß der Zorn des Königs auch den Unschuldigen nicht verschonen würde, und floh nach Aegypten, allen Gegenreden des Jeremias zum Trotz, der aber, da das Abmahnen nichts half, die Seinigen nicht verließ, sondern mitzog. Wie er nun auch in Aegypten nicht aufhörte, diese Flüchtlinge vom Götzendienste abzumahnen, so geschah dasselbe von anderen Propheten unter den im Babylonischen Reiche lebenden Verbannten. Es suchten diese Männer unter den Ihrigen das, was sie zu einem eigenthümlichen Volke machte, nämlich das Wesen des Mosaischen Glaubens,

*) In den Klageliedern des Jeremias, in welchen der Untergang des Tempels und der Stadt mit tiefem Gefühl und in rührenden Tönen beklagt wird, heißt es daher: draußen macht mich das Schwert und innerhalb die Pest kinderlos.

lebendig zu erhalten. Der Gott ihrer Väter, trösteten sie das schmachtende Volk, werde, wenn sie Zuversicht und Glauben an ihn erhielten, nicht ewig zürnen, sondern sie aus ihrem Elend in ihr Vaterland zurückführen, und ihnen aus dem Geschlechte David's, dessen Königthum das höchste Ideal im Andenken aller Juden blieb, einen Retter erwecken.

Indem diese letztere Vorstellung das Bild von einem künftigen Messias in dem Ideenkreise des Volks gestaltete, das aber erst spät und in einem ganz andern Sinne sich verwirklichte: so wurde doch die erste Aussicht, Rückkehr in das Vaterland, in einem weit kürzern Zeitraum erfüllt. Denn nachdem die Gefangenschaft der Juden im Babylonischen Reiche, gewöhnlich das Babylonische Exil genannt, von der ersten Wegführung durch Nebukadnezar an gerechnet, etwa siebzig Jahre gedauert hatte, fiel dieses Reich in die Gewalt des großen Völkerbezwingers Cyrus, der den Juden die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilte, wie wir in dessen Geschichte sehen werden.

VI. Perser.

1. Das Medische Reich.

Die Meder, Baktrer und Perser, welche in den weiten Landstrichen zwischen dem Tigris und dem Indus, dem Oxus und dem Indischen Meere wohnten, machten ursprünglich nur Ein Volk aus, Arier genannt. Von ihrer Sprache, dem Zend, gibt ihnen ein neuerer Deutscher Schriftsteller *) den gemeinschaftlichen Namen des Zendvolks. Nach den alten Sagen dieses Volks führte es einst sein König Dsemschid aus seinem Ursitze, Eeri-ene-Veedjo (welches man in dem hohen Gebirgslande Nordindien's zu suchen hat), in jene später von ihm eingenommenen Provinzen. Die Baktrer erscheinen schon in den Griechischen Nachrichten über die Gründung des Assyrischen Reiches als ein mächtiges Volk, so daß man sieht, wie ihre Geschichte höher hinaufsteigt, als irgend eine Griechische Kunde. Späterhin war Baktrien, als Theil der Persischen Monarchie, durch seine Fruchtbarkeit und seine Verbindung mit dem nahen Indien, eine der wichtigsten Provinzen

*) Rhode die heilige Sage der alten Baktrer, Meder und Perser, oder des Zendvolks.

derselben. Eben so war Medien ein sehr bedeutendes Land; die Einwohner desselben standen nach ihrem Abfall von Assyrien, und ehe sie von den ihnen bis dahin unterworfenen Persern besiegt wurden, als das herrschende Volk in jenem Theile von Asien da. Die eigentlichen Perser, ursprünglich ein nomadisches Bergvolk, bewohnten die rauhen Gegenden der Landschaft Persis, die nur einen kleinen Theil des Landes ausmachte, das man im weitesten Sinne Persien nennt.

Die Meder sagt Herodot, waren unter allen der Assyrischen Herrschaft unterworfenen Völkern die ersten, die sich davon losmachten und die Freiheit gewannen. Eine Zeitlang lebten sie nun im Zustande der Gesetzlosigkeit, bis sie den Deïoces, der durch Weisheit und Gerechtigkeit großes Ansehn erlangt hatte, zu ihrem Könige wählten (um 710 etwa). Dieser ließ sich eine feste Burg bauen, und rings umher eine Stadt, Ekbatana genannt, in die er viele Meder aus anderen Orten versetzte. Den Ruhm der Gerechtigkeit, dem er die Krone verdankte, behauptete er während seiner Regierung, und um das königliche Ansehn bei so Vielen, die mit ihm vorher gleichen Standes gewesen waren, zu erhalten, führte er die Sitte ein, mit allen Denen, welche Geschäfte bei ihm hatten, durch seine Diener zu verhandeln, und Niemanden, der nicht zu seiner gewöhnlichen Umgebung gehörte, vor sein Angesicht zu lassen.

Es folgte ihm in der Regierung sein Sohn Phraortes, der zuerst die Perser, und nach diesen mehrere andere Asiatische Völker seiner Herrschaft unterwarf. Aber im Kriege gegen die Assyrier ward er besiegt und erschlagen. Seinen Tod zu rächen zog sein Sohn Cyaxares mit einem großen Heere gegen Ninive. Aber als er eben die Belagerung betrieb, kam ein unermeßlicher Schwarm der kriegerischen, wilden und rohen Scythen vom Norden her, und überschwemmte die fruchtbaren, den Medern unterworfenen Länder. Im Streite mit ihnen ward Cyaxares überwunden, und acht und zwanzig Jahre plünderten und mißhandelten die Scythen die Völker bis zur Grenze Aegypten's hin. Endlich wurden die wilden Gäste vertrieben, nachdem Cyaxares ihre Häupter bei einem Mahle trunken gemacht und erschlagen hatte. Nach dieser Vertreibung der Scythen war es, wo Cyaxares, wie oben schon erzählt ist, in Verbindung mit Nabopolassar von Babylon, Ninive gewann, und dem Assyrischen Staate ein völliges Ende machte. Unter seinem Sohne Astyages kam die Herrschaft von den Medern an die Perser.

---

2. Jugendschicksale des Cyrus.

Diese große und merkwürdige Umwälzung geschah durch Cyrus, dessen Geburt und Jugendgeschichte durch eine Persische Sage überliefert ist, welche die unausweichliche Nothwendigkeit des den Menschen lenkenden Schicksals und die Unbezwinglichkeit eines zu großen Dingen bestimmten Geistes anschaulich machen soll. Der Griechische Geschichtschreiber Herodot hat diese Sage aufbewahrt, und ihm wollen wir sie nacherzählen.

Dem Könige Astyages träumte einstmal, seine Tochter Mandane verlöre so viel Wasser, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern (die zu den Persischen Priestern oder Magiern gehörten) diesen Traum vor, und sie deuteten ihn so: daß das Kind seiner Tochter an seiner Stelle einmal herrschen werde. Der mißtrauische König erschrak vor dem Gedanken, auf diese Art in der Zukunft seinem Enkel weichen zu müssen, und um dies zu verhindern, beschloß er, seine Tochter nicht an einen angesehenen Meder zu verheirathen, sondern er gab sie dem Kambyses, einem Perser von guter Geburt und stiller Gemüthsart, den er für geringer hielt als einen Meder von mittlerem Stande, zur Gemahlin.

Im ersten Jahre dieser Ehe träumte dem Astyages, es wüchse aus seiner Tochter Schooß ein Weinstock, welcher ganz Asien überschattete. Die Traumdeuter wiederholten die alte Prophezeihung, und der König ließ nun seine Tochter aus Persis zu sich kommen, in der Absicht, das Kind, welches sie gebären würde, umzubringen. Als nun Mandane den Cyrus geboren hatte, ließ Astyages den Harpagus, einen treuen, ihm vorzüglich befreundeten Meder, rufen, und sprach zu ihm: „Harpagus, das Geschäft, das ich dir auftrage, vollführe mit Eifer. Nimm den Knaben, den Mandane eben geboren hat, in dein Haus, und tödte ihn. Dann begrabe ihn, auf welche Weise du willst.“ Harpagus erwiederte: „Wenn dies dein Wille ist, so ist es meine Pflicht, dir treulich zu dienen.“ Er nahm das unschuldige Todesopfer, und trug es weinend nach Hause. Dort sprach er zu seiner Frau: „Dem Astyages werde ich nicht gehorchen, und wenn er noch ärger wüthete als jetzt; ich werde das Kind nicht tödten, weil es mir verwandt, und weil Astyages alt ist und ohne männliche Erben. Wenn nun mit seinem Tode auf diese Tochter die Regierung fallen sollte, de-

ren Sohn er durch mich tödten will, wird meiner hier denn etwas anderes warten, als die größte Gefahr? Allein meiner Sicherheit wegen muß das Kind doch sterben; also soll einer von Astyages' Leuten sein Mörder seyn, und nicht einer von den meinigen." Sogleich sandte er einen Boten zu einem der Rinderhirten des Astyages, von dem er wußte, daß er die thierreichsten Gebirge beweidete. Als dieser in aller Eil, wie befohlen, ankam, sagte Harpagus: „Astyages befiehlt dir, diesen Knaben zu nehmen und ihn auszusetzen, wo das Gebirge am wildesten ist, damit er so schnell als möglich umkomme. Wenn du ihn nicht tödtest, sondern auf irgend eine Weise ihn erhältst, wird er aufs härteste mit dir verfahren."

Der Rinderhirt hörte dies an, nahm das Kind, und ging mit demselben nach seiner Hütte zurück. Hier erzählte er seiner Frau, warum ihn Harpagus habe rufen lassen; wie er anfangs gemeint, das Kind gehöre einem der Hausgenossen, obschon er sich über den Schmuck an Gold und Kleidern gewundert, dann aber von einem Diener erfahren habe, daß es ein Kind der Mandane und des Kambyses sey, und daß Astyages befohlen habe, es zu tödten. Beim Anblick des großen und schönen Kindes, fing die Frau an zu weinen. Sie umfaßte ihres Mannes Knie und bat, es auf keine Weise auszusetzen. Er aber sprach, es würden Kundschafter vom Harpagus kommen, um nachzusehen, und er würde unglücklich seyn, wenn er es nicht thäte. Da zeigte ihm die Frau ihr eignes todtgebornes Kind, mit welchem sie während seiner Abwesenheit niedergekommen war, und sprach: „So nimm denn dies und setze es aus. Des Astyages Tochterkind erziehen wir als unseres, so wirst du nicht ertappt werden auf deinem Ungehorsam gegen die Gebieter, und wir selbst sind nicht übel berathen. Denn das todte Kind bekommt ein königliches Begräbniß, und das lebendige verliert sein Leben nicht." Den Hirten dünkte dies gut gerathen; er setzte sein todtes Kind im köstlichen Kleide des Fürstensohnes aus, und als Harpagus die Treuesten seiner Leibwache schickte, um nachsehen zu lassen, ward es begraben.

Der wahre Enkel des Astyages wuchs indeß in voller Schönheit und Stärke auf, und unterschied sich bald durch Verstand, Muth und hohe Gesinnung vor allen übrigen Hirtenknaben. Als er zehn Jahre alt war, ward sein wahrer Stand durch folgenden Vorfall entdeckt. Er spielte in dem Dorfe, wo die Heerden waren, mit anderen Kindern von gleichem Alter auf der Straße. Die Knaben machten in dem

Spiele den angeblichen Hirten zu ihrem König, und dieser vertheilte nun unter die Uebrigen die ihnen angemessenen Rollen, trug dem Einen dies, dem Andern jenes auf. Einer von diesen mitspielenden Knaben, der Sohn des Artembares, eines vornehmen Meders, that nicht, was ihm der kleine König befohlen, und dieser peitschte ihn dafür tüchtig aus. Der Knabe eilte in die Stadt und beklagte sich bei seinem Vater über das, was er erlitten; der Vater klagte es dem Könige, und der König ließ den Rinderhirten und dessen Sohn holen.

Der muthige Knabe stellte sich dreist vor seinen unbekannten Großvater. „Wie hast du es wagen können, fuhr dieser ihn an, den Sohn dieses Mannes, der bei mir der Erste ist, so zu mißhandeln?" — „O Herr, antwortete der Knabe freimüthig, ich that ihm dies mit Recht. Die Anderen alle, die mich in dem Spiele zum König gemacht, thaten, was ihnen befohlen wurde; dieser aber war ungehorsam, und dafür ward er bestraft. Bin ich nun deshalb straffällig, wohlan, ich stehe hier."

Als der Knabe so sprach, bewunderte Astyages seinen edlen Anstand, und plötzlich fiel ihm die Aehnlichkeit der Züge desselben mit seinen eignen auf's Herz. Auch das Alter des Knaben schien mit der Zeit, die seit der Niederkunft seiner Tochter verflossen war, übereinzustimmen. Eine Zeitlang blieb er sprachlos, dann entließ er den Artembares, und fragte den Rinderhirten, wer ihm diesen Knaben gegeben? Der Hirt suchte einige Augenblicke die Wahrheit zu verhehlen, aber nach einer wilden Drohung des Königs erzählte er den Hergang der Wahrheit gemäß. Astyages kümmerte sich nun um den Hirten weiter nicht, aber dem Harpagus zürnte er heftig, und ließ ihn holen. Dieser entdeckte ihm nun gleichfalls die Wahrheit, worauf Astyages ihn mit verstellter Gelassenheit von der wunderbaren Entdeckung unterrichtete, die ihm, wie er versicherte, sehr angenehm sey. „Denn, fügte er hinzu, das Schicksal meines Enkels ging mir zu Herzen, und meiner Tochter Vorwürfe waren mir nicht gleichgültig. Da das Glück nun Alles so gut gewendet hat, so will ich, daß du deinen Sohn zu dem wiedergefundenen Knaben herschickest, und selbst zu mir zu Tische kommest, da ich den Göttern, wie es sich gebührt, für diese Rettung danken will."

Harpagus, voll Freude, daß seine That zu etwas so Gutem ausgeschlagen, ging nach Hause, und schickte sogleich seinen einzigen, ungefähr dreizehn Jahr alten Sohn in die königliche Burg, wo der un-

glückliche Knabe auf Befehl des Königs getödtet, und sein Fleisch zum Mahle zubereitet wurde. Als die Zeit des Essens herangekommen war, erschien auch Harpagus. Allen anderen Gästen wurde Schöpsenfleisch vorgesetzt, dem Harpagus aber das Fleisch seines Kindes. Als er satt zu seyn schien, fragte ihn Astyages, ob ihm das Mahl geschmeckt? Vortrefflich, versicherte Harpagus. Da brachten die Diener ihm in einem Korbe Kopf, Hände und Füße des Knaben. Bei diesem Anblick entsetzte er sich nicht, sondern blieb seiner mächtig. Astyages fragte ihn, ob er wüßte, welches Thieres Fleisch er gegessen habe. Er versicherte, daß er es wisse, und daß ihm Alles recht sey, was der König thue. So fürchterlich bestrafte Astyages den Ungehorsam seines Dieners.

Wegen des Cyrus (so ward der Wiedergefundene nachmals genannt) suchte er abermals bei den Magiern Rath, und erzählte ihnen, wie dieser im Spiele von den Kindern des Dorfes zum König gemacht worden sey. Die Magier antworteten: „Wenn er lebt und ohne wissentliche Absicht König gewesen ist, so sey getrost, nun wird er nicht zum zweiten Mal herrschen. Denn auf Kleinigkeiten sind manche unserer Weissagungen gegangen, und der Träume Erfolg zeigt sich oft in etwas sehr Geringem." — „Auch ich bin dieser Meinung, entgegnete der König. Indeß rathet mir nach reiflicher Ueberlegung, was meinem Hause und euch das Sicherste seyn kann." — „O König, sagten hierauf die Magier, auch uns selbst liegt viel daran, daß deine Herrschaft befestiget werde. Denn wenn sie auf diesen Knaben fiele, der ein Perser ist, würden wir, als Meder, Sklaven der Fremden werden. Deshalb also müssen wir vor allem für dich und deine Herrschaft Sorge tragen, und sähen wir jetzt noch etwas, was du zu fürchten hättest, würden wir es dir sagen. Da nun aber der Traum sich an einem Nichts erschöpft hat, so haben wir Vertrauen, und rathen dir guten Muths zu seyn, und den Knaben von dir nach Persien zu seinen Eltern zu schicken." Als Astyages dieses hörte, freuete er sich, und entließ den Cyrus nach Persis, wo ihn seine Eltern, die ihn längst todt geglaubt hatten, mit großer Freude empfingen, und sich seine wunderbaren Schicksale erzählen ließen. So wuchs er zum Jüngling heran, und wurde der Tapferste und Beliebteste unter seinen Gespielen.

Indeß dachte Harpagus darauf, an dem Astyages schwere Rache zu nehmen. Er wollte ihn vom Throne stürzen, und an seine Stelle

den Cyrus erheben; die Strenge, mit welcher Astyages gegen die Meder verfuhr, machte es ihm leicht, Viele für dies Vorhaben zu gewinnen. Einst erhielt Cyrus vom Harpagus einen Hasen zum Geschenk, den er, wie der Bote sagte, allein und in Niemandes Gegenwart aufschneiden sollte. Er fand darin einen Brief, in welchem Harpagus ihn ermunterte, die Perser zum Abfall von der Medischen Herrschaft zu bewegen, und dann seinen tyrannischen Großvater selbst mit Krieg zu überziehen.

Entschlossen, das Unternehmen, zu welchem ihn Harpagus ermunterte, auszuführen, versammelte Cyrus die vornehmen Perser. Mit einem Briefe in der Hand trat er unter sie. „Kraft dieses Briefes, sprach er, hat mich Astyages zu eurem Heerführer ernannt, und nun befehle ich euch, daß morgen ein Jeder mit einer Sichel erscheine." Als sie sich nun, dem Befehle gemäß, versammelt hatten, gebot ihnen Cyrus, ein großes, weites Feld, welches voll von Dornsträuchen war, in einem Tage urbar zu machen. Nach vollbrachter Arbeit befahl er ihnen, am folgenden Tage in ihren besten Kleidern zu erscheinen. Diesmal hieß er sie, sich im weichen Grase lagern, und gab ihnen eine Menge Vieh aus der Heerde seines Vaters, dazu Wein und andere Speisen zum Besten, daß sie aufs herrlichste schmaus'ten. Da sie mit dem Essen fertig waren, fragte er sie: ob der vorige oder der heutige Tag ihnen besser gefalle? Sie antworteten: da sey ein gewaltiger Unterschied, denn der gestrige habe ihnen lauter Noth, der heutige lauter Freude gebracht. „Persische Männer, sprach hierauf Cyrus, so steht es mit euch. Wollt ihr mir gehorchen, so werdet ihr dieser und anderer Vergnügen ohne alle knechtische Arbeit theilhaftig werden; wollt ihr aber nicht, so stehen euch tausend den gestrigen ähnliche Uebel bevor. Gehorchet mir, und werdet frei. Ich glaube, der Götter Wille hat mich geboren werden lassen, um euch dies Gut zu erringen. Ihr seyd in nichts schlechter als die Meder, am wenigsten aber in den kriegerischen Tugenden. Deshalb fallt vom Astyages schnell ab."

Die Perser, schon längst unwillig über die Herrschaft der Meder, waren leicht überredet. Als Astyages hörte, was geschehen sey, forderte er den Cyrus vor sich. Cyrus ließ ihm zurücksagen, er würde eher kommen, als Astyages es wünschen möchte. Astyages bewaffnete nun alle Meder, und, gleichsam von den Göttern bethört, machte er den Harpagus zum Anführer, ganz uneingedenk dessen, was er ihm gethan. Als es nun zur Schlacht kam, so kämpften Einige von den

Medern, die von der Verschwörung nichts wußten; die Andern gingen zu den Persern über, oder flohen absichtlich.

Als Astyages diese Kunde erhielt, ließ er alle Traumdeuter kreuzigen, die ihm gerathen hatten, den Cyrus zu entlassen, bewaffnete die Meder in der Stadt, jung und alt, und führte sie zum Kampfe gegen die Perser. Aber das Heer wurde überwunden, und Astyages selbst gefangen (560). Frohlockend und höhnend kam Harpagus zu ihm, und fragte ihn in Bezug auf das Gastmahl, das er ihm von dem Fleische seines Kindes zugerichtet, wie ihm die Sklaverei, die davon die Folge sey, gegen das Königthum schmecke? Astyages fragte ihn dagegen, ob er denn des Cyrus' Werk sich anrechne? Allerdings, erwiederte Harpagus, er habe den Cyrus dazu aufgemuntert, und es sey also mit Recht sein Werk zu nennen. Da nannte ihn Astyages den verkehrtesten und ungerechtesten unter allen Menschen; den verkehrtesten, weil er, da er hätte König werden können, wenn er selbst die That ausgeführt, einem Andern die Macht zugewendet habe; den ungerechtesten aber, daß er jenes Mahles wegen die Meder in die Sklaverei gebracht habe. Denn hätte durchaus ein Anderer König seyn, und er es nicht bleiben sollen, so wäre es doch besser gewesen, diesen Vorzug einem Meder und nicht einem Perser zuzuwenden. Nun aber seyen die Meder, die doch ganz unschuldig daran wären, aus Herren Sklaven, und die Perser, die vorher Sklaven der Meder gewesen, Herren geworden. — Cyrus behandelte übrigens den Astyages mit Achtung, und behielt ihn bei sich, bis er starb.

So kam die Herrschaft in jenen Gegenden Asien's von den Medern an die Perser. Cyrus aber dehnte seine Eroberungen weiter aus, und zog nun nach Vorderasien gegen das dort blühende Lydische Reich.

---

3. Cyrus und Krösus.

Das große und fruchtbare Land, welches unter dem Namen Kleinasien bekannt ist, wurde von vielen Völkerschaften verschiedener Abkunft bewohnt. In dem östlichen Theile der Halbinsel saßen die Cilicier und Kappadocier, im Westen die Phrygier, Karier, Lydier und Mysier. Ueberdies gab es noch viele eingewanderte Völker an den Küsten, wozu besonders Griechen im Westen, und Phönicier im Süden gehör-

ten. Noch andere einzelne Stämme saßen in den Gebirgen, besonders in den nordöstlichen. Unter den Staaten, welche diese verschiedenen Völker bildeten, waren früh der Phrygische und der Lydische berühmt. Um dieselbe Zeit, wo die Scythen, wie in der Medischen Geschichte erzählt ist, Oberasien überschwemmten, drang ein anderes Volk aus dem Norden, die Cimmerier, in Vorderasien ein, und machte sich eine Zeitlang die Völker der Halbinsel unterwürfig; da aber die Lydier so glücklich waren, diese Fremdlinge zu vertreiben, so wurde ihr Staat der vorherrschende, und umfaßte bald die größere, westliche Hälfte Kleinasien's. Krösus, der letzte König von Lydien, der durch seinen Reichthum zum Sprichwort geworden ist, eroberte die Griechischen Pflanzstädte an der Küste, mit denen seine Vorfahren lange Kriege geführt hatten. Unter ihm reichte die Lydische Herrschaft vom Mittelländischen Meere bis an den Fluß Halys und bis nach Pamphylien und Lycien. Aber kaum hatte das Lydische Reich diese Höhe erreicht, so wurde es auch schon gestürzt. Denn nachdem mit dem Medischen Reiche auch das demselben unterwürfig gewesene Kappadocien in des Cyrus Gewalt gefallen war, kam dieser immer weiter strebende Eroberer dem Lydischen Reiche so nahe, daß Krösus einen entscheidenden Kampf um seine Unabhängigkeit mit ihm wagen mußte, und darin unterlag. Vor und nach diesem Untergange ereigneten sich seltsame Dinge, über welche der Grieche Herodot Sagen aufbewahrt hat, die wir, als charakteristische Gemälde der Sitten und Denkungsart jener Zeiten, wiedererzählen wollen.

Krösus' Hof, als der eines reichen, gebildeten und mächtigen Fürsten, war ein Sammelplatz von allen durch Kunst und Wissenschaften ausgezeichneten Männern, und da er zugleich über Griechen herrschte, auch für ausgezeichnete und berühmte Griechen. Unter anderen Gästen fand sich einst der Athener Solon — welcher nach seiner, weiter unten zu erzählenden Gesetzgebung, Aegypten und Kleinasien bereis'te — beim Krösus ein. Dieser nahm ihn gastfreundlich auf, und ließ ihn nach einigen Tagen durch seine Diener unter seinen Schätzen umherführen, und ihm zeigen, was er Großes und Glänzendes hatte. Hierauf fragte er ihn, wen er, der so viele Länder durchreiset, wol für den glücklichsten Menschen halte, in der gewissen Voraussetzung, Solon werde Niemand anders, als ihn, den Krösus, nennen. Solon aber, der nicht schmeicheln wollte, nannte den Athener Tellus.

„Tellus?" fragte Krösus betroffen. „Ja, o König, antwortete

Solon. Dieser Tellus hatte erstlich, bei einem blühenden Zustande seines Vaterlandes, schöne und gute Kinder, und von allen sah er Enkel, die alle am Leben blieben. Dann aber ward dieses glückliche Leben, nach unserm Maßstabe, durch das glänzendste Ende beschlossen. Denn da die Athener ihren Nachbarn in Eleusis eine Schlacht lieferten, half er, schlug die Feinde in die Flucht, und starb aufs rühmlichste. Die Athener begruben ihn auf öffentliche Kosten an dem Orte, wo er gefallen war, und ehrten ihn hoch."

In der gewissen Ueberzeugung, doch den zweiten Preis davon zu tragen, fragte Krösus wen er nach diesem Glücklichsten nennen würde? „Die Brüder Kleobis und Biton. Diese, Argiver von Geburt, besaßen ein hinlängliches Vermögen, und überdies eine große Leibesstärke. Beide trugen den Preis in den Wettkämpfen davon. Auch erzählt man Folgendes von ihnen. Da die Argiver ein Fest feierten, mußte ihre Mutter nothwendig nach dem Tempel fahren. Aber ihre Ochsen kamen nicht zur bestimmten Stunde vom Felde, und da keine Zeit mehr zu verlieren war, spannten sich die Jünglinge selbst vor den Wagen, und zogen ihre Mutter fünf und vierzig Stadien bis zu dem Tempel. Nach dieser That ward ihnen das schönste Lebensende zu Theil. Denn die Argivischen Männer priesen die Jünglinge wegen ihrer Gesinnung; die Argivischen Frauen ihre Mutter über den Besitz solcher Kinder. Die Mutter aber, voll Freude über die That und den Beifall, trat vor das Bild der Göttin, und flehte, sie möchte dem Kleobis und dem Biton, ihren Kindern, von denen sie so hoch geehrt worden, das dem Menschen Ersprießlichste schenken. Nach diesem Gebet, und als das Opfer gehalten worden war, schliefen die Jünglinge in dem Tempel ein, und erwachten nicht wieder, sondern endigten auf diese Weise ihr Leben; wodurch die Gottheit zeigte, daß dem Menschen besser sey zu sterben, als zu leben. Die Argiver ließen Bildsäulen der Jünglinge verfertigen, und stellten sie in Delphi auf, als von solchen, die sich als die Trefflichsten bewährt hatten."

„Wie, Athenischer Fremdling! rief Krösus nun unwillig. Wirfst du denn meine Glückseligkeit so weg, daß du mich nicht einmal mit gewöhnlichen Bürgern in Vergleichung stellst?" — „O, Krösus, erwiederte der Weise, ich weiß, daß die Gottheit neidisch und unruhestiftend ist *). In einer langen Zeit muß man viel sehen und leiden,

*) Dieser Gedanke von dem Neide der Gottheit, welche eifersüchtig auf hervorragender Menschen Glück und Macht ist, weil sie allein herrschen und Alles ordnen will, bildet einen

was man nicht möchte. Denn auf siebzig Jahre rechne ich das Lebensmaß eines Menschen, diese siebzig Jahre geben fünf und zwanzig tausend und zweihundert Tage, ohne die Schaltmonate. Von allen diesen Tagen in den siebzig Jahren ist kein Tag dem andern Tage durch seine Vorfälle ganz ähnlich. Der Mensch ist also dem Wechsel ausgesetzt. Auch ich weiß, daß du sehr reich bist und König vieler Menschen; den Glücklichsten aber kann ich dich nicht eher nennen, als bis ich höre, daß du dein Leben glücklich beschlossen hast. Denn der Reichste ist nicht glücklicher, als der Arme, wenn ihm nicht das Glück so lange treu bleibt, daß er im Besitz der Güter das Leben beschließt. Bei allen Dingen muß man also, o König, auf den Ausgang sehen. Denn Manchen, dem die Gottheit Glückseligkeit gewährte, hat sie später gänzlich zu Grunde gerichtet."

Krösus hielt diese Reden für sehr unweise, und entließ den Solon. Aber bald nachher traf ihn, wie Herodot sagt, die Nemesis, wie es scheint, dafür, daß er sich für den Glücklichsten hielt. Er verlor einen Sohn, der auf der Jagd durch einen Wurfspieß unversehens getödtet wurde, und hatte nur noch Einen, der leider taub und stumm war. Tief betrauerte er diese Störung seines Glückes, aber noch schmerzlichere Erfahrungen bereitete ihm das Schicksal durch Cyrus. Das Glück dieses siegreichen Fürsten erweckte den Krösus aus seinem Schmerze, und zog seine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Er gedachte die wachsende Macht der Perser zu stürzen, ehe sie zu gewaltig würde. Ueber den Erfolg dieses bedenklichen Krieges wollte er einen Götterspruch vernehmen, vorher aber die Weissagungen auf die Probe stellen. Er schickte zu dem Ende Boten zu den berühmtesten Orakeln in Griechenland und zu dem des Ammon in Libyen, und befahl ihnen, an

---

Mittelpunkt der Herodotischen Weltansicht. So unwürdig der Gottheit und so entblößt von richtiger Einsicht in die Verhältnisse der Menschen zur göttlichen Weltordnung diese Vorstellung auch ist: so benutzt sie doch der Geschichtschreiber, um gegen verderbliche Zuversicht zu warnen. So, als Xerxes mit seinen Fürsten Rath pflegt, ob er den Zug gegen Griechenland unternehmen soll oder nicht, mahnt ihn sein Oheim Artabanus ab, und spricht (VII, 10): „Siehst du nicht, wie Gott mit seinem Blitz die erhabensten Geschöpfe trifft, und nicht zugibt, daß sie sich brüsten, um die kleinen aber sich gar nicht kümmert? Siehst du nicht, wie er sein Geschoß in die höchsten Häuser und Bäume schleudert? denn Gott pflegt Alles, was sich erhebt, zu erniedrigen. So wird auch ein großes Heer von einem kleinen vernichtet, wenn die neidische Gottheit ihnen Schrecken sendet oder Donner, wodurch sie schmählich untergehen. Denn es leidet Gott nicht, daß ein Anderer sich hoch dünke, als er."

einem bestimmten Tage die Frage zu thun, was wol der Lydische König Krösus jetzt mache. Was nun die übrigen Orakel zur Antwort gaben, ist nicht überliefert worden; als die Lyder aber nach Delphi gekommen waren, und in dem Tempel dem Gotte die vorgeschriebene Frage gethan hatten, antwortete die Pythia Folgendes:

Nimmer die Tiefe des Meers entgeht mir, die Menge des Sandes;
Sprachlosbleibende hör' ich, versteh' Taubstumme nicht minder.
Mir zu der Nase nun bringt Schildkrötengedüfte herüber,
Mit Lammfleisch zusammen vereint gekochet im Erze,
Dem Erz untergesetzt ist, und Erz darüber gedecket.

Die Ausgeschickten brachten nun ihre verschiedenen Orakel nach Sardes, und Krösus erkannte unter allen das Delphische für das einzige wahre Orakel, weil es ihm gesagt, was er gethan. Denn als er die Diener umhergeschickt hatte, that er an dem bestimmten Tage etwas, wovon er glaubte, daß es unmöglich wäre, es auszufinden. Er schnitt eine Schildkröte und ein Lamm in Stücke, und kochte beides in einem kupfernen Kessel mit einem kupfernen Deckel. Nun suchte er durch ein Opfer von dreitausend Thieren den Delphischen Gott zu gewinnen; auch sandte er reiche Geschenke in dessen Tempel, unter denen hundert und siebzehn goldne Halbziegel, ein goldner Löwe, viele goldne und silberne Gefäße, eine drei Ellen hohe goldne weibliche Bildsäule, und der Halsschmuck und ein kostbarer Gürtel seiner Gemahlin, die vorzüglichsten waren. Den Ueberbringern trug er zugleich auf, das Orakel zu fragen: ob er gegen die Perser ziehen solle. Die Abgesandten bekamen zur Antwort: „wenn Krösus gegen die Perser ziehen wird, wird er ein großes Reich zerstören!“ Zugleich rieth ihm das Orakel, die Mächtigsten unter den Griechen zu seinen Bundesgenossen zu machen.

Als Krösus diesen Ausspruch hörte, war er sehr damit zufrieden, indem er gar nicht daran zweifelte, daß er des Cyrus Reich zerstören würde; er beschenkte zum Dank jeden Einwohner von Delphi, und ließ wiederum eine Frage an das Orakel thun: ob seine Herrschaft lange dauern würde. Die Pythia antwortete ihm Folgendes:

Nur wenn über die Meder ein Maulthier herrschet als König,
Dann zartfüßiger Lyder, zum Ufer des steinigen Hermos
Fliehe und halte nicht Stand, und der Feigheit schäme dich nimmer.

Ueber diese Antwort freuete sich Krösus mehr als über alle bisherigen, weil er hoffte, ein Maulthier werde nimmer über die Meder herrschen, und so weder er selbst noch seine Nachkommen je der Herr-

schaft verlustig gehen. Nächstdem ging er mit den Spartanern ein Bündniß ein; aber dies nützte ihm eben so wenig als seine Verbindungen mit den Königen von Babylon und Aegypten, die nicht minder von der anwachsenden Macht der Perser bedrohet wurden, denn die Schnelligkeit des Cyrus vereitelte alle seine Berechnungen.

Indem er nun noch mit seinen Zurüstungen gegen die Perser beschäftigt war, sprach ein Lyder, der in dem Rufe der Weisheit stand, Folgendes zu ihm: „O König, du gedenkst gegen Leute Krieg zu führen, die sich nur in Leder kleiden, und welche essen, nicht wie viel sie wollen, sondern wie viel sie haben, wegen der Rauhigkeit ihres Landes. Ueberdies trinken sie keinen Wein, sondern Wasser. Sie haben keine Feigen zu essen, noch sonst Schönes. Was kannst du nun, wenn du auch siegest, Denen, die nichts haben, nehmen? Hingegen, wenn du besiegt wirst, so bedenke, wie viel du verlierst. Denn kosten jene einmal von unseren Gütern, so werden sie sich hier festsetzen und nicht wieder zu vertreiben seyn. Ich danke den Göttern, daß sie die Perser nicht auf den Gedanken gebracht haben, die Lyder anzugreifen." Die Perser kannten aber allerdings vor Unterjochung der Lyder keine Weichlichkeit und Bequemlichkeiten. Die Rede indessen machte den Krösus nicht anderes Sinnes; sondern die Lust, Kappadocien zu erobern, und den Astyages zu rächen, der sein Schwager war, trieb ihn an zur Ausführung seines Kriegszuges. Er setzte über den Halys, und rückte verheerend in Kappadocien ein; Cyrus führte ihm sein Heer entgegen. In der darauf erfolgenden Schlacht wurde von beiden Seiten mit solcher Tapferkeit gefochten, daß die Nacht beide Heere trennte, ohne daß eines einen entscheidenden Sieg davon getragen hätte.

Krösus schob die Schuld auf die geringe Zahl seiner Truppen, indem Cyrus ihm an Menge überlegen war; er beschloß, sich nach Sardes zurück zu ziehen, seine Aegyptischen, Babylonischen und Lacedämonischen Bundesgenossen aufzurufen, und mit dem nächsten Frühling von Neuem den Cyrus anzugreifen; bis dahin entließ er während des Winters auch die Soldtruppen, welche ihm gegen die Perser gedient hatten. Als aber Cyrus erfuhr, wie sorglos Krösus handelte, hielt er es für das Beste, ihm so eilig als möglich nachzuziehen, und diesen Gedanken führte er in solcher Schnelle aus, daß er mit dem Heere vor Sardes stand, ehe jener nur eine Botschaft davon erhalten konnte.

Da die Sache nun ganz anders gekommen war, als er gedacht

hatte, gerieth Krösus in große Verlegenheit. Dennoch führte er seine Lyder zur Schlacht. Es war aber um diese Zeit kein männlicheres und kräftigeres Volk, als das Lydische. Sie fochten zu Pferde, trugen lange Spieße, und waren die besten Reiter. In der vor der Stadt Sardes befindlichen großen und offnen Ebene, durch welche der Hermos fließt, stellten sich beide Heere einander gegenüber. Cyrus, welcher die Reiterei der Lyder fürchtete, ließ auf den Rath des Harpagus allen Kameelen, die seinem Heere zur Fortschaffung des Gepäcks und der Nahrungsmittel dienten, die Lasten abnehmen, und setzte Reiter darauf. Nach diesen Vorkehrungen befahl er ihnen, vor dem ganzen übrigen Heere, der Reiterei des Krösus entgegen zu gehen. Die Pferde nämlich scheuen das Kameel, und können weder den Anblick noch den Geruch desselben ertragen, und Harpagus hatte jene Maßregel ersonnen, damit dem Krösus seine ganze Reiterei unnütz würde, auf welche die Lyder vorzüglich stolz waren. Sobald nun die Pferde die Kameele rochen und dieselben ins Gesicht bekamen, kehrten sie um, und des Krösus Hoffnung ward zu Schanden. Dennoch aber waren die Lyder deswegen nicht feig, sondern, sobald sie die List gemerkt, sprangen sie von ihren Pferden, und fochten zu Fuß mit den Persern. Endlich, nachdem von beiden Seiten Viele gefallen waren, wurden die Lyder in die Flucht getrieben, und, da sie sich in ihre Stadt einschlossen, von den Persern belagert. Krösus, welcher hoffte, die Belagerung werde sich in die Länge ziehen, sandte Eilboten an alle Bundesgenossen, damit sie eher als nach der ersten Verabredung beliebt war, herbeikommen möchten. Aber bei aller Bereitwilligkeit derselben, besonders der Spartaner, konnten sie dennoch nicht der Schnelligkeit zuvorkommen, womit das Verderben den Lydischen König ereilte. Sardes wurde zwar tapfer vertheidigt, aber ein Soldat im Heere des Cyrus fand eine Stelle der Burg, die wegen ihrer natürlichen Festigkeit weniger bewacht wurde, und hier ward sie erstiegen. So kam die Stadt in die Hände der Perser, und mit derselben auch der König Krösus selbst. Cyrus hatte besonders befohlen, ihn lebendig zu fangen und nicht zu tödten.

Als der königliche Gefangene vor den Sieger gebracht worden war, ließ dieser einen großen Scheiterhaufen errichten, und ihn gefesselt darauf setzen, nebst vierzehn Lydischen Knaben, sey es nun, sagt Herodot, um den Göttern diese Erstlinge des Sieges zu opfern, oder um ein Gelübde zu erfüllen, oder endlich, um zu sehen, ob den Krösus,

dessen Frömmigkeit man rühmte, einer der Götter vor dem Verbrennen schützen würde. In dieser Noth gedachte Krösus jener früher verachteten Lehre des Weisen, daß kein Mensch vor dem Tode glücklich zu preisen sey, und stieß, wie aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, dreimal den Namen Solon aus. Cyrus wollte wissen, wen er anrufe, aber Krösus gab den Dollmetschern keine Antwort. Endlich aber, da man heftig in ihn drang, sagte er: „einen Mann, dessen Unterredung ich um Vieles allen Fürsten wünsche.“ Zur Erklärung fügte er das mit Solon gehabte Gespräch hinzu. Da bedachte Cyrus, daß auch er ein Mensch, und daß unter den menschlichen Dingen nichts beständig sey, und befahl, das Feuer zu löschen, und den Krösus herunter zu nehmen. Er erfuhr nun auch noch, fügt die Sage hinzu, daß Krösus ein guter, den Göttern werther Mann sey. Denn als man den schon brennenden Scheiterhaufen löschen wollte, und der Flammen nicht Herr werden konnte, rief Krösus weinend zum Apoll; sogleich trübte sich der klare Himmel, und ein heftiger Regen löschte das Feuer.

Auf diese Wohlthat berief sich auch das Orakel, als Krösus dem Delphischen Gotte seine Ketten schickte mit der Frage: ob die Griechischen Götter so trüglich und undankbar wären? Uebrigens entschuldigte sich die Pythia mit der Nothwendigkeit des Schicksals, das dem Krösus dieses Unglück bestimmt habe, und mit der eignen Sorglosigkeit desselben, da er bei dem ersten Orakel nicht gefragt habe, welches Reich denn gemeint sey, und bei dem zweiten nicht bedacht habe, ob das Maulthier nicht Cyrus sey, welcher von Eltern geboren worden, die weder Eines Volkes noch Eines Standes gewesen seyen. Da erkannte denn Krösus, sagt Herodot, daß nicht die Götter, sondern er selbst anzuklagen sey, und ertrug williger sein Schicksal, welches ihm Cyrus dadurch erleichterte, daß er ihn wegen seiner Einsichten zu seinem Freunde machte. Durch diesen Einfluß auf den Sieger rettete er auch sein Volk von der Sklaverei. Denn die Lyder hatten sich unmittelbar nach der Entfernung des Cyrus empört, und dieser wollte sie nun zur Strafe Alle zu Leibeignen machen. Krösus aber rieth ihm, statt dessen eine solche Lebensart bei ihnen einzuführen, daß sie ihm nicht wieder gefährlich werden könnten. „Verbiete ihnen, sprach er, Waffen zu besitzen, befiehl ihnen, sich reichlich zu kleiden, und daß sie ihre Kinder zum Zitherspiel, zum Singen und zur Krämerei bilden. Bald wirst du sie dann, o König! aus Männern Weiber werden sehen, und brauchst nicht mehr zu fürchten, daß sie von dir abfallen.“ Krösus, sagt Hero-

dot, gab diesen Rath, weil er glaubte, dies sey doch immer besser für die Lyder, als wenn sie in die Sklaverei verkauft würden. Cyrus billigte seinen Vorschlag, ließ ihn ausführen, und setzte seinen Weg nach Ober-Asien fort. Den Harpagus aber ließ er zurück, um die Karer und andere kleine Völkerschaften zu bezwingen, besonders aber die Griechischen Colonien, Milet ausgenommen, mit welcher Stadt Cyrus sich friedlich verglichen hatte. Da wurden die Asiatischen Griechen den Persern unterthan.

---

4. Umsturz des Babylonischen Reiches. Tod des Cyrus.

(538—529 vor Chr.)

Nachdem auf diese Weise das Lydische Reich zerstört und dem Persischen einverleibt worden war, wandte sich Cyrus gegen das Babylonische, dessen König Bundesgenosse des Krösus gewesen war. Er griff die Hauptstadt an, welche ihn durch ihre Größe und ihren Reichthum lockte, durch ihre Festigkeit aber kräftigen Widerstand leisten konnte. Die starken, durch Erdharz verkitteten Mauern sollen so breit gewesen seyn, daß ein Wagen darauf umwenden konnte. Der Euphrat, der durch die Stadt floß, theilte sie in zwei Hälften, von denen die eine durch den prächtigen Palast der Könige, die andere durch den reichen Belustempel, auf dessen Spitze die Chaldäer ihre astronomischen Beobachtungen anstellten, geziert war. An beiden Ufern innerhalb der Stadt gingen Mauern, auf welche die quergezogenen Straßen der beiden Hälften der Stadt ausliefen; durch eherne Thore konnten sie verschlossen, und so beide Theile der Stadt ganz von einander gesondert werden. Mehr oberhalb der Stadt lief, zwischen den beiden Flüssen Euphrat und Tigris, die sogenannte Medische Mauer, zur Abhaltung feindlicher Einfälle der früher furchtbaren Meder. Auch erzählt Herodot von einer Königin Nitokris, welche den Euphrat zu künstlichen Krümmungen gezwungen habe, um dadurch den Medern den Zugang zu Babylon zu erschweren.

Aber der Eroberer, der diesmal aus Medien kam, und diese neuen Feinde, „die, wie ein Hebräischer Prophet sagt, kein Silber achten und nach Gold nicht fragen, deren Bogen Jünglinge zerfleischen, die sich der Leibesfrucht nicht erbarmen, die der Kinder nicht jammert" —

diese ließen sich nicht abhalten, das stolze Babylon anzugreifen. Als Cyrus auf dem Zuge dahin begriffen war, kam er an den Gyndes. Eines von den weißen Rossen, die der Sonne geheiligt waren, sprang in diesen Fluß, wurde aber von den reißenden Wogen desselben überwältigt und in seinen Strudel hinabgezogen. Cyrus ließ hierauf sein Heer lagern, und den Strom durch Zertheilung in viele Graben ganz seicht machen; zur Strafe für den Untergang des heiligen Pferdes, sagt Herodot, der, dem Geiste seines Volks gemäß, diese Handlung des Cyrus als den Uebermuth eines Asiatischen Despoten darstellt; sie mochte aber wol zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Heerzuges geschehen seyn. Ein so einsichtsvoller Feldherr wie Cyrus, würde sonst gewiß nicht einen ganzen Sommer, den diese Arbeit erforderte, daran gewandt, und also den Babyloniern nur Zeit gelassen haben, ihre Vertheidigungsmittel zu vermehren. Denn schon hatten sie Muße genug gehabt, in ihrer Stadt hinlängliche Nahrungsmittel aufzuhäufen. Und als Cyrus sie in einer Schlacht überwand, zogen sie sich hinter ihre Mauern zurück, und achteten der Belagerung nicht, bis Cyrus durch List seine Absicht erreichte. Er ließ nämlich seine besten Truppen an beiden Seiten der Stadt, wo der Euphrat ein= und ausströmt, mit dem Befehl zurück, wenn sie den Fluß bis zum Durchwaten klein sehen würden, durch denselben in die Stadt zu bringen. Er selbst zog mit dem übrigen Heere ab, bis zu einem See, der nicht weit von der Stadt lag, und von der obengenannten Königin Nitokris zur Ableitung des Stromes angelegt war. Dieses benutzte Cyrus, und leitete den Euphrat durch einen Graben in den See, wodurch er plötzlich in seinem alten Bette so seicht wurde, daß man ihn durchwaten konnte. Die bereit liegenden Truppen drangen nun sogleich auf die vorgeschriebene Weise in die Stadt ein, und das Unerwartete dieses Angriffs machte, daß die Babylonier keine Gegenmaßregeln ergriffen. Denn sonst würden sie durch Verschließung der Thore in den an dem Fluß fortlaufenden Mauern die eindringenden Perser in dem Strome wie in einem Netze haben fangen können. So aber drangen diese ungehindert in die Stadt, und Herodot gibt dadurch einen Begriff von dem Umfange derselben, daß er versichert, indem die äußersten Enden erobert worden wären, hätten die in der Mitte Wohnenden nichts davon gewußt, sondern hätten die Feier eines fröhlichen Festes, in der sie begriffen waren, noch eine Zeitlang fortgesetzt, als die Feinde schon in der Stadt sich befanden. So fiel mit der stolzen Hauptstadt das ganze

Babylonische Reich, dessen letzter König Nabonnedus, nach Herodot Labynetus, hieß, in die Gewalt des Siegers (538).

Die Herrschaft des Cyrus erstreckte sich nun auch über alle westliche Theile dieser Monarchie, über Syrien, Phönicien und Palästina. Es war daher auch eine Maßregel der Klugheit, daß er zur Behauptung dieses äußersten Landes sich die Juden verpflichtete, indem er ihnen erlaubte, aus der Fremde und der Gefangenschaft nach ihrer Heimath zurückzukehren. Indeß machte nur der kleinere und ärmere Theil der in Babylonien befindlichen Juden von dieser Erlaubniß Gebrauch. Die Zurückkehrenden fanden einen Theil Palästina's von den Samaritern besetzt, einem Volke, welches halb heidnisch halb Jüdisch, wie oben (S. 126) schon erwähnt ist, aus der Vermischung weniger Ueberbleibsel der zehn Stämme mit fremden Ansiedlern entstanden war. Diese Samariter wünschten eine Vereinigung mit den neuen Ankömmlingen, da sie aber als Unreine von den Juden zurückgewiesen wurden, herrschte von der Zeit ein heftiger Nationalhaß zwischen beiden Völkern. Die Samariter thaten Alles, um den Wiederaufbau des Tempels, zu welchem die Juden Anstalten machten, zu hindern, und bewirkten zu verschiedenen Malen Verbote vom Persischen Hofe. Endlich setzten es die Juden dennoch durch, und im Jahre 515 ward dieser zweite Tempel vollendet. Zwei treffliche Männer, Esra und Nehemia, welche noch späterhin ihrem Volke aus Persien nachzogen, erwarben sich durch Anordnungen im Staate und Gottesdienste großes Verdienst. Von da an standen die Hohepriester an der Spitze des Volkes, welches unter der milden Persischen Oberherrschaft ruhige Tage verlebte.

Ein herrliches poetisches Gemälde von der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher Cyrus die Völker unter seine Botmäßigkeit brachte, ist im Propheten Jesaia enthalten: „Es ergreift Jehovah den Koresch (Cyrus), seinen Gesalbten, bei der rechten Hand, Völker vor ihm in die Flucht zu treiben, und Könige zu entwaffnen, die Thore vor ihm zu öffnen, daß sie ihm unverschlossen seyen. Er geht vor ihm her und macht das Steile zur Ebene, eherne Thore und eiserne Riegel zerbricht er, und gibt ihm die Schätze, die im Finstern lagen, und die Reichthümer, die in Gewölben gewesen."

Der Erweiterung dieses Reiches waren auch noch keine Grenzen gesteckt. Da durch den Besitz von Syrien der Eroberer Aegypten so nahe gekommen war, so scheint es, daß dieses ihn durch seine Wichtigkeit am meisten habe reizen müssen. Indeß wandte Cyrus jetzt, viel-

leicht weil die Sicherung der Grenzen des ehemaligen Medischen Reiches dies erforderte, seine Waffen gegen die nomadischen Stämme des nördlichen Mittel-Asien's zu beiden Seiten des Kaspischen Meeres. Und nach der Erzählung des Herodot war es auf einem dieser Züge, gegen die Massageten, wo Cyrus das Ziel seiner Siege und seines Lebens fand. Dieser Geschichtschreiber erzählt davon folgende Umstände.

Ueber die Massageten herrschte eine Königin, Tomyris. Zu dieser sandte Cyrus, und gab vor, sich mit ihr vermählen zu wollen. Aber Tomyris, wohl merkend, daß es dabei nicht auf sie, sondern auf die Herrschaft über die Massageten angesehen sey, verbat sich seinen Besuch. Cyrus, als ihm seine List nicht gelungen war, zog nach dem Araxes, oder vielmehr nach dem Jaxartes *), mit der unverhohlnen Absicht, auf die Massageten loszugehen. Als er nun beschäftiget war, Brücken zu bauen, um sein Heer über den Fluß zu führen, ließ ihm Tomyris sagen: er möchte sich damit nicht bemühen, denn wenn er so große Lust habe, sich mit den Massageten zu messen, so wollten diese sich entweder von dem Flusse entfernen, damit Cyrus herüberkommen könne, oder er solle die Massageten in seinem Lande erwarten.

Cyrus rief nun die Vornehmsten seines Heeres zusammen, um ihre Meinung zu vernehmen. Krösus gab ihm den Rath, über den Fluß zu gehen, dann aber, um der Massageten mächtig zu werden, zum Scheine wieder umzukehren; doch solle er ein reichlich bereitetes Mahl zurücklassen, und vielen ungemischten Wein, dabei die Unbrauchbarsten des Heeres. Dieser Anschlag gefiel dem Cyrus, und er führte ihn aus. Ein Dritttheil des Heeres der Massageten kam nun an, machte die von Cyrus Zurückgelassenen, als sie Widerstand leisteten, nieder, und da sie die angerichtete Tafel bemerkten, setzten sie sich zum Schmausen hin. Der Speise und des Tranks voll, schliefen sie ein. Die rückkehrenden Perser tödteten nun Viele derselben, noch Mehrere aber nahmen sie gefangen, und unter andern den Sohn der Tomyris, den Anführer der Massageten, mit Namen Spargapises. Die Königin, von dem Unfall ihres Heeres und ihres Sohnes unterrichtet, sandte einen Herold an Cyrus mit folgender Rede: „Du des Blutes nimmer satter Cyrus, frohlocke nicht über diese That, daß du mit der Frucht des Weinstocks, deren Vollgenuß euch selbst rasend macht, meines Sohnes Herr gewor-

*) Es leidet keinen Zweifel, daß Herodot hier die Namen verwirrt, und daß der Jaxartes (jetzt Sir-Darja, im Osten des Kaspischen Meeres) gemeint sey.

den bist, und nicht im Gefechte. Vernimm deshalb von mir einen wohlgemeinten Vorschlag. Gib mir meinen Sohn wieder, und verlaß ungestraft dieses Land, nachdem du über ein Dritttheil des Massagetischen Heeres triumphiret hast. Wirst du dies nicht thun, so schwör' ich dir bei der Sonne, der Massageten Gottheit, ich werde dich, so unersättlich du auch bist, mit Blute sättigen."

Cyrus hielt diese Reden keiner weitern Aufmerksamkeit werth. Spargapises bat um die Lösung seiner Bande, und als ihm dies gewährt war, entleibte er sich selbst. Tomyris dagegen sammelte ihre ganze Heeresmacht, und ließ sich mit dem Cyrus in ein Treffen ein. Diese Schlacht, sagt Herodot, halte ich für die schrecklichste von allen, welche barbarische Völker geliefert haben. Lange blieb sie unentschieden, denn Keiner wollte fliehen, zuletzt aber siegten die Massageten. Ein bedeutender Theil des Persischen Heeres fiel, und auch Cyrus selbst kam um. Tomyris füllte einen Schlauch mit Menschenblut, und suchte den Leichnam des Königs. Als sie ihn gefunden, steckte sie den Kopf in den Schlauch, und sprach: „du hast mich, ungeachtet ich lebe und dich besiegt habe, unglücklich gemacht, indem du mir meinen Sohn durch List raubtest. Dich aber will ich nun, wie ich gedrohet habe, mit Blute sättigen." — So endete Cyrus *) nach einer dreißigjährigen Regierung (529). Durch seine Thaten wurden zuerst alle Asiatische Völker vom Mittelmeere bis zum Indus hin zu einem großen Ganzen verbunden, welches bald nachher Europa gegenübertrat.

*) Herodot beschließt diesen Bericht mit den Worten: „Von den verschiedenen Erzählungen über das Lebensende des Cyrus hat diese mir die wahrscheinlichste geschienen." Xenophon, dessen Cyropädie nicht den Zweck hatte, den Cyrus mit geschichtlicher Treue, sondern als das Ideal und Musterbild eines Regenten zu schildern, läßt ihn ruhig auf seinem Bette sterben, und ist dabei vielleicht einem andern jener im Umlauf gewesenen Gerüchte gefolgt. Merkwürdig bleibt immer, daß dem Alexander und seinen Begleitern zu Pasargadae in Persis wirklich das Grabmal des Cyrus gezeigt wurde. Der Leichnam desselben ruhete in einem goldenen Sarge, und Magier waren zu Hütern bestellt. Auf dem Grabmale stand in Persischer Sprache: „Mensch! ich bin Cyrus, des Kambyses Sohn; ich habe den Persern die Herrschaft erworben, und über Asien geherrscht; gönne mir dieses Denkmal." Uebrigens gab es nicht bloß über das Ende, sondern auch über die frühere Geschichte des Cyrus im Alterthum sehr abweichende Erzählungen.

5. Kambyses.

(529—522 vor Chr.)

Nach dem Tode des Cyrus folgte ihm in der Herrschaft sein Sohn Kambyses. Dieser verband mit dem eroberungssüchtigen Geist des Vaters einen Hang zur Wildheit und Grausamkeit, der freilich wol in Herrschern von solcher Unbeschränktheit sehr leicht und natürlich entstehen mag. Er wollte den Eroberungen seines Vaters noch das reiche und blühende Aegypten hinzufügen, von dessen König Amasis (S. 55) er sich persönlich beleidigt glaubte. Ein Verräther aus dem Griechischen Heere im Solde der Aegypter, Namens Phanes, ging zu ihm über, und zeigte ihm einen bequemen Weg aus Asien nach Aegypten durch die Arabische Wüste. Bei Pelusium fand man das Aegyptisch-Griechische Heer unter der Anführung des Königs Psammenit gelagert, dessen Vater Amasis kurz vorher gestorben war.

Die Griechen und Karier im Aegyptischen Heere eröffneten die Reihe der schaudererregenden Grausamkeiten, die diesen Krieg bezeichnen, damit, daß sie die zurückgelassenen Kinder des Verräthers Phanes, Angesichts beider Heere, schlachteten, und ihr Blut mit Wein vermischt aus einem großen Kessel einander zutranken. Darauf begann die Schlacht, die Perser siegten, und die flüchtigen Aegypter schlossen sich in Memphis ein. Die benachbarten Völker, die Libyer und der Griechische Staat von Cyrene, geschreckt durch dies Unglück, unterwarfen sich dem Kambyses freiwillig, und brachten Geschenke. Das Schlachtfeld bei Pelusium war noch siebzig Jahre nach dieser Begebenheit, da Herodot es sah, mit den Schädeln der damals Erschlagenen bedeckt, und man konnte sehr deutlich die Persischen Schädel von den Aegyptischen unterscheiden. Jene waren mürbe und zerbrechlich, diese steinhart, eine Folge, sagt Herodot, der warmen Kopfbedeckung des einen und der Unbedecktheit des andern Volks.

Die in Memphis eingeschlossenen Aegypter entflammte Rache und Nationalhaß zugleich. Als der Sieger ein Mitylenisches Schiff mit einem Persischen Herolde den Nil hinauf sandte, um die Stadt auffordern zu lassen, hieben sie das Schiff mit sammt der Mannschaft in Stücke. Die Persischen Richter entschieden, daß für jeden der Ermordeten zehn der vornehmsten Aegypter hingerichtet werden müßten. Und da nun Kambyses die Stadt eroberte, und den König nebst seiner Fa-

milie selbst gefangen bekam, so machte er Anstalten, die fürchterliche Strafe zu vollziehen. Trostlos saß der unglückliche Psammenit, der sich nur sechs Monate des Thrones erfreut hatte, in einem Hause in der Vorstadt, von Persischen Kriegern bewacht und beobachtet. Da sah er seine geliebte Tochter nebst noch anderen vornehmen Jungfrauen in Sklaventracht mit Wassergefäßen aus dem feindlichen Lager kommen, und schluchzend den nie gewohnten Mägdedienst verrichten. Die übrigen Väter jammerten laut bei dem Anblick, aber in des Königs Augen kam keine Thräne.

Und ferner wurde sein einziger Sohn, an der Spitze von zweitausend Aegyptischen Knaben, mit Stricken um den Hals und Zäumen im Munde, vorübergeführt, den Tod zu leiden, zur Rache für die ermordeten Gesandten. Andere Väter weinten, aber Psammenit blieb noch immer thränenlos. Doch als bald darauf sein Blick einen alten Freund und Tischgenossen traf, der lange im Wohlstande gelebt hatte, nun aber, ein Greis, seiner Habe beraubt, bei dem Kriegsvolke bettelnd herumging, da fing er bitterlich zu weinen an, schlug sich das Haupt, und rief seinen Freund beim Namen.

Kambyses, der den Psammenit hatte beobachten lassen, wunderte sich über diese Erscheinung, und ließ ihn um die Ursache fragen. „O Sohn des Cyrus, antwortete der König, für das Unglück des Freundes haben meine Augen noch eine Sprache, aber mein eigener Schmerz ist für Thränen zu groß." Kambyses blieb nicht ungerührt bei dieser Antwort; er behandelte den Gefangenen gütig, und befahl, dessen Sohn am Leben zu lassen. Aber die Boten kamen zu spät, der königliche Knabe war unter den Verurtheilten zuerst hingerichtet worden.

Wahrscheinlich würde Psammenit keine weitere Kränkung erfahren haben, und unter Persischer Hoheit in seiner Würde geblieben seyn, weil, sagt Herodot, die Perser der Könige Kinder zu ehren pflegen, wenn er nicht noch einen Versuch gemacht hätte, die Aegypter abermals aufzuwiegeln. Seine Anschläge wurden entdeckt, und so starb er an getrunkenem Ochsenblute, eine in alten Zeiten nicht ungewöhnliche Todesart.

Von Memphis ging Kambyses nach Sais, wo des Königs Amasis balsamirter Leichnam aufbewahrt ward. Kambyses war kindisch genug, sich an der Beschimpfung des todten Feindes zu letzen, den er lebend nicht hatte in seine Gewalt bekommen können. Von hier faßte er den Entschluß, auch noch das ferne Aethiopien — das schon in den

frühen Sagen der Völker als ein hochgebildetes Land glänzte, und von dessen Reichthum die Caravanen-Legenden Wunderdinge erzählten — mit seinem ungeheuren Perserreiche zu vereinigen. Zuerst sandte er Kundschafter mit Geschenken voran, zu den langlebenden Aethiopiern (Makrobiern), die sich rühmten, ein Alter von hundert und zwanzig Jahren und drüber zu erreichen*). Diese Kundschafter mußten sich stellen, als hätten sie den Auftrag, die Aethiopier zu einem Freundschaftsbündnisse mit den Persern einzuladen. Aber der Beherrscher merkte ihre List, und beschämte sie mit diesen Worten: „Geht; euer König ist kein gerechter Mann, denn wäre er das, so suchte er kein anderes Land als das seinige, und zwänge nicht Menschen, die ihn nicht beleidigt haben, zu seiner Dienstbarkeit. Bringt ihm diesen Bogen, und den Rath dazu, nicht eher sich den Aethiopiern zu nähern, als bis die Perser Bogen von dieser Härte so leicht als wir spannen könnten, und sagt ihm, er möge den Göttern danken, die es den Aethiopiern noch nicht hätten in den Sinn kommen lassen, sich fremden Eigenthums bemächtigen zu wollen."

Kambyses, rasend über diese Antwort, gab sogleich Befehl zum Aufbruch, ungeachtet in der That kein Perser den Bogen zu spannen vermochte. Von Theben aus sonderte er etwa funfzig tausend Mann ab, und schickte sie zu den Ammoniern in der Wüste, mit dem Befehle, dies Volk zu Sklaven zu machen, und den Orakeltempel des Jupiter in Brand zu stecken. Aber diese Unglücklichen fanden in den ungeheuren Sandwüsten Libyen's ihr Grab, entweder ein Raub der giftigen Winde oder der erbitterten Feinde, denn sein Heiligthum zu vertheidigen hat selbst der Sklave Riesenkraft. Nicht besser ging es dem Hauptheer, mit dem Kambyses selbst auf Aethiopien losging. Schon auf der fünften Tagereise war aller mitgenommene Vorrath verzehrt, und selbst das Zugvieh schon geschlachtet; die fürchterliche Wüste zeigte keinen Baum, keinen Grashalm, und der Hunger zwang das Heer, wie verzweifelte Schiffer, immer zehntweise um Den zu loosen, der von den neun Anderen geschlachtet werden sollte. Da endlich ließ Kambyses umkehren, und führte das Heer nach Memphis zurück.

Hier fand er das Volk in einer Freude, die schlecht zu seiner

*) Ihren Wohnsitz vermuthet Heeren im Lande der heutigen Samalis oder Somaulis, zwischen Cap Guardafui und Babelmandeb. Herodot erzählt, die Gesandten hätten die Gefangenen bei diesem Volke in goldenen Fesseln gefunden, weil Erz bei ihnen die größte Seltenheit war.

gegenwärtigen Laune stimmte. Ein Wunder war geschehen, der Apis, ein Zeichen göttlicher Hülfe, war den Aegyptern nach langem Harren geboren worden. Die Priester waren geschäftig zu opfern und zu beten, und das Volk folgte den Processionen des Apis mit Jubelgeschrei durch die Stadt. Aber dem fröhlichen Feste gab Kambyses ein schreckliches Ende. Er ließ den Apis vor sich bringen, stieß ihm mit höhnischem Lachen den Dolch in den Leib, und befahl, die Priester zu geißeln, unter die Einwohner aber mit bloßem Schwerte einzuhauen. Um jene das Volk beherrschende Caste ganz um ihr Ansehen zu bringen, ließ er sich absichtlich in die verehrtesten Heiligthümer führen, und verhöhnte daselbst die Grundsäulen des Aegyptischen Glaubens mit dem bittersten Spotte. Die natürliche Wildheit seines Gemüths ward allmählig durch starkes Weintrinken noch erhöht, und die Freiheit, Alles ohne Scheu thun zu dürfen, verhärtete sein Gefühl bis auf einen hohen Grad. So ließ er auf einen bloßen Verdacht seinen Bruder Smerdis durch heimlich abgesandte Meuchelmörder umbringen. Als ihm die Laune ankam, zwei seiner Schwestern in seinen Harem aufzunehmen, fragte er seine Priester, ob dies erlaubt sey. Klüglich antworteten sie: „Wir haben kein Gesetz, das die Ehe unter Geschwistern verstattet, aber wir haben eins, welches dem König erlaubt, zu thun was er will." Einige Zeit nachher tödtete er im Zorn eine derselben, als sie nicht fern von ihrer Entbindung war, durch einen heftigen Fußtritt.

Zuweilen gelang es dem alten Krösus, der ihn, wie seinen Vater, als Freund auf seinen Zügen begleitete, ihn von einer Unthat abzuhalten, oder ihm ein warnendes Wort zu sagen. Einst fragte Kambyses seine Höflinge, ob sie ihn, oder seinen Vater Cyrus für größer hielten. Fein erwiederte Krösus hierauf: „Noch bist du, o König, meines Bedünkens, dem Vater nicht gleich, denn du hast noch keinen solchen Sohn, als er in dir hinterlassen hat."

Ein andermal, als Kambyses in einer Anwandlung von Tyrannenlaune zwölf vornehme Perser, die nichts verbrochen hatten, lebendig, mit dem Kopfe unten, in die Erde vergraben lassen, stellte ihm Krösus nicht bloß das Unmenschliche, sondern auch das Unweise eines solchen Verfahrens vor, rettete sich aber vor dem Pfeil des erzürnten Königs nur durch schnelles Entspringen. Da gab Kambyses den Dienern Befehl, ihn zu tödten, sie aber, die seine Laune kannten, zögerten heimlich, und als er am folgenden Tage wieder ein Verlangen nach des alten Mannes Gesellschaft äußerte, brachten sie denselben wieder ans

Licht. Dies freute zwar den Tyrannen sehr, aber dennoch ließ er die Diener als Ungehorsame hinrichten.

„Sage mir doch, fragte er einmal im Weinrausche seinen Günstling Prexaspes, was denken die Perser von mir?“ — Herr, antwortete dieser, sie geben dir das größte Lob, nur meinen sie, du seyst dem Wein ein wenig zu sehr ergeben. — „So! rief der König; und also glauben sie wol, ich sey meines Verstandes nicht mächtig? Du sollst sogleich erfahren, ob sie recht haben. Denn wenn ich deinen Sohn, welcher dort unten im Vorhofe steht, mitten in das Herz treffe, so ist es offenbar, daß die Perser die Unwahrheit reden.“ Er nahm den Bogen, und der Knabe stürzte nieder. Man mußte ihn öffnen, und der Pfeil war wirklich durch das Herz gegangen. „Nun, Prexaspes! rief Kambyses triumphirend aus, werden die Perser mich noch für taumelnd halten? Und kennst du einen Menschen auf der Welt, der so gut schießt, als ich?“ — Nein, wahrlich! stammelte der unglückliche Günstling; ich glaube, Gott selber würde so nicht treffen.

Handlungen dieser Art, wie sehr sie uns empören, fielen doch den Asiatischen Völkern wenig auf*), denn in despotischen Reichen ist der König unmittelbarer Eigenthümer aller seiner Unterthanen, ihrer Habe und ihres Lebens. Wer weiß, wie lange Kambyses noch in Aegypten gewüthet haben würde, hätte ihn nicht die unerwartete Nachricht von einem in der Heimath ausgebrochenen Aufruhr zum Rückzug bewogen. Aber er sollte seinen Herrschersitz nicht wiedersehen. Durch einen Zufall fuhr ihm, als er sich in der Syrischen Stadt Ekbatana auf sein Pferd schwingen wollte, die Spitze seines Schwerts in die Hüfte, und verwundete ihn tödtlich. Auf dem Krankenlager beweinte er die allzu rasche Ermordung seines Bruders Smerdis, und das schnelle Erlöschen seines Stammes, denn er selbst hinterließ keine Kinder. Er starb aber mit der Bitte an seine Freunde, doch ja nicht wieder die Herrschaft an die Meder gelangen zu lassen, und Jeden, der sich für seinen Bruder Smerdis ausgeben würde, als einen sichern Betrüger zu bestrafen, denn dieser Smerdis sey leider längst nur allzu gewiß getödtet.

*) Mit Recht aber haben schon Mehrere bemerkt, daß, da Herodot alle diese Nachrichten aus dem Munde der Aegyptischen, durch Religionshaß entflammten Priester hatte, gewiß auch Vieles übertrieben ist, wenn gleich Kambyses allerdings einen größern Hang zur Grausamkeit, als die meisten anderen Persischen Könige haben mochte.

6. Der falsche Smerdis.

(522 vor Chr.)

Die Bitte des sterbenden Kambyses gründete sich auf eine Nachricht, daß Smerdis nicht getödtet sey, sondern bereits wirklich auf dem Throne sitze, und zum ersten Beweise seiner königlichen Milde allen Unterthanen auf drei Jahre die Abgaben erlassen habe. Allein dies war ein grober Betrug; der vorgebliche Smerdis war ein Bruder des Magiers (Priesters) Patizethes, welchem Letztern Kambyses die Aufsicht über seinen Palast in Susa anvertraut hatte, und das ganze Unternehmen hatte die Wiederherstellung der Medischen Herrschaft zum Zweck. Die Perser verhielten sich anfangs ruhig, denn sie setzten ein Mißtrauen in Kambyses' letzte Reden, weil sie glaubten, daß er wol aus Mißgunst gegen seinen Bruder das Gerücht von dessen Tode möchte ausgestreut haben, welches bis dahin gänzlich verschwiegen geblieben war. Doch da alle Befehle aus dem Innern des Harems und durch die Hände der Magier gingen, und Niemand den König zu sehen bekam, wurden Zweifel rege. Sechs Stammhäupter der Perser (Pasargaden) berathschlagten sich endlich mit einander, wie sie das Geheimniß entdecken könnten. War der vorgebliche Smerdis der Bruder des Patizethes, so mußte er leicht an den Ohren kenntlich seyn, die er unter der Regierung des Cyrus wegen eines Vergehens eingebüßt hatte. Zufällig war unter den Frauen seines Harems die Tochter eines jener Stammhäupter, und dieser war es leicht, an dem Schlafenden die wirklich fehlenden Ohren zu entdecken. Indem die Sechse nun unter sich berathschlagten, wie der Betrüger zu bestrafen sey, kam Darius, ein junger kühner Perser, Sohn des Hystaspes, des Statthalters von Persis, aus dem Stamm der Achämeniden (zu dem auch Cyrus gehört hatte), nach Susa, um sich dem neuen Könige vorstellen zu lassen. Die Sechse nahmen ihn als den Vornehmsten und Entschlossensten sogleich in ihren Bund auf. Unter seiner Anführung drangen sie eines Tages bewaffnet in den königlichen Palast. Die Wächter ließen sie wegen ihres bekannten Ranges ehrerbietig hindurch; nur im Hofe fanden sie von den Verschnittenen Widerstand. Aber nach kurzem Gefecht überwältigten sie dieselben, und drangen in die Zimmer des Königs. Hier fanden sie beide Brüder beisammen, stießen sie nieder, und zeigten

ihre Köpfe den übrigen Persern. Dann suchten sie auch die anderen Magier auf, und sie würden die ganze Caste derselben niedergemacht haben, wenn die einbrechende Nacht sie nicht verhindert hätte. Das Volk, das unterdeß durch den Mörder des echten Smerdis über das wahre Verhältniß der Sache belehrt worden war, trat mit Freuden auf die Seite der Verschwornen, und erwartete aus diesen ein neues Oberhaupt.

---

7. Darius des Hystaspes Sohn.

(reg. 521—485 vor Chr.)

Es war ein seltenes Glück für das Reich, daß alle sieben Fürsten, wenn nicht einig waren, doch geneigt, den besten Rath anzuhören. Man that mehrere Vorschläge. Einige wollten eine Oligarchie, Einige eine Demokratie einführen; doch diese Meinungen wurden bald überstimmt, und man gab zuletzt dem Rath des jungen unternehmenden Darius Beifall, welcher auf Beibehaltung der Monarchie drang. Der Aelteste unter ihnen, Otanes, entsagte im Voraus freiwillig allen Ansprüchen auf die Regierung, und die übrigen Sechse, welche das Edle dieses uneigennützigen Entschlusses dankbar erkannten, verabredeten sogleich, daß derjenige unter ihnen, welcher König werden würde, ihm und seinen Nachkommen dafür Unabhängigkeit und ein jährliches kostbares Geschenk zusichern sollte. Um die Königswürde wollte man loosen; der sollte sie erhalten, dessen Pferd bei einem gemeinschaftlichen Spazierritt zuerst wiehern würde: ein Orakel, das einem Volke, dem das Pferd ein heiliges Thier war, allerdings sehr nahe lag.

Der Sage nach verschaffte die List dem Darius in diesem Glücksspiel den Sieg. Sein schlauer Stallmeister führte nämlich den Abend vorher den Hengst desselben mit einer Stute in die Vorstadt, durch welche am Morgen die Gesellschaft reiten wollte, schüttete ihnen daselbst Futter in Menge auf, und brachte sie spät erst wieder heim. Als nun am folgenden Tage der glänzende Zug durch die Vorstadt ging, erinnerte sich der Hengst beim Anblick des Futterplatzes der gestrigen Freuden; er wieherte, und die Anderen sprangen sogleich von ihren Pferden, um dem Darius als ihrem Könige zu huldigen.

Um aber sein Ansehen noch mehr zu befestigen, fand der neue König doch nöthig, sich noch mit zwei Töchtern des Cyrus, einer Tochter des Smerdis und einer des Otanes zu vermählen. Zugleich zeigte er Festigkeit und Kraft, wo Uebermuth und Stolz der Mächtigen die Schranken des Gehorsams und der Gesetze übertreten wollte. Intafernes, einer von den Sieben, wollte eines Tages zum Könige, und als die Wache an der Thür und der Anmelder ihm dies verweigerten, hieb er ihnen im frechen Uebermuthe Nasen und Ohren ab. Wegen dieses Frevels ließ ihn Darius nebst allen seinen Söhnen und Verwandten gefangen nehmen, und nachmals tödten, weil er einen starken Verdacht hegte, daß er mit seinem Anhange eine Empörung im Sinne gehabt habe*).

Nicht minder streng verfuhr er gegen den Oroetes. Dieser war Unterkönig in Sardes, und zeigte so vielen Uebermuth, daß er den Ueberbringer einer königlichen Botschaft, die ihm nicht gelegen war, auf dem Rückwege ermorden ließ. Darius wagte nicht, ihn für diese Frechheit sogleich zu strafen, weil er seine Macht fürchtete; denn der Satrap hatte unter andern auch tausend Perser als Lanzenträger in seinem Dienste. Er schickte daher einen Bevollmächtigten hin, um den Statthalter auf kluge Weise zu fangen oder zu tödten. Vorsichtig prüfte der Abgeordnete zuvor die Stimmung der Lanzenträger, und erst, als er sie in allen Dingen seinem Worte gehorsam fand, befahl er ihnen im Namen des Königs, den Oroetes umzubringen. Ohne Zaudern ergriffen die Lanzenträger ihre Säbel, und tödteten den Mann auf der Stelle.

Gefährlicher als dieser Uebermuth Einzelner war die Empörung der Babylonier. Diese hatten schon während der schlaffen Herrschaft der Magier sich heimlich zu diesem Abfall vorbereitet. Jetzt endlich waren sie mit ihren Anstalten fertig; zur Verlängerung ihres Mund-

---

*) Hiebei erzählt Herodot einen merkwürdigen Charakterzug. Die Frau des Intafernes bewog durch ihr tägliches Klagen und Weinen den König endlich zum Mitleid, und er gestattete ihr, sich einen von ihren gefangenen Verwandten frei zu bitten. Sie wählte ihren Bruder, und als der König ihr seine Verwunderung ausdrückte, daß sie nicht den Mann oder die Kinder gewählt, erwiederte sie: „Ich bekomme wol noch einen andern Mann und andere Kinder, wenn ich diese verliere; da aber mein Vater und meine Mutter nicht mehr leben, bekomme ich niemals einen Bruder wieder." Dies gefiel dem Darius so wohl, daß er ihr auch noch den ältesten Sohn losgab.

vorraths erdrosselten sie noch zuletzt alle überflüssige Weiber, und nun versagten sie den Persern trotzig den Tribut. Darius zog hierauf selbst an der Spitze seines Heeres aus und belagerte Babylon, aber hinter ihren ungeheuren Mauern spotteten die Bürger jedes Angriffs. Zwanzig Monate lang ward Alles, auch die List des Cyrus, vergebens versucht. Ein schimpflicher Abzug und der Verlust der wichtigen Provinz schien das gewisse Ende dieser Unternehmung.

In dieser Noth trieb der Eifer für des Volkes Ruhm einen jungen Perser, Namens Zopyrus, Sohn eines jener sieben Stammhäupter, zu einer fast unglaublichen Selbstverläugnung. Er schnitt sich Nase und Ohren ab, verschor sein Haupt nach Sklavenweise, und ließ sich den Rücken mit scharfen Geißeln blutig peitschen. So zugerichtet zeigte er sich dem König, der erschrocken vom Stuhle aufsprang, und ihn fragte, wer ihn so verstümmelt habe? „Ich selbst, antwortete Zopyrus, und dir zu Liebe, denn so hoffe ich, dir die Stadt zu erobern. So blutend, wie du mich hier siehst, will ich in die Stadt gehen, und vorgeben, du habest mich so beschimpft, weil ich zur Aufhebung der Belagerung gerathen. Ich will fürchterliche Rache schnauben gegen dich, und mich so wüthend stellen, daß Niemand eine List vermuthen soll. Man wird mir ein Heer anvertrauen, und damit will ich einige glückliche Ausfälle thun. Du schicke mir am zehnten Tage tausend Mann der schlechtesten Truppen entgegen, daß ich sie schlage; sieben Tage darauf zweitausend andere, und nach zwanzig Tagen viertausend. Sehen mich die Babylonier dreimal so glücklich siegen, so vertrauen sie mir gewiß zuletzt die ganze Macht und die Thore dazu an, und dann laß mich nur sorgen."

Er kam ans Thor. Man glaubte seiner Lüge, und in der That spielte er seine Rolle so natürlich, daß er Mitleid und Entsetzen erregte, zumal da sein Name und seine erhabene Abkunft den Babyloniern wohl bekannt waren. Ein Haufe ward ihm anvertraut; er hieb mit demselben die ersten tausend Feinde, dann die zweitausend und zuletzt die viertausend nieder. Jetzt ward er zum Oberfeldherrn ernannt, und nun war es ihm leicht, die Perser einzulassen, und die ihm anvertraute Macht geraden Weges in ihr Verderben zu führen. So ward die Stadt erobert.

Darius war nicht undankbar gegen das Verdienst einer solchen Aufopferung. Er machte den Zopyrus nicht bloß zum Satrapen von

Babylon, sondern schenkte ihm auch auf Lebenszeit die sämmtlichen königlichen Einkünfte aus dieser großen Provinz. Noch mehr Ehre macht ihm die Aeußerung, er wolle lieber den Zopyrus nicht so verstümmelt sehen, als noch zwanzig Städte wie Babylon gewinnen. Schrecklich war dagegen die Strafe der aufrühreriſchen Stadt. Ein Theil ihrer felsenfesten Mauern ward abgetragen, die Thore wurden eingerissen, und dreitausend der vornehmsten Einwohner und Anführer ans Kreuz genagelt.

Eine andere auswärtige Unternehmung des Darius zu eben dieser Zeit war mehr eine Handlung persönlicher Großmuth. Syloson, ein vornehmer Grieche von der Insel Samos, hatte sich zur Zeit, als Kambyses Aegypten eroberte, unter vielen anderen Hellenen nach diesem Lande begeben. Zufällig begegnete er auf dem Markte zu Memphis dem Darius, der damals ein Trabant im Gefolge des Kambyses war. Darius hatte ihm seinen schönen rothen Mantel abkaufen wollen, aber Syloson hatte ihm denselben mit den Worten gegeben: „Verkäuflich ist er mir nicht, aber wenn du ihn haben mußt, so will ich dir ihn schenken."

Jetzt erfuhr Syloson die unerwartete Standeserhöhung des jungen Persers, und gründete darauf eine Hoffnung. Er ging nach Susa, setzte sich im Vorhofe des königlichen Palastes nieder, und sagte den fragenden Wachen, er sey ein Wohlthäter des Königs. Vorgelassen, erinnerte er an den rothen Mantel auf dem Markte zu Memphis. „Ja, redlicher Mann, rief der König, ich erkenne dich jetzt. Du hast mir Gutes erwiesen, da ich noch nichts war; jetzt soll dich's nicht gereuen, den Sohn des Hystaspes beschenkt zu haben."

Er wollte ihm einen Schatz von Silber und Gold aufdringen, aber Syloson lehnte es ab, und sprach: „Willst du mich belohnen, o König, so befreie mein Vaterland Samos, das jetzt einer unserer Knechte beherrscht, seitdem mein Bruder Polykrates schändlich ermordet ist*).

---

*) Dieser Mann ist durch sein übermäßiges Glück bekannt. Seine Geschwader waren allenthalben siegreich, er unterwarf sich eine Menge Jonischer Inseln und Städte, und stand mit dem Aegyptischen König Amasis in einem vortheilhaften Handelsbündnisse. Dieser, sein Gastfreund, zitterte für ihn, eben seines Glückes wegen, und beschwor ihn, dem Wandel der menschlichen Schicksale durch freiwillige Aufopferung eines theuren Kleinods zuvorzukommen. Denn ich weiß, läßt Herodot ihn sagen, daß die Gottheit voller Neid ist. Polykrates warf hierauf seinen kostbaren Ring in's Meer, aber seltsamer Weise fand sich dieser Ring im Magen eines Fisches wieder, den sein Koch wenige Tage darauf für

Dies gib mir, aber ohne Blutvergießen, und ohne Jemanden seiner Freiheit zu berauben."

Darius bewilligte die Bitte, und sandte ihn mit einer bewaffneten Flotte, unter der Anführung seines getreuen Otanes, nach Samos. Die Stadt mußte gegen den Wunsch des weichherzigen Syloson mit dem Schwerte erobert werden, und erst, nachdem ein großer Theil der Einwohner erschlagen war, fügten sich die Uebrigen unter die Befehle ihres neuen Beherrschers.

---

8. Eroberungszüge des Darius.

(514 vor Chr.)

Die eben erzählten Begebenheiten hatten nur zur Befestigung des Königs auf dem Throne und der schon errungenen Macht der Perser gedient, jetzt aber sollte etwas geschehen zur Erwerbung neuer Ausdehnung. „Du mußt dich durch eine Heldenthat hervorthun, läßt Herodot die Königin Atossa zu ihrem Gemahle sprechen, damit die Perser einsehen, daß ein Mann an ihrer Spitze steht, und damit sie sich abmühen im Kriege, und nicht Muße dazu haben, sich wider dich zu verschwören." Darius antwortete ihr, daß er selbst schon im Sinne habe, so etwas zu thun, und daß er Willens sey, wider die Scythen in den Streit zu ziehen. Unter diesen Namen begriff das spätere Alterthum alle die rohen und kriegerischen Völkerschaften, welche den ganzen nur dunkel und unbestimmt gedachten Erdstrich im Norden des Schwarzen und Kaspischen Meeres bis tief ins östliche Asien hinein bewohnten. Herodot aber, der Erzähler dieser Begebenheiten, weis't den Scythen bestimmte Grenzen zwischen dem Ister (der Donau) und dem Tanais (Don) an. Dorthin, in heutige südrussische Länder, war der Eroberungszug des Darius gerichtet. Von den dasigen Völkerschaften und ihren noch entlegneren Nachbarn theilt uns der erwähnte Geschichtschreiber bei dieser Gelegenheit merkwürdige und belehrende Nachrichten mit.

---

ihn bereiten wollte. In diesem unerhörten Glücksfall sah sein Freund die desto gewissere Unabwendbarkeit seines Unglücks, und machte sich von aller Verbindung mit ihm los. Bald hernach lockte der oben erwähnte Persische Statthalter zu Sardes, Oroetes, den Polykrates zu sich, und ließ ihn ermorden.

Die Schilderung, welche der große Griechische Arzt Hippokrates von dem Körperbaue der Scythen entwirft, zeigt, daß dies Volk zum Mongolischen Menschenstamm gehörte. Unter den verschiedenen Sagen, welche man über den Ursprung derselben hatte, erklärt sich Herodot, gewiß mit Recht, für diejenige, welche sie für Einwanderer aus Asien erklärte, und ein Forscher unserer Tage*) erkennt in manchen von der Lebensweise und den Sitten des Volkes aufbehaltenen Zügen, der Stutenmelkerei, den Filzzelten, der säuischen Unreinlichkeit, der trägen Unbeweglichkeit, das Gepräge der heutigen Sibirischen Stämme.

Zunächst am Borysthenes (dem heutigen Dnjeper) wohnten Scythen, welche feste Wohnsitze hatten und den Acker bauten**); weiter nach Osten hin zogen andere Scythische Stämme, die weder säeten noch pflügten, als Nomaden umher, und noch östlicher, im Süden bis in die Krim hinein, waren die Wohnsitze der königlichen Scythen, welche den eigentlich herrschenden Stamm bildeten; denn sie, die meisten und tapfersten, sahen die übrigen Scythen wie ihre Knechte an.

Unter den nördlich und östlich vom Scythenlande wohnenden Völkern nennt Herodot einige bloß mit Griechischen Beinamen bezeichnete, die Androphagen (Menschenfresser), und die Melanchlänen (Schwarzmäntler). Von den Ersteren sagt er, sie seyen unter allen Völkern die wildesten. Nach Osten, jenseits des Tanais, nennt er die Sauromaten (Sarmaten), die noch in einiger Verwandtschaft mit den Scythen standen; oberhalb derselben aber wohnten die Budinen, ein zahlreiches Volk mit blauen Augen und röthlichem Haare, in Sitte und Lebensart ganz verschieden von den Scythen.

Noch nördlicher hinauf setzt der Griechische Erzähler einige Jägervölker, und zuletzt, am äußersten Ende der ihm bekannten Gegenden, die Argippäer, mit Kahlköpfen, eingedrückten Nasen und großen Kinnbacken (also Mongolischer Kopfbildung) und Scythischer Kleidersitte, aber ganz eigenthümlicher Sprache. „Bis soweit, fährt der Geschichtschreiber fort, kennt man die Länder und Völker, weil die Caravanen der Scythen aus den Griechischen Handelsstädten bis dahin ziehen.

---

*) Niebuhr Untersuchungen über die Geschichte der Scythen, Geten und Sarmaten, in den Kleinen historischen und philologischen Schriften, S. 362.

**) Niebuhr, a. a. O. S. 360, nimmt an, daß diese Ackerbauer ein von den Scythen bezwungenes, als Hörige sitzen gebliebenes Volk waren, eine Vermuthung, die große Wahrscheinlichkeit hat.

Nun folgen unübersteigliche hohe Gebirge, über welche Niemand kommt. Die Argippäer aber behaupten, es wohnten da ziegenfüßige Männer, und über diese hinaus andere Menschen, die sechs Monate schliefen im Jahr, das glaube ich aber keinesweges." Wie merkwürdig ist das vorsichtige Mißtrauen des Schriftstellers gegen eine Nachricht, in welcher jetzt Jeder leicht eine dunkle Kunde von der langen Winternacht der Länder unter sehr nördlichen Breitegraden erkennt, wo in der That noch gegenwärtig die Leute die meiste Zeit schlafen.

Die Beschreibung des Herodot von den Sitten der eigentlich Scythischen Völkerschaften bezeichnet sie als ein rohes, wild kriegerisches Volk. Dem Ares oder Kriegsgotte errichteten sie in jedem Gau ein besonderes Heiligthum. Man häufte einen Berg von Reisbündeln auf, an drei Seiten abschüssig, an einer schräg, oben darauf machte man eine viereckige ebene Fläche. Auf dieser wurde ein uraltes eisernes Schwert aufgerichtet, dem sie als dem heiligen Bilde des Ares jährliche Opfer von Pferden und anderm Vieh brachten, und zwar mehr als den übrigen Göttern.

Von allen Feinden, welche sie gefangen nahmen, opferten sie den hundertsten Mann. Wenn ein Scythe den ersten Feind erlegte, so trank er von dessen Blute, und von Allen, welche er in der Schlacht tödtete, brachte er die Köpfe dem Könige, denn nur wer einen Kopf brachte, hatte Theil an der Beute. Den Köpfen zogen sie die Haut ab, bereiteten sie zu, und banden sie an die Zügel ihrer Pferde. Aus den Köpfen ihrer ärgsten Feinde, selbst ihrer Verwandten, wenn sie mit diesen in Feindschaft gerathen waren, und dieselben vor dem Könige überwunden hatten, machten sie Trinkgefäße, die bei den Reicheren inwendig vergoldet waren. — Einmal im Jahre mischte der Oberste des Gaues einen Krug mit Wein, davon tranken alle Scythen, welche einen Feind erschlagen hatten; die Anderen mußten ungeehrt bei Seite sitzen, welches ihnen zur größten Schande gereichte. Die aber recht viele Feinde erschlagen hatten, tranken aus zwei Bechern.

Einen eben so wilden Sinn verräth die Art, wie sie ihre Bündnisse schlossen und ihre Könige begruben. Im ersteren Falle gossen sie Wein in einen irdenen Napf, ritzten sich die Haut auf, und ließen etwas von ihrem Blute darunter tröpfeln. In diesen Blutwein tauchte jeder der Verbündeten seine Waffen, und zuletzt tranken sie Alle davon unter langen Gebeten. — Starb der König, so wurde der Körper ein-

balsamirt und mit Wachs überzogen, dann bei den beherrschten Stämmen umhergeführt, und Alle, zu denen die Leiche kam, mußten sich das Haupt bescheeren, sich Stirn und Nase zerfetzen, und einen Pfeil durch die linke Hand stoßen. Neben die Leiche begruben sie eine der Frauen, den Mundschenk, den Koch, den Stallmeister und andere Leibdiener des Königs. Zuletzt aber, nach einem Jahre, wurden noch funfzig seiner geschicktesten Diener und funfzig der schönsten Pferde erwürgt und ausgestopft, und aus ihnen, vermittelst durchgespießter Stangen, ein Kreis von Reitern, lauter Leichen, rings um das Grab gezogen; ein scheußliches Monument!

Gegen diese Völker sollte der Zug gehen, der den Persern, wie es scheint, nicht erfreulich war. Ein vornehmer Perser, Deobazus, bat den König, von seinen drei Söhnen einen zurück zu lassen. Darius antwortete bitter spottend, er wolle sie ihm alle lassen, und befahl, alle drei zu tödten, wahrscheinlich, um alle weitere Abneigung durch ein so strenges Beispiel zu unterdrücken.

Ein Grieche aus Samos hatte ihm über den Bosporus eine Schiffbrücke schlagen müssen. Ueber diese zog er mit einem großen Heere, das Herodot auf 700,000 Menschen angibt, und dann weiter an der westlichen Küste des Schwarzen Meeres durch Thracien bis zum Ister. Hier erwarteten ihn die Jonier, welche auf seinen Befehl durch das Schwarze Meer in die Donau gefahren waren, und an der schmalen Stelle, wo sich der Fluß in seine Mündungen theilt, eine Schiffbrücke geschlagen hatten *). Als Darius mit dem Landheere hinüber war, befahl er, daß die Jonier nun hinter ihm die Brücke abbrechen, und mit ihrem ganzen Volke aus den Schiffen zu Lande folgen sollten. Nur auf den Rath des Anführers der Mitylenäer, Koes, der ihm die Nothwendigkeit vorstellte, auf jeden Fall für einen sichern Rückzug zu sorgen, ließ er sich von diesem gefährlichen Entschluß abbringen.

Die sämmtlichen Griechen blieben jetzt als Wächter bei der Brücke zurück, und erhielten von dem Könige einen Riemen mit sechzig Knoten, von denen sie alle Tage einen auflösen, und so lange, bis alle aufgelös't worden, ihn erwarten sollten. Darius selbst setzte seinen Weg gegen die Scythen weiter fort. Diese erwählten ein sicheres Mittel, die Perser zu verderben. Sie zogen sich immer weiter, und zu-

*) Nach Rennel geschah es zwischen Ismail und der Mündung des Pruth

letzt über die Grenzen ihres Landes, zurück, und lockten die Perser durch die wüsten Steppen hinter sich her. Darius forderte sie auf, ihm entweder zum Kampfe zu stehen, oder ihm (nach Persischer Sitte) Erde und Wasser als Zeichen der Unterwerfung zu senden. Aber statt des Erstern ermüdeten und schwächten sie sein Heer durch Angriffe mit der Reiterei; und statt jener Unterwerfungszeichen sandten sie ihm einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, welches symbolische Geschenk einer der Sieben, die den Magier getödtet, folgendermaßen deutete: „Wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und in den Himmel flieget, oder nicht Mäuse werdet und in die Erde kriechet, oder nicht Frösche werdet und in die Sümpfe springet, so werdet ihr nicht nach Hause kommen, sondern von diesen Pfeilen erleget werden."

Bald wäre auch die Richtigkeit dieser Erklärung durch die That bewährt worden, da die Scythen es ganz darauf anlegten, den Persern jeden Rückzug unmöglich zu machen. Sie eilten nämlich, des Weges kundig und fast lauter Reiter, dem Darius, der in großer Noth den Rückzug angetreten hatte, zuvor, erschienen bei den an der Donaubrücke stehenden Griechen, und forderten diese auf, da die sechzig Tage abgelaufen seyen, die Brücke abzubrechen, und sich so von der Herrschaft des Darius loszumachen.

Diese Aufforderung machte allerdings auf die Gemüther der Griechischen Führer Eindruck. Vor Allen rieth Miltiades, ein Athener und Herrscher in dem Chersonnes, diese Gelegenheit zu ergreifen, und Jonien durch Vernichtung des Persischen Heeres zu befreien. Aber Histiäus aus Milet stellte den Uebrigen vor, daß sie Alle nur unter dem Schutz der Persischen Macht in ihren Städten herrschten*), und daß die Städte, sobald jene Macht zerstört seyn würde, auch die früher bestandene Volksherrschaft wieder einführen würden. Diese Rücksicht bewog Alle, des Miltiades Meinung zu verwerfen, und dem Könige treu zu bleiben, doch brachen sie einen Theil der Brücke nach dem Scythischen Ufer hinüber ab, theils zu ihrer Sicherheit, theils auch um die Scythen glauben zu machen, daß sie ihrer Aufforderung Folge leisten wollten. Diese zogen nun ab, um den Darius wieder aufzusu-

---

*) Als der oben erwähnte Koes für seine geleisteten Dienste von dem Könige belohnt werden sollte, bat er sich vom Darius die Herrschaft über seine Vaterstadt Mitylene aus, und erhielt sie auch.

chen, verfehlten ihn aber, so daß er glücklich bei der Brücke vor ihnen ankam und sich hinüber rettete. Der König selbst ging nach Asien, ließ aber in Europa ein Heer unter seinem Feldherrn Megabazus zurück, welcher das südliche und östliche Thracien der Persischen Herrschaft unterwarf, dieses Land, dessen vielen und streitbaren Völkern, wie Herodot sagt, nur Einheit fehlte, um unbezwinglich zu seyn. Auch König Amyntas von Macedonien erkannte auf die Aufforderung des Megabazus die Persische Oberherrlichkeit an. Darius selbst unternahm einen Kriegszug zur Bezwingung Indien's, und unterwarf einen Theil des Landes am Indus seiner Herrschaft. Durch diese Eroberungen im Nordwesten und Südosten erlangte das große Perserreich seine weiteste Ausdehnung, denn indem es noch weiter vorwärts schreiten wollte, stieß es mit Griechenland zusammen, und es begann der große und merkwürdige Kampf, dessen Erzählung wir dem folgenden Buche vorbehalten.

---

9. Religion und Staatsverfassung.

Die Religionslehre, welche die Perser, oder nur der herrschende Stamm derselben, nach der Stiftung ihres Reichs annahmen, war die in dem Medisch-Baktrischen Staate herrschende. Es stand dieses Religionssystem, wie überall im höhern Alterthum, mit den politischen Einrichtungen in dem genauesten Zusammenhang, und war ein Werk des berühmten Zoroaster. Wann dieser gelebt, ist sehr ungewiß, aber der Epoche des freien Baktrischen Reiches gehört er an, denn in seinen Schriften erscheint das Reich, in welchem er als Gesetzgeber auftrat, als ein Baktrisches. Auf keinen Fall ist er später zu setzen, als in das achte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, wahrscheinlich fällt er aber in eine weit frühere Zeit. Diese religiös-politische Gesetzgebung ist uns erst im verflossenen Jahrhundert genauer bekannt worden, wo die heiligen Schriften, in denen sie enthalten ist, Zend-Avesta (d. i. lebendiges Wort) genannt, in Asien aufgefunden und nach Europa gebracht wurden.

Der Gottesdienst, welchen Zoroaster stiftete, oder auch nur wiederherstellte und reinigte, kannte weder Götzenbilder noch Tempel. Im

reinen Licht und im Feuer wurde symbolisch der Urheber und Herrscher des Lichtreichs, Ormuzd, verehrt, der zugleich als Quelle und Verbreiter alles Guten erscheint. Diesem gegenüber wurde ein Reich der Finsterniß gedacht, in welchem Ahriman herrscht, von dem alles Uebel herrührt. Um den Thron des Ormuzd stehen die sieben Amschaspands oder Fürsten des Lichts, unter denen er selber der erste ist. Ihnen sind untergeordnet die Izeds, die guten Genien. Eben so gibt es im Reiche der Finsterniß sieben oberste Dews, oder Fürsten des Bösen, unter denen eine zahllose Menge niederer Dews stehen. Beide Reiche sind im ewigen Kampf gegen einander, aber einst wird das Reich des Ormuzd die Oberhand behalten, und alles Böse vernichtet werden. Alles, was existirt, gehört entweder dem einen oder dem andern Principe zu. Es gibt reine Menschen, reine Thiere u. s. w., die Ormuzd geschaffen hat, und unreine Wesen aller Art, die zu Ahriman's Reiche gehören. Zu den Letzteren (Kharfesters genannt) werden alle Menschen gerechnet, die Zoroaster's Gesetz durch Gedanken, durch Worte oder That verachten, alle giftige und schädliche Thiere, Pflanzen u. s. w. Dem Ormuzdverehrer dagegen ist es zur Pflicht gemacht, die Schöpfung des Lichts überall in der lebendigen, wie in der leblosen Natur zu verehren und zu pflegen, und die der Finsterniß zu bekämpfen. Hieran knüpften sich auf sehr natürliche Weise Gesetze zur Beförderung der physischen Cultur des Landes und Vorschriften für den sittlichen Wandel. Die Ormuzdverehrer sollen die fleißigsten Bebauer des Bodens, die sorgfältigsten Gärtner, die eifrigsten Vertilger schädlicher Pflanzen und Thiere seyn. In der sittlichen Welt sollen sie das Gute aus allen Kräften ehren, stets rein denken, reden und handeln. Vorzüglich soll der König gut und gerecht seyn. Er kann gebieten was er will, aber Ormuzd's Lehre soll ihn hindern, etwas zu befehlen, was nicht gut und gerecht ist.

Auch in der Gesetzgebung des Zoroaster findet sich eine Eintheilung in die vier Casten der Priester, der Krieger, der Ackersleute und der Gewerbtreibenden jeder Art, und man sieht, wie tief dies in dem Wesen des ganzen Orients gegründet ist. Auch bei diesem Volke treten die Priester oder Magier, wie sie hier heißen, als besonders bedeutend und einflußreich hervor. Sie waren ein ursprünglich Medischer Stamm, daher auch der Widerwille der Perser gegen ihre Herrschaft unter dem falschen Smerdis zu erklären ist. Ihnen lag allein die

Beobachtung der heiligen Gebräuche ob, sie allein waren im Besitz der Gebetsformeln, mit denen Ormuzd verehrt ward, und kannten die Opfergebräuche; nur durch sie konnte man daher Gebete und Opfer darbringen. Auch glaubte man, daß ihnen Blicke in die Zukunft vergönnt seyen; welche Rolle sie unter andern als Traumdeuter am Hofe spielten, lehrt die Geschichte des Astyages. Ueberhaupt standen sie dem Könige als Rathgeber in seinen heiligen und weltlichen Verrichtungen zur Seite; wahrscheinlich bildeten sie auch das Collegium der königlichen Richter*).

Der König wurde von Allen als eine höhere und geheiligte Person und als das irdische Abbild Gottes verehrt. Wer sich ihm nahete, mußte sich zur Erde niederwerfen. Der Zugang zu ihm war schwer; in mancherlei Abstufungen des Ranges und des Geschäfts umgab ihn eine zahllose Menge von Freunden und Dienern. Da er als unbeschränkter Eigenthümer von Land und Leuten betrachtet wurde, so mußte für seinen Tisch täglich jedes Bedürfniß aus dem Districte geliefert werden, der es am besten hervorbrachte. Er trank kein anderes Wasser, als aus dem Choaspes, das ihm daher selbst auf seinen Reisen auf einer Menge Wagen in silbernen Gefäßen nachgefahren ward. Das Salz auf seinem Tische mußte von dem Tempel des Jupiter Ammon aus der Mitte der Africanischen Wüste seyn; sein Wein von Chalybon in Syrien; der Weizen zu seinem Brote aus Aeolien u. s. w. — Jedes Wort, das der König öffentlich sprach, wurde der Aufzeichnung werth gehalten, daher war er immer von Schreibern umgeben. Eilboten waren in Entfernungen von einer Tagereise durch das ganze Reich vertheilt, ihm die Neuigkeiten aus den Provinzen zu überbringen, und seine Befehle schnell zu verbreiten. Eine sehr zahlreiche Leibwache beschützte seine Person; und bei der durch die Grundsätze der Asiaten erlaubten Vielweiberei, war die Anzahl seiner Frauen ebenfalls sehr groß. In dem Harem des Darius waren dreihundert und sechszig; doch bloß diejenigen Frauen, welche aus dem Stamm des Cyrus oder Achaemenes waren, erhielten gewöhnlich den Rang der eigentlichen Königinnen, und ihre Kinder wurden, wie es scheint, aus-

*) Aus Herodot V, 25, scheint indeß hervorzugehen, daß auch Perser zu diesen Richtern gehören konnten.

schließlich als echte Erben des Throns angesehen*). Als indeß bei zunehmender Verweichlichung der Könige diese Frauen und die zu ihrer Obhut bestellten Verschnittenen durch vielfache Ränke großen und dem ganzen Reiche sehr schädlichen Einfluß gewannen, wurden die Gesetze und Rechte der Erbfolge oft verletzt. Der Harem wurde der Schauplatz unmenschlicher Verbrechen; es geschahen hier Grausamkeiten, wie sie nur die Wuth Orientalischer Weiberrachsucht ersinnen kann.

Ekbatana, Susa und Babylon waren die gewöhnlichen Wohnsitze des Königs, mit denen er, nach Maßgabe der Jahreszeit, wechselte. Den Winter brachte er in Babylon zu, den Frühling in Susa, den heißen Sommer in dem kühlen Ekbatana. Die Reisen dahin glichen wegen des unermeßlichen Gefolges großen Heereszügen; und die ärmeren Provinzen des Reichs mußten schon deswegen mit der Durchreise verschont bleiben, weil sie sonst einer Hungersnoth würden ausgesetzt gewesen seyn. Diese Lebensart erinnert an den Ursprung der Persischen Herrscher, an die unaufhörlichen Züge nomadischer Stammhäupter. Auch nach einem vierten wichtigen Orte, nach Persepolis, zogen die Könige, aber dies waren heilige Wallfahrten; Persepolis war (wie Heeren sehr wahrscheinlich gemacht hat) die Todtenresidenz der Persischen Könige. Es lag in dem eigentlichen Persis, von wo der ganze herrschende Stamm ausgegangen war, und welches die eigentliche Heimath des Volkes blieb; und nur in jener Erde konnten die Leichname der Könige würdig ruhen. Jeder derselben erhielt seine eigene, zuweilen in unzugänglichen Felsenwänden ausgehauene Wohnung, in welcher der Leichnam nicht nur mit allen Bequemlichkeiten eines Lebenden versehen ward, sondern auch sogar seinen eigenen reichen Schatz an Gold und Silber erhielt, zu dessen Beschützung zahlreiche Wachen Jahrhunderte lang daselbst gehalten wurden. Noch jetzt sieht man die prächtigen Trümmer dieser Riesengebäude mit Erstaunen und Ehrfurcht an. Es sind gewaltige Terrassen, dreifach über einander gethürmt, und an ein Marmorgebirge gelehnt, dessen Fortsetzung sie zu seyn scheinen. Wälder von Säulen standen hier, von denen jede funfzig Fuß hoch war, und so dick, daß kaum drei Männer sie umklaftern konnten.

---

*) So sagt Herodot, indem er die Nachricht widerlegt, daß des Aegyptischen Königs Apries Tochter die Gemahlin des Cyrus gewesen: es müßte Kambyses, wäre er ein Sohn von dieser, ein Bastard gewesen seyn.

Treppen, so breit wie Heerstraßen, führen von einer Terrasse zur andern, und die langen und hohen Wände des Marmorpalastes sind mit den merkwürdigsten Basreliefs und Altpersischen Inschriften geziert. Alles erinnert an die Größe des Persischen Reichs, das durch diese Bauwerke gleichsam sinnbildlich dargestellt werden sollte.

Dieser durch die Eroberungen unter den ersten Herrschern noch immer wachsende Umfang des Reichs führte von selbst zu jener Art von Verwaltung, welche wir auch in den heutigen großen Asiatischen Reichen finden, nämlich über die einzelnen Provinzen Statthalter, bei den Persern Satrapen genannt, zu setzen. Es erhielt diese Einrichtung ihre Vollendung unter dem Darius. Große Gewalt war den Satrapen anvertraut, doch mußten sie zittern, dem Könige zu mißfallen. Ihre Häupter fielen alsdann ohne alles weitere Rechtsverfahren, auf den bloßen Befehl des despotischen Herrschers, wie wir an dem Beispiel des Oroetes gesehen haben. Es waren aber auch sehr zweckmäßige Einrichtungen getroffen, um der schädlichen Uebermacht der Satrapen, welche leicht zum Streben nach Unabhängigkeit und zur Empörung führen konnte, entgegenzuwirken. Königliche Schreiber, an die alle Befehle des Herrschers unmittelbar gelangten, standen den Satrapen zur Seite, und jährlich schickte der König einen Bevollmächtigten an der Spitze eines Heeres, um den Satrapen nach den Umständen entweder zu unterstützen oder zu bestrafen. Vorzüglich wichtig aber war es, daß der Satrap mit der obersten bürgerlichen Gewalt nicht zugleich den Befehl über die in der Provinz stehenden Truppen verband. Erst später und mit dem einbrechenden Verfall wich man von diesen heilsamen Beschränkungen ab, und die Satrapen verbanden nicht allein die zwiefache Gewalt in einer Satrapie, sondern auch oft mehrere Satrapien mit einander.

Auch ein festes Steuersystem führte Darius zuerst ein. Die unter den vorigen Regierungen noch üblichen Geschenke, welche die eroberten Länder (das Stammland Persis also ausgenommen) dem Herrscher darbrachten, verwandelte er in einen bestimmten Zins oder jährlichen Tribut, mit genauen Bestimmungen über die Art der Zahlung. Die Perser, sagt Herodot, nannten den Cyrus ihren Vater, den Kambyses ihren Herrn, den Darius aber einen Krämer, weil er bei allen Dingen auf das Geld gesehen. Unter diesem Könige beliefen

sich die baaren Geldabgaben (besondere Einkünfte von Fischerei u. dgl. ungerechnet) auf funfzehn bis sechzehn Millionen Thaler unseres Geldes, unter seinen Nachfolgern sind sie wol noch erhöht worden. Außer diesen Steuern lieferten die Provinzen eine Menge ihrer natürlichen Erzeugnisse zum Unterhalt des Hofes und der zahlreichen Dienerschaft; denn täglich speiseten funfzehntausend Menschen von dem Tische des Herrschers. Dazu kam die Menge der freiwilligen Geschenke, ohne welche Niemand vor dem Könige erscheinen durfte.

Alles dies war unmittelbar für den königlichen Schatz bestimmt. Es hatte aber auch jeder Satrap noch besondere Einkünfte aus seiner Provinz, die sowol in natürlichen Erzeugnissen des Landes für seinen dem königlichen nachgebildeten Hofstaat, als auch in baarem Gelde bestanden. So brachte dem Statthalter von Babylon seine Provinz (freilich die reichste und einträglichste) täglich, wie Herodot erzählt, einen Scheffel Silber. In seiner Stuterei fanden sich achthundert Hengste und sechzehntausend Stuten, und großer Indischer Jagdhunde zu seinem Vergnügen unterhielt er so viel, daß vier Dörfer, die deshalb von anderen Abgaben frei waren, bloß für ihre Fütterung sorgen mußten. Auch die übrigen Freunde und Diener des Königs erhielten meistens ihren Lohn durch Anweisungen auf den Ertrag ganzer Städte, Flecken oder Ländereien. Endlich mußte jede Provinz für die Bedürfnisse der Heeresabtheilung sorgen, welche ihr zugetheilt war, denn um die unterworfenen Völker in Gehorsam zu erhalten, waren über das ganze Reich bewaffnete Heere verbreitet, die theils aus eigentlichen Persern bestanden, theils aus Miethsvölkern. Wenn aber gegen das Ausland Krieg zu führen war, so lieferten auch die beherrschten Völker auf des Königs Befehl Heerhaufen. Die Küstenvölker, wie die Cilicier, die Asiatischen Griechen, die Phönicier, stellten die Seemacht.

Von den Sitten der Perser hat uns Herodot noch Folgendes aufbehalten. Unter allen Tagen im Jahre ehrte Jeder am meisten seinen Geburtstag. Da wurde auch bei den Armen reichlicher als gewöhnlich aufgetragen. Den Wein liebten die Perser sehr, und berathschlagten beim Trinken über die wichtigsten Angelegenheiten. Am andern Morgen nahmen sie die Sache wieder vor, und gefiel ihnen dann das noch, was sie im Rausche beschlossen hatten, so wurde es ausgeführt, sonst nicht. Ihre Grüße beim Begegnen auf dem Wege waren verschieden. Zwei Freunde küßten sich auf den Mund, entferntere Bekannte auf

die Wange, ein Gemeiner fiel vor einem Vornehmern zur Erde nieder. Die am nächsten bei einander wohnten, ehrten sich am meisten, die Entfernten am wenigsten. Viele Weiber zu haben, war bei ihnen erlaubt, viele Kinder ein großer Ruhm. Ein Knabe wurde bis zum sechsten Jahre von den Weibern erzogen, und kam bis dahin seinem Vater gar nicht vor die Augen. Dann aber übernahm dieser die Erziehung, und hielt ihn bis zum ein und zwanzigsten Jahre zum Reiten, zum Bogenschießen und zur Wahrhaftigkeit an. Denn das Lügen hielten die Perser für das schändlichste Laster, und dann das Schuldenmachen, weil, sagten sie, wer Schulden hat, nothwendig lügen muß. Von dem, was ihnen zu thun nicht erlaubt war, war auch keinem Perser erlaubt, zu sprechen. — Aus den letzteren Anführungen sieht man, daß dieses sich auf einen noch sehr unverdorbenen Zustand des Volkes bezieht, der sich bald verlor, als es Lebensweise und Gebräuche von den besiegten Medern annahm. Diese Sittenveränderung ist bei den erobernden Völkern in Asien immer eingetreten, besonders aber bei den Persern, von denen Herodot sagt, daß kein Volk fremden Sitten in einem solchen Grade nachtrachte, wie sie.

Alte Geschichte.

Zweites Buch.

Die Griechen bis auf Alexander den Großen.

1. Die ältesten Zeiten Griechenland's.

Die Urzeit des für die Geschichte der gesammten Menschheit vorzüglich merkwürdigen Volkes der Griechen ist, wie die aller Völker, in Dunkel gehüllt; aber keine andere ist so reich an den mannichfaltigsten Mythen und Sagen, die in ihrer bunten Fülle den Forscher eben so sehr durch ihre Lieblichkeit und ihre Bedeutung in der Poesie und Culturentwicklung einer so wichtigen Nation anziehen, als die Schwierigkeit, in dies Gewirr Ordnung zu bringen, und die Spuren der Wahrheit in der vielfachen Verkleidung zu entdecken, dem Scharfsinn ein weites Feld darbietet. Aber die Ergebnisse sind schwankend, und die aufgestellten Systeme sehr abweichend und einander widersprechend, wie denn namentlich über die wichtigsten Fragen: ob die Griechen dem Orient und seiner Cultur etwas verdanken; und ob ihre Mythen aus rohen und kindischen Vorstellungen entsprungen sind, oder eine höhere Weisheit in sich verbergen, ob die Götter der Griechen ursprünglich vergötterte Helden und Wohlthäter der Nation, oder symbolische Darstellungen der Natur und ihrer Kräfte waren — sehr verschiedene Ansichten herrschen. Wir deuten hier, unserm Zwecke gemäß, nur mit Wenigem den Faden an, der uns in hellere Zeiten leitet.

Das von den Römern und den neueren Nationen mit dem Namen der Griechen bezeichnete Volk nannte sich in seiner eignen Sprache Hellenen, aber in den ältesten Zeiten kommt dieser Name noch gar nicht, oder nur in einem sehr beschränkten Sinne vor. Dagegen findet die Geschichte schon in uralten Zeiten in vielen Theilen Griechenland's, in Epirus, Thessalien, Attika, dem Peloponnes, das Volk der Pelasger, dessen Verhältniß zu den Hellenen sehr dunkel und zweifelhaft ist. Nach Einigen sind die Pelasger das Urvolk Griechenland's, nach Anderen ein wanderndes, erst später dort seßhaft gewordenes Volk; nach Einigen sind Griechen und Pelasger ganz getrennten Ur-

sprungs, und ihre Sprachen hatten nichts mit einander gemein, nach Anderen waren die Pelasger Griechen und redeten Griechisch. Die richtigere Ansicht ist, daß die Pelasger in uralten Zeiten feste Wohnsitze in Griechenland hatten; die wandernden Pelasger, von welchen historische Nachrichten sprechen, und sie gewöhnlich Tyrrhenische Pelasger nennen, sind auf eine Zeit zu beziehen, wo die alten Verhältnisse sich auflös'ten und neue sich bildeten, und ein Theil der Pelasger, von anderen Stämmen gedrängt, genöthigt war, sich neue Wohnsitze zu suchen. Ganz einerlei mit den Hellenen waren die Pelasger eben so wenig, als ihnen völlig entgegengesetzt; beide gehörten wol Einem großen Stamme an, von welchem sie verschiedene Zweige bildeten. Und in ähnlicher Art war es mit den Sprachen der beiden Völker, die man höchst wahrscheinlich als verschieden, und doch zugleich als wesentlich verwandt zu betrachten hat.

Ein wildes, in Höhlen und Klüften wohnendes Volk, wie Einige meinen, waren die Pelasger gewiß nicht, sondern ein ackerbauendes, nicht ohne den Besitz einer gewissen geistigen Bildung. Ihnen sind die sogenannten Cyklopischen Mauern zuzuschreiben, von denen sich noch heut zu Tage in Griechenland wie in Italien Ueberbleibsel finden. Es sind Mauern aus ungeheuren Steinblöcken zusammengesetzt, die so genau in einander gefugt sind, daß sie ohne Verbindung durch Mörtel ein unerschütterliches Ganze bilden, und weil die Alten gewöhnliche Menschen für unfähig hielten, solche Werke zu vollenden, erklärten sie die Erbauer für Riesen oder Cyklopen. Die vorzüglichste Gottesverehrung der Pelasger war die des Zeus zu Dodona, im nördlichen Epirus, mit einem berühmten Orakel. Die Art, dasselbe zu befragen, war sehr mannichfaltig. Bald gingen die dazu bestellten Priesterinnen in den heiligen Hain unter eine alte Eiche, die für göttlich galt, und horchten auf das Säuseln der Blätter, oder auf das Geräusch einer nahe vorbei rieselnden Quelle; bald deuteten sie den Willen der Götter aus dem Klange, der durch das Zusammenschlagen vieler ehernen Becken entstand, welche, dem Winde ausgesetzt, rings um den Tempel hingen. Von dem Ursprunge dieser Weissagung erzählte man zu Dodona, es seyen einst zwei schwarze Tauben von Theben in Aegypten ausgeflogen, und hätten sich, die eine in Libyen, die andere in Dodona niedergelassen; die letztere habe sich dort auf einen Eichbaum gesetzt, und mit menschlicher Stimme die Errichtung eines Orakels anbefohlen. Aber Herodot, der dies erzählt, fügt schon selbst, nach Anleitung einer

von den Priestern in Theben erhaltenen Nachricht, die Deutung dieser Mythe hinzu, daß die Tauben heilige Weiber aus Aegypten gewesen seyen, welche die Orakel in Ammonium und Dodona stifteten. Vielleicht ein uralter Versuch der Aegyptischen Priester, ihren Cultus auch hieher zu verpflanzen.

Als Pelasgische Staaten im Peloponnes werden Arkadien, Argos und Sicyon genannt. Den Stifter des Staates von Argos nennt die Sage Inachus, und setzt ihn zwanzig Menschenalter vor den Trojanischen Krieg (ins neunzehnte Jahrhundert vor Chr.).

In der Folge wurden die Pelasger theils zurückgedrängt von jenen andern, Hellenisch genannten Stämmen, theils verschmolzen sie mit ihnen. Doch den gemeinschaftlichen Namen der Hellenen, worin gemeinsame Abstammung erkannt wurde, gaben sich diese Stämme erst später. Ob sie wirklich von einer Wurzel herzuleiten sind, oder ob dies erst später ohne genügenden Grund angenommen worden ist, bleibt zweifelhaft. Mythisch wurde diese Verwandtschaft folgendermaßen dargestellt. Zur Zeit einer großen Fluth (im sechzehnten Jahrhundert vor Chr.) herrschte am Gebirge Parnassus ein König Deukalion. An der Spitze seiner Völker that er einen Einfall in Thessalien, und vertrieb von dort die Pelasger. Er hatte zwei Söhne, Hellen und Amphiktyon, und Hellen wiederum drei: Aeolus, Dorus und Xuthus, deren Geschlechter nach und nach ganz Griechenland einnahmen. Der Stamm des Aeolus breitete sich über Akarnanien, Aetolien, Phocis, Lokris und einige westliche Inseln aus. Die Nachkommen des Dorus nahmen die Landschaft Doris ein, und gingen nach Kreta. Xuthus, von seinen Brüdern aus Thessalien vertrieben, ging nach Attika, und vermählte sich mit der Tochter des dortigen Königs Erechtheus. Seine beiden Söhne, Jon und Achaeus, konnten sich aber in Athen nicht halten, sondern mußten es verlassen, und gingen nach dem Peloponnes, wo die Jonier das nachmalige Achaja, die Achäer Lakonien und Argolis einnahmen. Auf diese Weise wurden die vier Stämme der Griechen, nämlich die Aeoler, Dorer, Jonier und Achäer, auf die Söhne und Enkel des Hellen zurückgeführt, und von dem Letztern der Name des Gesammtvolkes abgeleitet.

Zu diesen Völkerstämmen kamen nun noch Ausländer über das Meer her, und brachten mancherlei Kenntnisse nach Griechenland. Eine neuere Ansicht läugnet jedoch die meisten dieser Einwanderungen, erklärt sie für spätere Erfindung oder Mißdeutung alter Sagen und

hält die Helden derselben für einheimisch *). Nach der gewöhnlichen Erzählung landete Cekrops, aus Sais in Aegypten kommend, in Attika (1582 v. Chr.), wo er von dem damaligen Könige aufgenommen wurde, und sich mit dessen Tochter vermählte. Man nennt ihn den Stifter des Athenischen Staates, indem ihm die Anordnung der Religion, die Einführung fester Ehen, des Ackerbaues und förmlicher Gerichte, unter die man auch den nachmals so berühmt gewordenen Areopagus rechnet, ferner die Erbauung einer nach seinem Namen Cekropia genannten Burg, zugeschrieben wird. Der fünfte in der Reihe seiner Nachfolger war jener Erechtheus, zu welchem Xuthus kam.

Aus Phönicien kam Kadmus nach Böotien (1519), brachte die Buchstabenschrift und andere Kenntnisse mit, und legte die Burg Kadmea an. Der vierte unter seinen Nachfolgern, Amphion, bauete Theben, und verwandelte den Namen der Kadmeer in den der Thebaner. Von diesem erzählt die Fabel, daß sich bei den Tönen seines Saitenspiels die Steine von selbst zu Mauern zusammenfügten.

In Argos landete Danaus **) aus Chemmis in Aegypten (1511), und stiftete daselbst eine neue Dynastie. Unter seinen Nachkommen erwuchsen aus der von ihm gestifteten Herrschaft drei Reiche, zu Argos, zu Tiryns und zu Mycenä. Aus dem Geschlechte des Danaus gingen die vorzüglichsten Nationalhelden hervor. Von ihm stammte der durch wundersame Dichtungen verherrlichte Perseus. Er tödtete die Medusa, und nahm ihr versteinerndes Haupt; ihn trug das Flügelroß Pegasus zu großen Thaten. Der größte und berühmteste dieser Heroen aber ist Hercules (Herakles) aus dem Stamme des Perseus. Es war dies die Ritter- und Heldenzeit der Griechen, und eben darum versetzt die mythische Geschichte in dieselbe die größten, von der Dichtkunst am meisten gefeierten Heroen, und preis't sie als Wohlthäter ihrer Zeitgenossen, weil sie die Länder von Ungeheuern und Frevlern reinigten.

---

*) K. O. Müller Orchomenos und die Minyer, S. 106 fg.

**) Von diesem Danaus erzählt der Mythus, er habe funfzig Töchter an eben so viele Söhne seines Bruders verheirathet. Da ihm aber geweissagt worden war, einer derselben werde ihm einst Herrschaft und Leben rauben: so befahl er seinen Töchtern, sie alle in einer Nacht zu ermorden. Sie thaten's, bis auf eine, die mit Gefahr ihres eignen Lebens ihren Gemahl entfliehen ließ. Das sind die berühmten Danaiden, die, wie die späteren Dichter sagen, in der Unterwelt zur Strafe unaufhörlich Wasser in ein durchlöchertes Faß gießen müssen.

Der Mythe nach war Hercules der Sohn des Zeus und der Alkmene, der Gattin des Königs Amphitryo, eines Enkels des Perseus. Daher auch Here des Zeus Gemahlin, von Eifersucht getrieben, dem Helden schon von seiner Geburt an lebenslängliche Verfolgung schwur. Selbst in seine Wiege legte sie ihm zwei Schlangen, aber schon hier zeigte sich die keimende Heldenkraft, indem der Knabe sie beide zerdrückte. Als er herangewachsen war, wurden Jagd und Krieg seine liebsten Geschäfte. Er erlegte viele wilde Thiere, welche die Wege unsicher machten, und befreite die Thebaner von einem Tribut, den sie einem benachbarten Herrscher zahlen mußten. Dafür gab ihm der König von Theben seine Tochter zur Gemahlin, mit welcher er acht Kinder erzeugte. In einem Anfalle von Raserei erschlug er Mutter und Kinder, und da er das Delphische Orakel befragte, wie er die Götter versöhnen könne, erhielt er zur Antwort: wenn er nach Tiryns ginge und dem Könige dieser Stadt, Eurystheus, zwölf Jahre dienstbar würde. Die Herrschaft dieses Eurystheus hätte aber eigentlich dem Hercules gebührt, wenn dessen Vater Amphitryo nicht eines unvorsätzlichen Mordes wegen aus seinem Reiche vertrieben worden wäre und nach Theben hätte flüchten müssen.

Hier folgen in dem Mythus nun die berühmten zwölf Arbeiten des Hercules, die er auf Befehl des Eurystheus vollbracht haben soll, und die von den Dichtern verschieden angegeben und noch verschiedener ausgeschmückt sind. Er erschlug mit seiner Keule einen Löwen in dem Nemeischen Walde auf dem Isthmus von Korinth; hieb einer Schlange in dem Lernäischen Sumpfe bei Argos ihre vielen Köpfe ab (an deren Stelle immer gleich wieder neue wuchsen, bis sein Gehülfe Iolaus auf den Einfall kam, die Rümpfe durch aufgedrückte Feuerbrände zu ertödten); fing einen ungeheuren Eber auf den Erymantischen Gefilden in Arkadien lebendig, und brachte ihn dem Könige gebunden auf seinen Schultern; holte einen wunderschönen Hirsch auf dem Gebirge Mänalus ein; reinigte den Stymphalischen See in Arkadien von den vielen daselbst herumschwärmenden Vögeln; kämpfte mit den Amazonen (einem fabelhaften Volke von kriegerischen Weibern in Kleinasien) um das Wehrgehenk ihrer Königin; räumte den Stall des Augias, Königs von Elis, aus, in welchem sich seit dreißig Jahren der Mist von dreitausend Rindern angesammelt hatte, und was der Heldenthaten mehr waren. Die Dichter lassen ihn sogar zweimal in die Unterwelt

bringen, einmal seinem Freunde Admetus zu Gefallen *), ein andermal auf Eurystheus Befehl, dem er den Cerberus herauf holen mußte, jenen berühmten dreiköpfigen Hund, der, nach den Sagen der Dichter, den Eingang zum Schattenreich in der Unterwelt bewachte.

Der Mythus von seinem Tode ist ganz im religiösen Geiste der älteren Griechen gedichtet. Betrachtungen über den seltsamen Gang des Menschenlebens und über die wunderbaren Verkettungen der Begebenheiten in demselben führten die Dichter früh auf die Vorstellung, daß ein allgewaltiges Schicksal jedem Menschen seine Thaten und Leiden zugewogen habe, denen er mit allem Bestreben des eigenen Willens nicht entgehen könne. Diesem Schicksal unterlag auch Hercules. Er vermählte sich mit der Dejanira, einer Tochter des Aetolischen Königs Oeneus, die er auf seinen Zügen mitnahm. Als er nun über den Fluß Euenus in Aetolien setzen wollte, schickte er sie auf der Fähre, die dort ein Centaur Namens Nessus hielt, voran. Dieser Ungeschlachte wollte ihr mitten auf dem Strome Gewalt anthun, aber Hercules, der es von fern sah, schoß ihm einen vergifteten tödtlichen Pfeil durch den Leib. Um sich zu rächen, fing der Sterbende etwas von seinem nun auch vergifteten Blute in seinem ledernen Wams auf, gab es der Dejanira, und sagte ihr, dies sei ein sicheres Mittel, ihren Mann treu zu erhalten. Sie dürfe ihm nur im Nothfall mit diesem Blute das Innere seines Gewandes sanft bestreichen, so werde augenblicklich seine Liebe zu ihr zurückkehren. Als nun Hercules bald darauf die schöne Iole, des Königs Eurythus von Euböa Tochter, liebte, hielt Dejanira es für Zeit, das Mittel des Nessus zu versuchen. Sie schickte ihrem Gemahl ein köstliches Feierkleid, heimlich bestrichen mit dem Blute des Centauren. Er legte es an, als er eben auf dem Vorgebirge Cenäum (in Euböa) dem Zeus ein großes Opfer bringen wollte, aber es klebte sich ihm mit brennendem Schmerze an die Haut; die ganze Gewalt des fürchterlichen Giftes zuckte ihm durch die Glieder; in der ersten Wuth schmetterte er den unschuldigen Diener, der das Gewand überbracht hatte, an einen Felsen; dann ließ er sich nach

*) Dieser war König zu Pherä in Thessalien. In einer unheilbaren Krankheit erhielt er ein Orakel, nur dann könne er genesen, wenn sich Jemand an seiner Statt freiwillig dem Tode opfere. Sein treues Weib Alceste bat darauf die Götter heimlich, sie hinweg zu nehmen. Es geschah. Sie starb, und er genas. Hercules, von so vieler Liebe gerührt, stieg in die Unterwelt hinab, und erbat sich von Aides Gemahlin, Persephone, das Leben des treuen Weibes zurück.

Trachyn bringen, und befahl, daß man ihn auf dem Berge Oeta lebendig verbrennen solle. Der ganze Mythus schließt damit, daß der Held, im Feuer geläutert und entsündigt, als Halbgott zum Himmel emporgestiegen sey und, zur Belohnung für sein hartes Schicksal, von der versöhnten Here die ewig blühende Göttin der Jugend, Hebe, zur Gemahlin empfangen habe.

Außer den erwähnten Thaten wurden dem Hercules noch so viele andere zugeschrieben, daß man deutlich sieht, wie hier Sagen und Mythen von sehr verschiedener Abstammung und Localität an den Einen Namen geknüpft sind. Hercules war das Ideal der siegreichen, durch Mühe und Drangsal nicht gebeugten, sondern zu den Göttern erhobenen Heldenkraft. Außerdem haben die Griechen, welche die Götter und Heroen anderer Nationen stets in ihren eigenen wiederzufinden glaubten, fremde Götter, und namentlich einen Phönicischen, in den Hercules umgedeutet, in dessen Geschichte nun Vieles nur noch als mährchenhafte Dichtersage erscheint, was ursprünglich eine symbolische Bedeutung hatte, und mit den religiösen Vorstellungen und der in Mythus gehüllten Geschichte jener Völker in näherer Beziehung stand.

Zwei Jahrhunderte etwa nach dem Danaus (1321) kam ein Phrygier Pelops nach der Halbinsel, und von ihm erhielt sie den Namen Peloponnesus (Insel des Pelops), denn er und seine Nachkommen nahmen die wichtigsten Landschaften derselben ein, Elis, Argolis, und Lakonien. Ihre Unterthanen waren Achäer. Die Gräuelthaten und unglücklichen Schicksale der Pelopiden sind ein Hauptgegenstand der tragischen Dichtungen der Griechen geworden. Die beiden Söhne des Pelops, Atreus und Thyestes, erwarben die Herrschaft über Mycenä und Tiryns. Thyest verführte seines Bruders Gattin, und wurde dafür von dem ergrimmten Atreus aus dem Lande gejagt. Thyest aber hatte seinem Bruder einen Sohn entwandt, den er als den seinigen auferzog, und diesen sandte er jetzt rachebrütend zum Atreus, damit der Jüngling im Oheim den eignen Vater morde. Aber er ward ergriffen, Atreus ließ ihn unter den grausamsten Martern hinrichten, und erfuhr zu spät, wer er sey. Auf noch schrecklichere Rache sinnend, stellte sich Atreus versöhnt, rief den Bruder zurück, schlachtete dessen beide Söhne, und tischte das Fleisch dem Thyest auf, dem er nach dem Mahle Haupt und Hände entgegenwarf. Von Entsetzen und Furcht ergriffen, floh Thyest, und erzog sich in einem andern Sohne, dem Aegisth, einen Rächer, welcher in der Folge den barbari-

schen Oheim Atreus erschlug. Die Söhne des Atreus waren Agamemnon und Menelaus, welche den für die Griechische Geschichte so bedeutsamen Trojanischen Krieg veranlaßten. Dieser Krieg bildet einen Hauptabschnitt in der Entwicklung Griechenland's, indem er die heroisch-mythische Zeit beschließt; der Geschichte desselben müssen wir aber noch einige andere merkwürdige Begebenheiten vorausgehen lassen.

---

2. Theseus.

(Im 13. Jahrhundert vor Chr.)

Wie an den Namen des Cekrops die Anfänge der Bildung in Attika geknüpft wurden, so verehrte das Athenische Volk in dem Theseus den Urheber seiner politischen Eigenthümlichkeit und Bedeutung. So mythisch die Sagen von diesem Heros auch lauten, so ist doch die Thatsache einer alten Staatsveränderung darin unverkennbar. Aegeus, König von Athen, befragte, diesen Sagen zufolge, wegen seiner Kinderlosigkeit das Orakel zu Delphi, und um sich die erhaltene Antwort deuten zu lassen, reisete er nach Trözen zu dem wegen seiner Weisheit berühmten Pelopiden Pittheus. Dieser führte ihm seine Tochter Aethra zu, und als Aegeus nach einem kurzen Aufenthalte nach Athen zurückging, verbarg er vorher seine Sohlen und sein Schwert unter einen schweren Stein, und sagte der Aethra, die er schwanger zurückließ, dabei, wenn der Sohn, den sie gebären würde, einst stark genug seyn werde, diesen Stein wegzuwälzen, so solle sie ihn heimlich mit diesem Schwerte und diesen Sohlen zu ihm senden, an welchen er ihn alsdann gewiß erkennen werde.

Theseus, so hieß der Sohn, den Aethra gebar, zeichnete sich, sobald er herangewachsen war, durch Kraft und Verstand aus. Seine Mutter entdeckte ihm daher, als er die gehörigen Jahre erreicht hatte, wer sein Vater sey, und befahl ihm, mit den bestimmten Unterpfändern, welche er sich leicht unter dem Steine hervorholte, nach Athen zu gehen. Auf dem Wege dahin, der von Räubern unsicher gemacht wurde, hatte Theseus Gelegenheit, sich durch Heldenthaten einen Namen zu machen. Er erschlug mehrere jener Frevler, oder ließ sie dieselben Martern dulden, die sie Anderen angethan hatten *). Desto

*) Der erste, den er erlegte, war der Keulenschwinger Periphetes in Argolis; der zweite der Fichtenbeuger Sinnis auf dem Isthmus, der zwei hohe Fichten mit ihren Gip-

freudiger empfing der Vater den jungen Helden, und erklärte ihn zu seinem Nachfolger. Dagegen waren die Söhne seines Oheims Pallas, die bei der Kinderlosigkeit des Aegeus auf die Nachfolge in der Herrschaft gerechnet hatten, über seine Ankunft nicht wenig erschrocken. Sie machten einen Versuch, ihn gewaltsam aus dem Wege zu räumen, aber Theseus kam ihnen durch Schnelligkeit zuvor, und besiegte sie. Bald hatte er eine zwiefache Gelegenheit, sich um sein neues Vaterland verdient zu machen.

Ein wilder Büffel hatte sich kurz vorher in Attika eingefunden, und setzte die Landleute auf den Marathonischen Feldern in Angst und Schrecken. Theseus fing ihn in einer Schlinge, und zeigte ihn in Ketten dem Volke, das eben so sehr über seinen Sieg erstaunte, als es sich bei dem Kampfe entsetzt hatte. Noch ein größeres Verdienst aber ward die Befreiung seines Volkes von dem Joche Kreta's.

Auf dieser Insel, wo die eingewanderten Dorer das Uebergewicht erlangt hatten, herrschte damals der berühmte König Minos, ausgezeichnet als Gesetzgeber und als Schöpfer der ersten Seemacht unter den Griechen, die er vorzüglich zur Bewältigung der Seeräuber anwandte. Diese Macht erhob den Minos zum Herrn des Aegeischen Meeres, und vermittelst derselben hatte er, um den Tod seines vom Aegeus ermordeten Sohnes zu rächen, von den Athenern einen Tribut erzwungen, der aus vierzehn Mädchen und Jünglingen bestand, die alle neun Jahre als Sklaven nach Kreta gesandt werden mußten. Hier wurden sie, setzt die mythische Sage hinzu, in ein Labyrinth gesperrt, aus dessen Irrgängen sich Keiner herausfinden konnte, und in welchem sie zuletzt die Beute eines Ungeheuers, Minotaurus, wurden, das halb Mensch und halb Stier war.

Die Zeit, diesen verhaßten Tribut zu entrichten, nahete jetzt zum dritten Male heran. Väter und Mütter jammerten, die Jünglinge und Jungfrauen versammelten sich wehklagend, und die Schlachtopfer wurden aus ihnen durch das Loos bestimmt. Da trat Theseus hervor, und bot sich freiwillig zu einem der vierzehn Schlachtopfer an, mit

---

feln zusammenbog, und an jede Spitze einen Fuß des Wanderers band, der nun von den auseinander fahrenden Bäumen zerrissen ward. Der dritte war Skiron, der alle Vorüberreisenden von einem hohen Felsenpfade bei Megara ins Meer hinabstürzte; der vierte, Damastes, in der Landschaft Eleusis, auch Prokrustes (der Ausdehner) genannt, weil er kleine Wanderer in einem großen Bettgestell durch eine Art von Folter ausreckte, großen hingegen in einem kleinen Bett die vorragenden Beine abhieb.

dem Versprechen, zugleich sein Vaterland auf immer von diesem Tribute zu befreien. Er ließ den Steuermann ein weißes Segel mitnehmen, um es bei der Rückkehr zum Zeichen der vollendeten Rettung aufzustecken, da man sich sonst nur eines schwarzen bedient hatte, um damit die hoffnungslose Trauer auszudrücken.

Theseus kam nach Kreta, und dort, erzählt die Dichtung, gab ihm Ariadne, des Königs Tochter, deren Liebe er gewonnen, einen Knäuel, um ihm eine sichere Leitung in dem Labyrinthe zu verschaffen. Mit diesem Faden betrat er kühn die Irrgänge, erlegte das Ungeheuer, und fand sich glücklich wieder heraus. Minos entband nach dieser That die Athener von der fernern Verpflichtung gegen ihn, und Theseus verließ Kreta wieder. Bei der Heimkehr stiftete er auf der Insel Delos, zum Gedächtniß seines Sieges, einen Tanz, in welchem man die Krümmungen des Labyrinths nachahmte.

Als sie sich nun der Attischen Küste näherten, hatten Theseus und der Steuermann das weiße Segel vergessen, und das schwarze blieb aufgesteckt, bei dessen Anblick Aegeus, der mit unruhiger Neugier die Rückkunft seines Sohnes erwartete, sich von dem Vorgebirge, auf welchem er harrend stand, verzweifelnd ins Meer stürzte. Vom Volke ward Theseus mit lautem Jubel empfangen, und für die große dem Staate erzeigte Wohlthat bereitwillig als König anerkannt. Aber er, vielleicht angeregt durch die Kretischen Staatseinrichtungen, war auf eine noch größere bedacht.

Cekrops hatte nämlich das Gebiet von Attika in zwölf verschiedene kleine Ortschaften getheilt, die allmählig unabhängig geworden waren, zuweilen miteinander in Krieg lebten, und dem allgemeinen Oberhaupte des Staates nur ein sehr beschränktes Ansehn ließen. Diesem Uebel abzuhelfen, schlug Theseus vor, alle in diesen einzelnen Ortschaften vorhandene Obrigkeiten und Richter abzuschaffen, und einen gemeinschaftlichen Gerichtshof und einen allgemeinen Rath in der Hauptstadt, dem nachmaligen Athen, zu errichten. Um die Vornehmeren und Mächtigeren, welche bisher in den verschiedenen Ortschaften die ersten Rollen gespielt hatten, zu diesem ihnen unangenehmen Schritt zu bewegen, erbot er sich, die königliche Gewalt auf die Anführung im Kriege und die Handhabung der Gesetze zu beschränken. Dadurch wurden Viele gewonnen, Andere fürchteten sich vor der Macht des Theseus, und das Vereinigungswerk kam zu Stande, zu dessen Erinnerung ein gemeinschaftliches Fest, unter dem Namen der Synoikia (Zusammen-

wohnung), von den Athenern alljährlich gefeiert wurde. Auch erinnerte das zu Ehren der Schutzgöttin Athene ebenfalls jährlich gefeierte Fest an diese Begebenheit, indem Theseus den Namen dieses Festes, Athenäen, in Panathenäen verwandelte (durch welche vorgesetzte Sylbe der Antheil Aller bezeichnet ist). Auch eine Eintheilung aller Bürger in drei Classen, in Edle (*εὐπατρίδαι*, Wohlgeborne), denen die obrigkeitlichen Würden, die Auslegung der Gesetze und die Aufsicht über die Religion zustanden, in Ackerleute und in Handwerker, wird dem Theseus zugeschrieben *).

Aber so tiefgreifende Veränderungen konnten nicht zu Stande kommen, ohne Unzufriedenheit hervorzurufen, und Bewegungen, die sich gegen den Urheber richteten. Die Vornehmen und Reichen bemüheten sich, zu ihren alten Verhältnissen zurückzukehren, und Menestheus, aus der Athenischen Herrscherfamilie, benutzte die Abwesenheit des auf kriegerische Abenteuer ausgezogenen Theseus, das Volk gegen diesen Helden zu stimmen, und durch Schmeicheleien Einfluß zu gewinnen. Als Theseus nach seiner Stadt zurückkam, fand er mit Schmerz, statt des vorigen Gehorsams, überall schwer zu bezwingenden Widerstand. Da sprach er einen Fluch über Athen aus und begab sich nach der Insel Scyrus, wo er Ansprüche auf väterliche Besitzungen hatte, zu dem Könige Lykomedes, mit dem er in Freundschaftsverhältnissen stand. Aber dieser König — sey es nun daß er selbst wegen jener Ansprüche ihn fürchtete, oder daß er mit dem Menestheus in geheimer Verbin-

*) Eine andere uralte Eintheilung der Athener war die in vier Phylen oder Stämme, welche mythisch auf die Söhne des Jon zurückgeführt wird, nämlich in Hopleten (Kriegsadel), Teleonten (zinsbare Ackerbauer), Ergadeis (Handwerker), Aegikoreis (Hirten). Diese Stände scheinen auf ein dem Orient nicht unähnliches, ursprüngliches Castenwesen zu deuten, nur daß man sich, der Griechischen Volksthümlichkeit gemäß, die Grenzen keineswegs so scharf gezogen, und mit der Zeit immer mehr verschwindend, denken muß. Auch war hier kein erbliches Priesterthum als eine Bevorrechtung vorhanden, welche die Uebrigen von der Verrichtung gottesdienstlicher Handlungen ausgeschlossen hätte. Nach einer andern Meinung hatten die Phylen eine geographische Bedeutung. Das Verhältniß dieser Eintheilung zu jener, dem Theseus zugeschriebenen, kann nicht mit Zuverlässigkeit bestimmt werden. Man würde glauben können, daß damals Hirten und Ackerleute in Eine Classe zusammenschmolzen, wenn nicht die alten Phylen späterhin noch immer fortgedauert hätten, aber nicht mehr als Sonderungen nach der Lebensweise, sondern als örtliche. Es ist daher das Wahrscheinlichste anzunehmen, daß mit der dem Theseus zugeschriebenen neuen Staatsordnung die Casteneintheilung verschwand, und die alten Namen in einem andern Sinne fortdauerten. S. K. F. Hermann Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer, S. 182.

dung stand — führte den Theseus, unter dem Vorwande, ihm die Ländereien zu zeigen, auf einen hohen Felsen, und stürzte ihn verrätherisch hinab.

In Athen herrschte nun Menestheus, und erst nach dem Tode dieses Usurpators konnten die Kinder des Theseus in die Rechte ihres Vaters treten. Dem Theseus selbst ließen späterhin die Athener die gebührende Gerechtigkeit widerfahren, indem sie ihn unter die Heroen ihres Landes versetzten, ihm Tempel und Altäre errichteten, und seine Gebeine, bei einer künftig zu erzählenden Veranlassung, nach Athen holten.

---

3. Die Thebanischen Kriege.

Um dieselbe Zeit, wo die Athener an dem Theseus einen Ordner ihres Staates fanden, war, nach der mythischen Chronologie, das benachbarte Theben der Schauplatz zerrüttender Unruhen. Die Schicksale des damals dort herrschenden Königs Oedipus sind ein vorzüglicher Stoff der Griechischen Tragödien geworden, und die historische Grundlage ist durch die Dichtung schwer zu erkennen. Seine Eltern, Lajus und Jokaste, heißt es in diesen Fabeln, erhielten ein Orakel, es würde aus ihrer Ehe ein Sohn hervorgehen, der einst seinen Vater tödten werde, und ließen daher den ihnen gebornen Sohn Oedipus aussetzen. Aber indem sie so dem Unglück entgehen wollten, zogen sie es herbei. Oedipus, der von einem Hirten aufgefunden und in Korinth erzogen wurde, befragte, als er herangewachsen war, das Orakel um seine Abkunft, und dieses warnte ihn, in sein Vaterland zurückzukehren, weil er dort seinen Vater tödten und seine eigne Mutter zum Weibe nehmen werde. Oedipus floh nun Korinth, welches er für sein wahres Vaterland hielt; im Thebanischen Gebiete begegnete ihm ein Greis, mit dem er in Streit gerieth. Oedipus erschlug den Greis; es war Lajus — sein Vater. Um diese Zeit ängstigte die Thebaner ein geflügeltes Ungeheuer in Löwengestalt, mit jungfräulichem Antlitze, Sphinx genannt. Sie gab, auf einem Felsen sitzend, den Vorübergehenden ein Räthsel auf; wer es nicht errieth, den stürzte sie herab. Da versprach man dem Helden, der Theben von dieser Plage befreien würde, die Hand der Königin und die Herrschaft. Oedipus errieth das Räthsel, und die Sphinx stürzte sich selbst vom Felsen herab. Aber der schreckliche Orakelspruch ging nun in Erfüllung; Oedipus vermählte sich mit

der Jokaste — seiner Mutter. Nach einiger Zeit kam eine verheerende Pest über das Land, man befragte das Orakel, und so kam endlich Oedipus zur Erkenntniß seiner Geburt und seiner unwissentlichen Schuld. Voll Verzweiflung stach er sich die Augen aus, und irrte als Bettler, von seiner Tochter Antigone geführt, bis an sein Ende in fremden Ländern umher. Jokaste gab sich selbst den Tod.

Oedipus hinterließ zwei Söhne, Eteokles und Polynices, die sich beide um die Regierung dergestalt verglichen, daß jeder abwechselnd ein Jahr die Herrschaft haben sollte. Eteokles bestieg den Thron zuerst, und gefiel sich so wohl auf demselben, daß er ihn nicht wieder verlassen wollte, als das Jahr abgelaufen war. Der betrogene Polynices wandte sich nun zum König Adrastus in Argos, welcher ihm seine Tochter zur Gemahlin gab, und ihm mächtige Hülfe versprach.

Sieben Helden rückten nun gegen das wohlbefestigte Theben an, mit ihren Reisigen und Untersassen. Ihre Namen waren: Polynices, Adrastus, Tydeus, Amphiaraus, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäus. Eteokles schloß sich mit den Seinigen in Theben ein, und alle sieben Helden, die es belagerten, waren nicht im Stande, ihn herauszutreiben, weil sie sich zwar auf offenes Gefecht, aber nicht auf Eroberungen fester Oerter verstanden. Schon waren auf beiden Seiten viele tapfere Streiter gefallen, und Kapaneus selber stürzte von einer Leiter herab, die er an die Mauer gelegt hatte, als Eteokles und Polynices beschlossen, ihren Zwist miteinander allein im Zweikampfe auszumachen. Tag und Ort wurden festgesetzt; die Völker saßen traurig und in tiefer Stille da. Die beiden Fürsten stürzten auf einander, durchbohrten einander, und gaben beide den Geist auf. Man legte sie auf einen Scheiterhaufen, nach der Sitte der Griechen, die ihre Todten verbrannten, und um den grenzenlosen Haß der beiden Brüder durch ein schreckliches Bild auszudrücken, erzählte man, die Flamme habe sich getheilt, um selbst nicht einmal die Asche der Brüder zu vermischen.

Nun setzte ihr Oheim Kreon gegen die Belagerer den Krieg fort. Gleich bei dem ersten mörderischen Ausfalle, den er that, kamen fast alle Argivische Feldherren um; von den Sieben gegen Theben blieb nur Einer am Leben, Adrastus, welcher so eilig entfloh, daß er nicht einmal den Gebliebenen auf dem Schlachtfelde die üblichen Todtenopfer bringen und ihre Leichname verbrennen konnte.

Die Thebaner rühmten sich des Sieges, denn die Sieben waren

gefallen. Aber diese hatten Söhne hinterlassen, würdig, die Rächer ihrer Väter zu seyn. Zehn Jahre nachher standen sie auf, und drangen an der Spitze eines zahlreichen Heeres in das Gebiet ihrer Feinde. Diesmal unterlagen die Thebaner, und verließen die Stadt, welche rein ausgeplündert ward. Thersander, des Polynices Sohn, ergriff nun die Herrschaft von Theben wieder; aber es waltete fortwährend schweres Unglück über dem Reiche, so lange Oedipus' Nachkommen es beherrschten.

---

4. Der Argonautenzug.

(um 1250 vor Chr. Geb.)

Dieser berühmte Zug zeigt den Ritter- und Heldengeist der Griechen jener Zeit zuerst in einer gegen das Ausland gerichteten Unternehmung thätig. Eine geschichtliche Thatsache liegt zum Grunde, aber die näheren Umstände gehören der Mythe an.

Phrixus, der Sohn des Königs Athamas von Orchomenus, floh, um den Verfolgungen einer bösen Stiefmutter zu entgehen, mit seiner Schwester Helle auf einem goldenen Widder über das Meer nach Kolchis, wobei Helle in die Meerenge stürzte, die von ihr den Namen Hellespont (Meer der Helle) erhalten hat. Phrixus aber kam glücklich nach Kolchis, opferte den Widder und hing dessen Vließ (Fell) im Haine des Ares auf, woselbst es der dortige, durch seine Grausamkeit berüchtigte König Aeetes durch einen feuerschnaubenden Drachen bewachen ließ. Diesen Schatz hätten die Griechen gern wieder gehabt, es fand sich aber lange Niemand, der die höchst gefahrvolle Unternehmung bestehen wollte, bis Pelias, der zu Jolkus *) in Thessalien herrschte, seinen Neffen, den Jason, von dem er, einem Orakelspruche zufolge, Verderben fürchtete, dazu aufforderte, und ihn willig fand. Jason,

---

*) In Jolkus wohnte der Volksstamm der Minyer, daher auch die Argonauten unter diesem Namen vorkommen. Ein Hauptsitz dieser Minyer war Orchomenus in Böotien, in früheren Zeiten ein sehr bedeutender Staat. Die Reichthümer dieser Stadt waren so berühmt, daß sie in der Ilias mit denen des Aegyptischen Theben zusammengestellt werden. Früher Handelsverkehr, welchen die Minyer trieben, war Hauptgrund dieser Reichthümer; und wenn anders, wie Einige wollen, durch den Mythus der Argonauten Ueberlieferungen von alten Handelsunternehmungen nach jenen fernen Gegenden durchschimmern, so ist es ein sehr merkwürdiger Umstand, daß die Argonauten Minyerhelden sind. S. K. O. Müller Orchomenos und die Minyer.

der von einem Bruder des Athamas abstammte, von ausgezeichneter Tapferkeit und nach kühnen Thaten dürstend, wurde nun Anführer des Zuges, an dem viele Andere Theil nahmen, zu denen der Mythus die edelsten und angesehensten Helden der Nation rechnet: die berühmten Brüder Kastor und Pollux aus Lacedämon, Telamon, Fürst von Salamis, der unsterbliche Sänger Orpheus aus Thracien, von dem die Alles verschönernde Dichtung erzählt, er habe durch die Macht seines Gesanges wilde Thiere gezähmt, Flüsse in ihrem Laufe aufgehalten, und Bäume tanzend gemacht; ferner Theseus, und Hercules selber, die Krone der Helden.

Die Argonauten (Argofahrer, von dem Schiffe so genannt, welches Argo hieß) erreichten nach vielfachen Abenteuern Kolchis. Sie fanden an dem Aeetes einen listigen Barbaren, der, um sie ins Verderben zu stürzen, sich erbot, ihnen das goldne Vließ auszuliefern, wenn einer ihrer Edelsten die Kampfarbeit bestehen würde, die der König ihm auflegte. Er sollte zwei feuerschnaubende Stiere an einen Pflug spannen, und damit einen harten Acker umpflügen, dann Drachenzähne in die Furchen säen, und mit den daraus hervorgewachsenen geharnischten Männern kämpfen. Jason, der Tapferste der Helden, würde in diesen Kämpfen unterlegen seyn, wenn ihm nicht des Königs eigene Tochter, die Zauberin Medea, die in Liebe für ihn entbrannt war, mit ihren Künsten geholfen hätte. Sie gab ihm Zauberkräuter, welche die gluthauchenden Stiere zähmten, und einen bezauberten Stein, den er unter die aus der Drachensaat emporgewachsenen geharnischten Männer warf, und der die Wirkung hatte, daß sie ihren Grimm gegen sich selber kehrten und sich unter einander selbst zerfleischten.

Aeetes weigerte sich dennoch, das goldne Vließ herzugeben, und es blieb den Argonauten nichts übrig, als es mit Gewalt zu nehmen. Bei diesem Unternehmen harrten ihrer neue Gefahren. Der Ort, wo das Kleinod aufbewahrt wurde, war mit einer unübersteiglichen Mauer umgeben, vor deren Pforten die Göttin Artemis selbst durch flammenäugige Hunde Wache halten ließ. Diese Pforten führten in einen Hain, in dessen Mitte das goldne Vließ an einem Eichstamm hing, bewacht von einem entsetzlichen Drachen. Aber auch gegen alle diese Schrecknisse wußten Medea's Zauberkünste Rath zu schaffen. Die Helden sahen sich im Besitze des ersehnten Schatzes, und eilten sich mit demselben einzuschiffen. Auch Medea begab sich heimlich in nächtlicher Stille auf das Schiff, um mit dem Geliebten zu entfliehen.

Als Aeetes die Flucht seiner Tochter inne ward, setzte er ihnen nach, und Medea, die am Ausflusse des Ister (Donau) die fernen Segel ihres Vaters erblickte, griff zu einem verzweifelten Mittel, um sich vor seinem Zorne zu retten. Sie tödtete und zerstückelte ihren kleinen Bruder Absyrtus, den sie mitgenommen hatte, stellte Haupt und Hände auf einem hohen Felsen aus, und streute die übrigen Glieder hie und da am Ufer umher, damit durch den jammervollen Anblick des Vaters Sinn von der Tochter abgelenkt, und er genöthigt wurde, bei dem Sammeln der Glieder seines Lieblings zu verweilen. So gewannen die Fliehenden einen Vorsprung, und entrannen dem Verfolger glücklich. — Uebrigens ist der Rückweg, den die Argonauten durch entfernte, fabelhafte Gegenden der Erde genommen, von den Dichtern, nach dem verschiedenen Zustande der Erdkunde in ihrer Zeit, immer wieder anders gestaltet und ausgebildet worden.

---

5. Der Trojanische Krieg.

(um 1200 v. Chr. Geb.)

Auch bei diesem, von der Poesie mit ihrem schönsten Glanze verherrlichten Kriege, muß es die besonnene Geschichtsforschung aufgeben, die einzelnen Thatsachen durch die Hüllen der Mythe und Dichtung erkennen zu wollen; aber daß Troja einst durch die vereinte Macht der Griechen feindlich angegriffen und zerstört worden sey, wird sie schwerlich in Zweifel stellen wollen. Es mögen auch wol zu einer oder der andern in den herrlichen Homerischen Gesängen erzählten einzelnen Begebenheit dieses Krieges in geschichtlicher Ueberlieferung die Grundzüge enthalten gewesen seyn, die aber nicht mehr von dem Gedichte losgelös't werden können.

Zwischen Griechen und Trojanern, d. i. den Bewohnern der mächtigen Stadt Troja (oder Ilium) und der dazu gehörigen Landschaft, hatten schon mehrere feindliche Berührungen Statt gefunden; so hatte Hercules einst Troja erobert, und den dort regierenden König Laomedon erschlagen. Der Sohn und Nachfolger dieses Laomedon war Priamus, der lange glücklich lebte, bis sein Sohn Alexandros, gewöhnlich Paris genannt, durch einen Frauenraub, den er verübte, dem Königsgeschlecht und dem ganzen Volke das unglücklichste Schicksal bereitete. Er reis'te nämlich nach dem Peloponnes, kehrte bei dem oben (S. 182) erwähnten Pelopiden Menelaus, Könige von Sparta, ein, und ward von

demselben, nach der gastfreundlichen Sitte jener Zeit, als ein Fremder liebevoll aufgenommen und trefflich bewirthet. Aber er vergalt diese Wohlthat sehr schlecht. Seine Schönheit reizte Helenen, die berühmte Gemahlin seines Wirths, so wie ihn die ihrige, zu unerlaubtem Begehren, und als einmal Menelaus abwesend war, setzte er sich mit ihr zu Schiffe, nahm sogar viele Kostbarkeiten aus Menelaus Hause mit, und entführte sie nach Troja. Ganz Griechenland ward, nicht sowol über diesen Frevel, als über den damit verbundenen Schimpf empört; und da Menelaus nicht nur selbst ein bedeutender Fürst war, sondern sein Bruder Agamemnon, der zu Mycenä herrschte, in noch weit höherm Ansehen stand, so gelang es ihm, mehrere tapfere Häupter für sich zu gewinnen, die nun in ganz Griechenland umherreis'ten, um alle Könige und Königssöhne zu einem gemeinschaftlichen Rachezuge nach Asien aufzufordern. Ganz besonders geschäftig zu diesem Zwecke zeigten sich Odysseus (Ulysses), König in Ithaka, einer Insel zwischen der Landschaft Akarnanien und der Insel Cephalenia, und Diomedes, ein Peloponnesischer Fürst, Jener durch seine Klugheit und Ueberredungskunst, Dieser durch seine Unerschrockenheit und Stärke berühmt. Die Sache hatte einen so guten Erfolg, daß ein bis dahin in Griechenland nie gesehenes Heer zusammenkam, das zu seiner Ueberfahrt zwölfhundert Schiffe bedurfte. Die Bewohner der entferntesten Landschaften lernten sich hier zuerst einander kennen, und wie viel diese Bekanntschaft zu größerer Einigung und zu dem nachmaligen Verkehr der Griechen untereinander beigetragen habe, läßt sich gar nicht berechnen. Doch war es gewiß nicht die patriotische Theilnahme an dem Schimpf des Menelaus allein, welche eine so große Unternehmung bewirkte. Es kam vielmehr die Aussicht auf reiche Beute hinzu, und besonders die reine Lust an ritterlichen Abenteuern.

Im Hafen von Aulis in Böotien kamen die Schiffe und die Männer zusammen. Da Agamemnon die Haupttriebfeder und der mächtigste Theilnehmer an der Unternehmung war, so gestanden ihm alle übrige Fürsten willig den Vorrang zu, doch ohne sich von ihm in ihrer Willkür und in der Herrschaft über ihre eigenen Leute im Geringsten beschränken zu lassen. Vor jeder Unternehmung berathschlagten sie Alle zusammen, sitzend in einem großen Kreise auf Steinen, und wer jedesmal sprechen wollte, ließ sich von den immer gegenwärtigen Herolden den langen Herrscherstab (Scepter genannt) reichen, den er nach gehaltener Rede sogleich wieder abgab. Ein besonderes Gewicht in diesen Ver-

sammlungen hatte der Rath des Ulysses, und der des alten Nestor, aus Pylos in Messenien; doch wenn es zum Schlagen kam, waren Diomedes, Idomeneus aus Kreta, Ajax und Teucer, Telamon's Söhne aus Salamis, ein jüngerer Ajax, des Oïleus Sohn, vor Allem aber Achilles aus Phthia in Thessalien, der die Stärke und Kühnheit des Löwen mit der Schnelligkeit desselben vereinigte, die Vorzüglichsten.

Ein widriger Wind verhinderte indeß lange das Auslaufen der Flotte. Dies schien ein Mißfallen der Götter anzuzeigen. Kalchas, der als ein besonders weiser Seher und Vogelschauer, um in Fällen der Noth den Götterwillen zu erkunden, den Heereszug begleitete, mußte erforschen, wie die Zürnenden versöhnt seyn wollten. Seine Antwort war: durch die Aufopferung der Tochter Agamemnon's, Iphigenia. Trotz dem Widerstreben des Vaters würde die unnatürliche That geschehen seyn, wenn nicht, der mythischen Sage zufolge, die Göttin Artemis die Unglückliche in einer Wolke entrückt hätte. Es wandte sich nun der Wind, die Flotte lief aus, und landete glücklich an der Troischen Küste.

Auch hier gingen die Sachen nicht gleich so erwünscht, als die Griechen sich wol vorgestellt haben mochten. Die Stadt war stark befestigt, außer den Mauern hatte sie auch Wälle und Thürme, wie überhaupt Befestigung der Städte durch Mauern oder Burgen schon im heroischen Zeitalter als unerlaßliche Nothwendigkeit erscheint. Die Feinde waren fast eben so zahlreich, als die Angreifenden selbst, denn eine Menge Asiatischer Fürsten aus der Nachbarschaft waren mit ihrer Mannschaft den Troern zu Hülfe gekommen, und das gesammte Volk hatte an dem tapfern Hektor, Priamus ältestem Sohne, einen Anführer, der es an Stärke und Gewandtheit mit jedem Griechen aufnahm. Daher verzögerte sich die Einnahme der Stadt unerwartet lange; die Dichter sagen, zehn Jahre.

Außer der Festigkeit des Orts war auch der Mangel an allen Bedürfnissen ein bedeutendes Hinderniß. Die Griechen mußten sich die Nahrungsmittel theils durch Ackerbau in dem Thracischen Chersonnes, theils durch Beutezüge gewinnen. So überfiel unter andern Achilles mit seiner Schaar die Insel Lesbos, plünderte sie aus, und führte eine Menge junger Weiber und Jungfrauen weg, die er nachher unter die übrigen Anführer vertheilte. Ein andermal suchte er auf gleiche Art die Cilicische Küste heim. Ueberhaupt rühmte sich dieser Held, allein zwölf See- und elf Landstädte erobert zu haben.

Dieser Zustand machte, daß das Griechische Heer selten beisammen, und also außer Stande war, die Stadt einzuschließen, oder etwas Entscheidendes gegen dieselbe vorzunehmen, zumal da es damals noch gar keine Kunst der Belagerung gab. Ueberhaupt war das Kriegswesen (wie sich dies aus dem Gedicht auf das deutlichste ergibt) noch in seiner Kindheit. Die beiden feindlichen Heere kämpften nicht jedes als ein Ganzes nach einem Plane miteinander, sondern die Schlacht lös'te sich größten Theils in eine Menge von einzelnen Kämpfen auf, ganz nach ritterlicher Weise. Nur sehr selten wird geschlossener Kampfreihen gedacht. Die vorfechtenden Helden bedienten sich häufig der Streitwagen, welche ein Wagenlenker regierte, während der Kämpfer stehend im Wagen seinen Wurfspieß schleuderte. Oft mußte, wenn die Kämpfer ihre Spieße verschleudert hatten, ein tüchtiger Feldstein statt der Waffe dienen.

Jemehr aber der Mechanismus der Kunst aus dem Kampfe entfernt war, desto mehr entwickelte sich in ihm das freie Spiel der menschlichen Gefühle und Leidenschaften. So erscheint er in dem berühmten Homerischen Gedichte, der Ilias, deren Schilderungen von einer unübertrefflichen Wahrheit und Anschaulichkeit sind, so daß wir uns mitten auf das Schlachtfeld versetzt glauben, wenn wir sie lesen. Da nun nichts uns so vollkommen mit dem Geiste der Zeit bekannt machen kann, als solche Schilderungen, so wird der Leser, der den großen Dichter selbst noch nicht kennt, hier gewiß einige derselben mit Vergnügen und Theilnahme kennen lernen.

---

6. Scenen aus dem Trojanischen Kriege.

Einst, als die Schaaren der Griechen und Trojaner einander gegenüberstanden, schritt stolz vor den Letzteren der schöne Paris in einem Pardelfell einher, den Bogen auf der Schulter, das Schwert an der Hüfte, und in der Rechten zwei Wurfspieße schwenkend. So gerüstet forderte er laut mit höhnenden Worten die Tapfersten der Griechen heraus. Das hörte sein Todfeind Menelaus auf seinem Wagen, und freudig, wie ein Löwe, dem eine Beute entgegenkommt, ließ er auf ihn hinlenken, sprang dann hinab, und wollte den Kampf beginnen. Aber vor seinem Anblick erschrak der lockige Jüngling, und wie ein Wanderer, der auf seinem Gange eben in Gefahr ist, auf eine Natter

zu treten, schnell zurückfährt, und dieselbige Straße vermeidet, so ergriff er unwillkürlich die Flucht, und entwich ins Gewühl der übrigen Trojaner.

Das sah Hektor, sein Bruder, und der unwürdige Anblick empörte sein Herz. „Weichling, schrie er ihn an, Weiberheld mit dem schönen Gesicht, wärest du doch nie geboren, oder gestorben, ehe du Weiber verführen lerntest! Wahrlich es wäre dir besser, als jetzt allen Troern zum Schimpfe dazustehen und den Griechen zum Gelächter, die da glaubten, du wolltest die Schlacht allein ausfechten, weil du in stattlich prangender Gestalt so stolz daherschrittest. Wunder nur, wie du es einst gewagt hast, in ein fremdes Land zu schiffen, und aus dem Schooße kriegerischer Männer ein schönes Weib zu entführen, deinem Vater und uns Allen zum Gram, dir aber zu ewiger Schande. Nicht wahr, heut erschien dir Menelaus anders, als damals? Und wenn du vor ihm gestanden hättest, dann möchte dir deine Laute, dein schlanker Wuchs, und die Huld der Liebesgöttin wenig geholfen haben. Ja, wären die Trojaner nicht so lässig, sie hätten dir's längst bezahlt, was du, Unglücksstifter, Böses über sie gebracht hast!"

„Bruder, antwortete Paris, du hast Recht, aber ich will es wieder gut machen, ich will es mit Menelaus aufnehmen, und das in einem öffentlichen, entscheidenden Zweikampf vor allem Volk; du hemme nur jetzt den Streit der Anderen, und laß es die Griechen wissen."

Sogleich eilte Hektor freudig zu den vordersten Reihen hin, welche mit den Griechen im Streit begriffen waren, streckte seine Lanze vor ihnen aus, und befahl ihnen, sich des Streits zu enthalten. Einige unter den Feinden richteten jetzt ihr Wurfgeschoß auf ihn, als aber Agamemnon seine Absicht merkte, rief er laut: „Haltet ein, ihr Männer, und werfet jetzt nicht, denn Hektor begehrt zu reden!"

„Ja, sprach Hektor mit erhobener Stimme, ich habe beiden Heeren ein Wort zu verkünden. Paris, mein Bruder, der alles Unglück verursacht hat, will's auch enden, und bietet dem Menelaus offenen Zweikampf um Helena und sämmtliche Schätze an. Wer obsiegt, soll Beides dahinnehmen, und des Fallenden Niederlage soll das Ende des ganzen Krieges seyn. Ihr zieht dann nach Hause, und wir beschwören gegenseitig den gastfreundlichen Bund."

Menelaus nahm die Ausforderung an, verlangte aber, über die bedungenen Punkte einen feierlichen Vertrag zu schließen, den der König Priamus selber mit beschwören müsse. Sogleich sandte man nach der

Stadt, ihn und die nöthigen Opferlämmer zu holen; die Anführer sprangen von ihren Wagen, und das Volk erwartete in behaglicher Ruhe den Zweikampf.

Der alte Priamus saß gerade mit Helenen und einigen seiner Töchter oben auf der Mauer, um von weitem dem Kampfe zuzusehen, als die Einladung, den feierlichen Bund zu schließen, an ihn gelangte. Der Greis befahl sofort, die Rosse anzuschirren, bestieg mit seinem Sohne Antenor den Wagen, und nun fuhren sie rasch nach dem Kampfplatze. Hier ordneten sich alle Fürsten der Griechen und der Troer in einen Kreis, und Herolde gingen herum, einem Jeden die Hände mit Wasser zu besprengen, denn Niemand durfte mit unreinen Händen eine heilige Handlung verrichten. Darauf zog Agamemnon ein großes Messer aus dem Gürtel, schor den Opferlämmern die Köpfe, und theilte von der Wolle jeglichem Fürsten mit; dann hob er seine Hände empor, und betete also:

„Vater Zeus, ruhmwürdigster Herrscher, und du, Helios, Alles sehender Sonnengott; auch ihr, Ströme, und du, Erde, und die ihr drunten die Geister todter Menschen noch bestraft, die hier Meineide geschworen haben, seyd uns Zeugen unserer Schwüre und dieses heiligen Vertrags. Wenn etwa Paris den Menelaus erlegt, dann soll er Helenen und ihre Schätze behalten, und wir kehren auf unseren Schiffen zurück. Fällt er aber, so entlassen die Troer das Weib und sämmtliche Schätze, und zahlen uns noch eine gerechte Buße, welche auch für die künftigen Geschlechter dauere.“

Alle schwuren, so sollte es seyn, und nun zerschnitt er die Kehlen der Lämmer, und legte die zuckenden Thierchen auf die Erde, daß ihr Blut in den Staub rann. Dann ward den Göttern zu Ehren Wein zur Erde gegossen, und Alle wünschten, daß Zeus auf dieselbe Art das Blut Desjenigen verschütten möchte, der zuerst den heiligen Schwur bräche.

Jetzt breitete sich der Kreis aus, den Kämpfern Platz zu machen. Aber der gutmüthige Priamus sprach mit zitternder Stimme: „Werthe Männer, laßt mich nun wieder nach Hause fahren, daß ich nicht mit meinen Augen die Todesgefahr meines lieben Sohnes sehe. Mag es Zeus nach seinem Rath entscheiden! Er weiß am besten, was gut ist.“

Mit diesen Worten betrat er den Wagen. Auch die geschlachteten Lämmer nahm er herein, und nun fuhr er mit Antenor in die Stadt zurück. Hektor und Odysseus, gleichsam die Secundanten der beiden Kämpfer, maßen hierauf den Kampfplatz ab, und warfen zwei Loose

(Steinchen) in einen Helm, eins für Menelaus, das andere für Paris, um zu entscheiden, welcher von Beiden den ersten Wurf mit dem Spieße thun sollte. Hektor schüttelte, rückwärts gewandt, den Helm (die alte Art zu loosen) so lange, bis eines der Steinchen herausflog. Es war Paris' Loos.

Jetzt ordneten sich Kämpfer und Zuschauer; Paris, im blanken Harnisch, ehernen Beinschienen und undurchdringlichem Helme, dessen Busch ein wallender Roßschweif war, mit Schwert, Schild und Spieß gerüstet, trat von dieser, Menelaus von jener Seite hervor. Sie schüttelten ihre Waffen, und zuerst mit heftigem Schwunge schleuderte Paris seinen Wurfspieß auf den Gegner. Aber er traf nur den eisernen Beschlag an dessen Schilde, die Spitze bog sich krumm, und der Speer fiel kraftlos zur Erde.

„Nun, allwaltender Zeus, rief Menelaus, verleihe mir Kraft, den Jüngling zu strafen, der mir so bitter gefrevelt hat, daß Jeder gewarnt werde, künftig das Gastrecht zu entweihen!" Er sprach's, und schleuderte ihm mit gewaltigem Wurfe die Lanze auf den Leib, daß sie den Schild durchbrach, und gewiß ins Herz gedrungen wäre, hätte nicht Paris mit einer raschen Wendung ausgebeugt. Aber indem er noch ganz bestürzt auf seinen Schild sah, zog Menelaus schnell das Schwert, sprang damit auf ihn ein, und führte einen so kräftigen Hieb auf seinen Kopf, daß er ihm sicher den Schädel gespalten hätte, wäre nicht an der Härte des Helms das spröde Erz in Stücke zersprungen. Da rief er knirschend aus: „Grausamer Zeus, verweigerst du mir abermals den verdienten Lohn der Tapferkeit!" und zum drittenmale fuhr er auf Paris los, mit bloßer Hand, packte ihn beim Helmbusch, und wollte ihn ringend zu Boden werfen. Aber indem er ihn niederzog, riß der Riemen, mit welchem der Helm unter dem Kinne festgebunden war. Menelaus, mit dem Helm in den Händen, stürmte wiederum auf Paris ein, und dieser wäre nun unfehlbar verloren gewesen, wenn ihn nicht, wie der Dichter sagt, seine Beschützerin, die Göttin Aphrodite, in Nebel gehüllt, und dem Kampfe entrückt hätte. Vergeblich wurde er auf dem ganzen Schlachtfelde gesucht; Agamemnon rief laut, Menelaus habe gesiegt, und die Troer müßten den Vertrag erfüllen. Da erhielt plötzlich Menelaus einen Pfeilschuß von der Hand des Pandarus, eines geschickten Bogenschützen, der ihn leicht verwundete. Alles schrie über die Treulosigkeit der Trojaner; Agamem-

non aber schwur, nunmehr nicht zu rasten, bis dies bundbrüchige Geschlecht vertilgt, und ihre Stadt von den Flammen verzehrt sey.

Da nun der Streit wieder heftig entbrannte, sah man vor Allen den Diomedes auf seinem Wagen wie einen beutegierigen Löwen auf dem Schlachtfelde umherjagen. Hinter ihm her zogen die Seinen, bereit, den Erschlagenen die Rüstungen auszuziehen, oder die Wagen und Rosse, von denen er die Kämpfer gestürzt, in sein Lager bei den Schiffen zu führen. Acht der trefflichsten Trojanischen Jünglinge hatte sein Wurfspieß bereits zu Boden gestreckt, da eilte Aeneas, einer der tapfersten Trojanerfürsten, zum Pandarus, und sprach zu ihm:

„Pandarus, wo hast du deinen Bogen und deinen nie fehlenden Pfeil? Siehe, hier gilt's, deinen Ruhm zu bewähren, denn dort hauset ein gewaltiger Mensch, der schon Viele getödtet hat, und Keiner der Unsrigen vermag ihn zu zwingen."

„Ha, das ist Tydeus' Sohn, Diomedes, versetzte Pandarus. Mit dem muß ein unsterblicher Gott seyn, denn schon einmal traf ihn mein Pfeil, daß helles Blut aus der Wunde spritzte, und dennoch ist er schon wieder auf dem Kampfplatze, und schwingt den Speer, als wäre ihm nichts geschehen. Ach nein, auf den ziele ich nicht wieder; mit Göttern zu kämpfen bringt Unglück. Ich bin auch so allein hier, ich habe keinen Wagen; mein Vater rieth mir's wol, als ich fortging. Da stehen uns ja elf Wagen, sprach er, und zu jedem ein treffliches Roßgespann; nimm doch eins mit, du wirst es brauchen. Aber mich dauerten die schönen Pferde, die zu Hause an reichliches Futter gewöhnt sind, und in Troja, dachte ich, wird es wol manchmal den Männern sogar an Speise gebrechen, da ihrer so Viele zusammenkommen. Ach, ich möchte nur lieber auch wieder nach Hause gehen, denn was hilft mir hier mein Bogen und meine gepriesene Schützenkunst? Ich treffe immer, und tödte doch Keinen, ich reize die Feinde nur zu grimmigerem Zorne. In's Feuer will ich den nichtigen Tand werfen, sobald ich nach Hause komme!"

„Nicht doch, sagte Aeneas. Erst versuche ihn noch einmal gegen den entsetzlichen Würger. Komm zu mir her auf meinen Wagen, du sollst dich freuen über meine Pferde. Oder willst du nicht schießen, so gib mir den Bogen, und nimm du die Zügel und die Geißel."

„Ach nein, Aeneas, sprach Pandarus, lenke du lieber selbst deine Rosse. Wenn uns Diomedes verfolgte, und die Pferde gehorchten

mir nicht, so brächte ich uns Beide ins Verderben." Aeneas nahm ihn nun in den Wagen, trieb die Pferde an, und jagte geraden Weges dem Diomedes entgegen, der sich eben auch auf seinem Wagen nach einem Gegner umsah. Seine Pferde lenkte Sthenelus, sein Freund. „Ha, rief dieser, siehe, dort jagen zwei Männer wild auf uns los; ich werde umlenken, denn sie scheinen mir stark und kühn und frischen Muthes, du aber bist ermattet von der langen Arbeit."

„Schweig, rief Diomedes, mir ist's nicht angeartet, im Kampf zurückzuweichen. Lange verdrießt mich's schon, hier unthätig im Wagen zu stehen; ich springe hinab, wie ich bin, und ich denke, alle Beide sollen sie mir wenigstens nicht entrinnen. Du, fahre mir nach, und treffe ich sie Beide, so springe hurtig herab, binde den Zaum an den Wagen, und führe dann ihr herrliches Gespann weg."

Er sprang hinab, und schon im Springen flog ihm Pandarus' Lanze gegen den Schild, daß er stutzte. Jener, der ihn getroffen glaubte, rief frohlockend aus: „Ha, das traf doch endlich einmal wie es sollte! Ich denke, du hast bald dein Ende erreicht!" Aber Diomedes schüttelte seinen Schild vor Pandarus' Augen, und rief ihm triumphirend entgegen: „Frohlocke nicht zu früh; sieh lieber zu, wie du dem Tode entrinnest!" Erschrocken lenkte Aeneas seinen Wagen um, aber indem sie den Rücken wandten, flog Diomedes gewaltiger Wurfspieß dem Pandarus in den Hinterkopf, daß die Spitze aus dem Munde wieder herausfuhr, und er besinnungslos hinabstürzte. Aeneas, entschlossen, den Leib seines Freundes wenigstens der Plünderung und Mißhandlung nicht Preis zu geben, hielt die Pferde an, sprang vom Wagen herab, und eilte zurück, ihn fortzuschleppen. Da hob Diomedes einen gewaltigen Feldstein von der Erde, und schleuderte ihn mit solcher Kraft dem Aeneas an die Hüfte, daß er stöhnend auf ein Knie sank, und die rechte Hand in den Sand stemmte. Aber auch ihn trugen Götter aus dem Getümmel, während Sthenelus das schöne Gespann nach der Abrede fortführte, und es einem treuen Genossen gab, der es ins Lager brachte.

Menelaus und sein Bruder Agamemnon standen nicht weit von einander, und sahen dem Getümmel auf der weiten Ebene zu. Da kam von den Troern her ein wildes Roßgespann auf sie hergestürzt, und in dem Wagen stand Adrastus, ein Troischer Jüngling, der die scheu gewordenen Thiere nicht zu halten noch zu lenken vermochte, und

plötzlich umgeworfen und auf die Erde geschleudert ward. Er konnte sich noch nicht von dem Schrecken erholen, als Menelaus mit dem Spieße auf ihn zusprang, ihn zu durchbohren. Da umfaßte der Hülflose Jenem die Knie, und redete ihn flehend an:

„Nimm mich gefangen, Sohn des Atreus, tödte mich nicht. Siehe, mein Vater ist reich, und schenkt dir gewiß unermeßliche Güter zur Lösung, wenn er hört, daß ich noch lebend bei den Schiffen verweile."

Menelaus war gerührt. Er neigte sich schon zu seinen Begleitern, im Begriff, ihnen den Gefangenen zu übergeben, als schnell Agamemnon hinzu kam, und dem weichherzigern Bruder eifernd zurief: „Bester, kein Mitleid mit diesen! Sie haben das Härteste verschuldet. Bedenke, welchen Schimpf dir Troja über dein Haus gebracht hat, und über uns Alle in dem langen Kriege. Nein, kein Einziger darf uns entkommen von diesem treulosen Geschlechte! Auch des Kindes im Schooße der Mutter werde nicht geschont! Nieder mit diesem! Er darf nicht leben!" Mit diesen Worten stieß Agamemnon dem Knienden die Lanze durch den Leib, daß er sich zuckend krümmte und rückwärts niederfiel. Dann trat er ihm auf die Brust, und zog den Speer wieder heraus, um ihn einem Andern in den Leib zu schleudern.

Dem Diomedes, der, noch immer nach neuen Kämpfen begierig, auf dem weiten Gefilde umherschaute, stieß ein Mann auf, den er noch nie gesehen hatte, und der doch an Pracht der Rüstung und an Wuchs und Hoheit der Geberde den Ersten unter den Troern gleich zu kommen schien. Es war Glaukus, des Hippolochus Sohn, erst kürzlich aus Lycien angekommen. Als Beide auf eines Wurfes Weite einander nahe gekommen waren, hielten sie ihre Rosse an, und Diomedes rief dem Gegner zu: „Wer bist du denn, trefflicher Mann? Nie sah ich dich ja bisher in der männerehrenden Feldschlacht, und doch mußt du ein waffenkundiger Mann seyn, da du dich so kühn meinem gewaltigen Arme darstellst, dem sich noch Keiner ungestraft genaht hat. Bist du etwa ein Gott, so begehre ich nicht, mit dir zu kämpfen. Bist du aber ein Mensch, wie ich, und genährt von Früchten der Erde, nun so komm heran, daß du schnell das Ziel des Todes erreichest!"

Jener antwortete: „Sohn des Tydeus, ruhmvoll ist mein Geschlecht. Meine Ahnen waren Argiver, und herrschten über Ephyra; Sisyphus zeugte den Glaukus, und dieser den herrlichen Bellerophon-

tes, der nach Lycien überschiffte, dem dortigen Könige gegen seine Feinde, die kriegerischen Solymer, beizustehen. Ihn ehrten die Lycier mit Geschenken, und der König gab ihm seine Tochter, und theilte seine Herrschaft mit ihm. Er aber zeugte zwei Söhne, Isander und Hippolochus. Jener ist todt, aber der andere lebt noch, und rühmend nenne ich ihn meinen Vater. Der sandte mich her nach Troja, dem bedrängten Könige beizustehen, und ermahnte mich kräftig, immer der Beste zu seyn, und vorzustreben vor Anderen, nie das Geschlecht der Väter zu schänden. Sieh, darum habe ich deinen furchtbaren Blick nicht gescheut, und will mit dir kämpfen."

„Nein, das sey ferne, rief Diomedes freudig, und stieß seine Lanze in den Sand. Du bist mir ein lieber Gastfreund aus der Väter Zeiten. Denn mein Großvater Deneus hat den herrlichen Bellerophontes zwanzig Tage in seinem Hause beherbergt, und zum Abschiede gaben sie sich Geschenke, zum Denkmal ihrer Freundschaft. Deneus gab einen purpurnen Leibgurt, und Bellerophontes ließ ihm scheidend einen goldenen Becher zurück, den bewahre ich noch zu Hause. Siehe, so bist du mein Gastfreund in Argos, und ich der deine, wenn ich jemals ins Land der Lycier komme. Laß uns also fortan im Getümmel einander vermeiden; bleiben mir doch der übrigen Troer, wie dir der Griechen, genug übrig, welche wir tödten können. Aber zum Zeichen des Wechselbundes laß uns die Rüstungen vertauschen, damit auch die Anderen es sehen, wie wir uns rühmen, Gastfreunde aus der Väter Zeiten zu seyn."

Sie sprangen hierauf Beide von den Wagen, schüttelten sich treuherzig die Hände, und zogen die Rüstungen aus. Glaukus verlor bei dem Tausche, denn die seinige war von Gold, und, wie Homer sagt, hundert Ochsen werth, des Griechen eherne hingegen nur neune. Aber Jener achtete das nicht, und gab sie freudig von sich. Darauf gelobten sie sich noch einmal Freundschaft, und sprengten dann schnell, der Eine rechts, der Andere links hin, aus einander.

Hektor verließ den heißen Kampf auf einige Zeit, und ging zur Stadt, damit seine Mutter zur Göttin Athene um Abwendung der furchtbar vordringenden Griechen flehe. Als er dies vollbracht hatte, und nun wieder hinaus wollte, begegnete ihm am Thore seine sittsame und verständige Gattin Andromache mit einer Sklavin, die ihr das

kleine, unmündige Knäblein nachtrug. Das zärtliche Weib vergoß Thränen bei seinem Anblick, nahm sanft seine Hand, und sprach zu ihm: „O mein Trautester, dich tödtet noch dein Muth. Bleib doch einmal bei uns, und erbarme dich des unmündigen Kindes und deines elenden Weibes. Ach, wenn ich dich verliere, wer soll mich schützen? Meine Mutter ist gestorben, meinen Vater und sieben Brüder hat Achilles in Cilicien erschlagen, und du gehst nun auch von mir, da die Griechen schon unsere Mauern bestürmen. O bleib doch hier auf dem Thurme!"

„Liebes Weib, versetzte Hektor, wie kann ich? Ruht nicht auf mir die Errettung der Stadt, und sieht nicht alles Volk auf mich? Müßte ich mich nicht vor den Weibern schämen, wenn sie mich zuschauend auf der Mauer erblickten? Freilich wird auch mein Bemühen wol fruchtlos seyn, denn mir sagt es mein Geist: kommen wird der Tag, da Troja in Asche versinkt, und Priamus' edles Geschlecht erlischt. Und dann wehe dir, armes Weib, wenn ein stolzer Achäer dich als Sklavin wegführt, daheim in Argos für seine Frau zu weben, oder aus der fernen Quelle Wasser zu holen, und die Leute dich neugierig anschauen und sagen: das war Hektor's Gemahlin, die hochgeehrte Trojanerfürstin, als jene berühmte Stadt noch stand. — Ach, das zu hören! Unglückliches Weib! Und ich kann dich nicht aus der Knechtschaft erretten, denn ich vernehme deine Klage nicht mehr, und meine Asche deckt der Todtenhügel!"

Jetzt wandte er den wehmüthigen Blick von der Gattin auf den zarten Knaben im Arme der Dienerin. Als er aber die Hände nach ihm ausstreckte, fürchtete sich das Kind vor dem Helmbusch, und drückte sein Köpfchen fest an den Busen des Mädchens. Da nahm der Vater den Helm ab, und setzte ihn auf die Erde, und nun schauete er dem Knäblein freundlich ins Gesicht, und es folgte ihm willig in seine Arme. Da wiegte er es auf und ab mit herzlicher Vaterfreude, küßte es, und wandte brünstig flehend den Blick zum Himmel. „Gütige Götter, rief er, erfüllt mir das Eine: laßt dies mein Knäblein stark und brav werden, daß es mächtig vorstrebe vor Anderen, und seinem Volke ein tapferer Hort sey, daß die Männer, wenn er vom Treffen heimkehrt, sagen: der übertrifft noch den Vater. Des müsse sich dann die gute Mutter erfreuen!"

Er sprach's, und gab das Kind der weinenden Gattin, die es sanft an ihren Busen drückte, lächelnd in Thränen. Auch ihn ergriff

unbezwingliche Wehmuth. Er streichelte das gute Weib mit der Hand, und sagte tröstend:

„Arme Frau, du mußt auch nicht gar zu traurig seyn. Des Menschen Leben ruht in der Hand der Götter, und Keiner wird mich wider mein Geschick zu den Todten hinabsenden. Wem aber das Loos einmal fällt, der muß folgen, er sey edel oder gemein. Geh nur jetzt an deine Geschäfte, besorge Spindel und Webestuhl, und halte die dienenden Weiber zum Fleiß an. Der Krieg ist das Geschäft der Männer, und mir geziemt er unter allen Trojanern am meisten."

Er nahm seinen Helm auf, und eilte von dannen. Auch sie ging mit dem Kinde, doch stand sie oft still, ihm nachzusehen. Erst in ihrem Gemach ergoß sich der volle Strom der Thränen, und mit ihr schluchzten die Sklavinnen, denn sie alle liebten sie und den edlen Hektor; es ward viel von ihm gesprochen, und den Frauen ahnte nichts Gutes; sie betrachteten ihn als Einen, der schon gestorben wäre.

Hektor, noch zürnend über seines Bruders Feigheit, wollte gern den Schimpf von den Trojanern abwälzen, und forderte deshalb öffentlich die Feinde auf, ihm einen Gegner aus ihrer Mitte zu senden, mit dem er im Namen seines Volkes ganz allein den Streit, und für immer, entscheiden wolle. Die Griechen, denen ihr stärkster Kämpfer, Achilles, damals seine Hülfe versagte, waren über die Herausforderung eines so starken Mannes verlegen, schämten sich aber doch, sie zurückzuweisen, und bestimmten auf Nestor's Rath den Kämpfer durchs Loos. Es traf den ältern Ajax, aus der Insel Salamis. Dieser, voll Muth und Kraft, freute sich des Looses, und rief aus: „Siehst du wol, Hektor, daß im Volke der Griechen noch Männer sind, die deinen Aufruf nicht scheuen? Ich bin nur Einer von Vielen. Wohlan, beginne den Kampf!"

„Denkst du, mich mit Trotz zu versuchen, Sohn Telamon's? erwiederte Hektor. Irre dich nicht, ich habe die Kämpfe der Männer gelernt; zu Fuß und im Wagen hole ich den flüchtigen Feind ein, und meine Werke zeugen für meine Worte. Aber jetzt gib Acht, tapfrer Krieger, ich will nicht mit lauernder List dich überraschen, sondern öffentlich dich treffen!"

Sie warfen zuerst die Spieße auf einander, aber beide Würfe wurden mit den Schilden aufgefangen. Dann suchten sie sich mit den Spießen zu durchstoßen, aber auch gegen die Stöße deckte der Schild.

Hierauf griffen sie nach Feldsteinen, aber auch diesen Waffen trotzten die Schilde. Jetzt wollten Beide den entscheidenderen Kampf mit dem Schwerte versuchen, aber von Troischer und Griechischer Seite traten nunmehr Herolde zwischen die Streitenden. „Halt! rief einer derselben. Genug des Kampfes! Ihr seyd Beide tapfere Streiter, und von Zeus geliebt, das haben wir Alle gesehen. Aber die Nacht bricht herein, und es ist gut, auch der Nacht zu gehorchen."

Ajax starrte noch immer erwartend auf Hektor's Bewegungen hin, und rief dem Herold zur Antwort: „Gut, mein Freund, ermahne nur Jenen zum Stillstand. Er hat das Gefecht begonnen; will er ruhen, so lasse ich mir's auch gefallen."

Hektor erwiederte: „Ajax, du hast dich männlich bewiesen im Streite, und ein Gott hat dir Stärke und Besonnenheit verliehen. Laß uns jetzt ausruhen vom Kampfe, und künftig einmal ihn wieder erneuen. Siehe, die Nacht ist vor der Thür, geh du zu den Schiffen, und freue dich des Mahls mit den Deinen; ich kehre zur Stadt zurück, wo die beängstigten Frauen an heiliger Stätte die Götter für mein Leben anflehen. Doch zuvor laß uns einander noch mit rühmlichen Gaben beschenken, damit man künftig noch unter Griechen und Troern sage: Seht, sie kämpften lange den Kampf der Zwietracht, und schieden dann versöhnt in Freundschaft aus einander."

Mit diesen Worten reichte er ihm sein künstlich gearbeitetes Schwert mit der Scheide und zierlichem Gehenke, und Ajax schenkte ihm dagegen seine purpurne Leibbinde. So schieden sie, und jedes Heer führte seinen Helden mit Freudengeschrei zurück.

Was bisher den Ausgang des Krieges so lange verzögert hatte, war besonders ein Zwist zwischen Agamemnon und Achilles, der die Folge hatte, daß der Letztere eine Zeit lang an dem Kriege gar keinen Theil nahm. Nur erst, da sein Herzensfreund Patroklus vom Hektor erschlagen ward, erhob dieser Löwe sich wieder, Allen zum Verderben. Fürchterlich war sein Wüthen in der Schlacht, Einen nach dem Andern durchbohrte seine nie fehlende Lanze, oder erreichte sein flüchtiger Fuß. Dieser Eine jagte den Troern mehr Schrecken ein, als alle Andere zusammen genommen. Ihn aber konnte alles Blut der Erschlagenen nicht sättigen, bis er nicht an dem Mörder seines Freundes seine Rache gestillt hatte. Diesen suchte er allenthalben auf dem weiten Gefilde, aber Hektor entzog sich ihm den ganzen Tag. Erst am

Abend, als sich die Schaaren der Trojaner in die Stadt zurückzogen, faßte er ein Herz, und beschloß, den Wüthenden zu erwarten. Doch als er nun den Feind wie mit Göttergewalt daherstürmen sah, entsank ihm der Muth wieder, und er wandte sich zur Flucht. Wie die Taube, die ein Habicht verfolgt, so floh er längs der Stadtmauer hin, aber Achilles, laut jauchzend, setzte ihm mit raschen Schenkeln nach. Bald rechts, bald links sprang der Vordere ab, den hintern Läufer zu ermüden, aber umsonst. Dreimal jagte ihn Achilles um die Stadt herum, endlich stand Hektor erschöpft still, und rief Jenem zu:

„Halt, Sohn des Peleus, länger entfliehe ich dir nicht. Ich will dir stehen, ich tödte dich nun, oder falle. Aber laß uns vor den allsehenden Göttern einen Bund beschwören, daß der Sieger den Getödteten nicht mißhandle."

„Kein Bund ist zwischen uns Beiden! rief Achilles entgegen. Macht auch der Löwe mit Rindern, der Wolf mit Lämmern Verträge? Jetzt gedenke des Kampfes! Aber ich hoffe, du sollst mir nicht entrinnen!"

Wort und Wurf war eins. Doch Hektor, schnell aufs Knie sich werfend, vermied die entsetzliche Lanze, die weit über ihn hin in den Sand fuhr. Freudig aufspringend, rief er aus: „Gefehlt, du göttergleicher Achilles! Jetzt wahre deine Brust, du thörichter Schwätzer!"

Und mit gewaltigem Krachen fuhr Hektor's Spieß in Achilles' Schild. Aber dieser Schild war undurchdringlich, und Achilles, der den Spieß schnell ergriff, stieß ihn dem Unglücklichen in die Kehle, daß er sinnlos niederstürzte.

Sterbend wiederholte Hektor noch die Bitte, seinen Leichnam nicht zu schänden, aber bei Achilles war kein Erbarmen. Er durchstach ihm die Füße zwischen Ferse und Knöchel, zog einen Riemen hindurch, und knüpfte ihn an den Hintertheil seines Wagens. So schleifte er ihn längs dem Thore hin, zum bittersten Schmerze des alten Vaters und aller übrigen Trojaner, die oben auf der Mauer standen, und eilte dann mit ihm dem Lager zu, wo er ihn, unkenntlich gemacht durch Blut und Staub, unter freiem Himmel, den Hunden zum Fraße, liegen ließ.

Jetzt erst nahm er das feierliche Leichenbegängniß seines Freundes Patroklus vor. Diesen wollte er ehren, wie noch kein Freund geehrt worden wäre, und zu dem Ende lud er alle Griechen zu dieser festlichen Handlung ein. Ein großer Scheiterhaufen ward aufgebaut; in der Mitte desselben ward Patroklus rein gewaschener Leichnam gelegt,

und ringsum die Leiber zwölf gefangener Trojaner, die Achilles lebendig ergriffen, und mit eigner Hand am Grabe seines Freundes geschlachtet hatte. Daß er Hektor's Leichnam nicht mit verbrannte, geschah aus Zorn; er wollte diesem die Ehre des Feuers nicht gönnen. Als der Holzstoß niedergebrannt war, wurden die Knochen des Freundes aus der Asche hervorgesucht, und, mit Fett vermischt, in eine goldene Urne gelegt, die man zuletzt unter einen weitragenden Grabeshügel vergrub. Hierauf ordnete Achilles, dem Freunde zu Ehren, ritterliche Spiele an seinem Grabe an, und setzte für die Sieger köstliche Preise (Sklavinnen, Pferde, Maulthiere, Kessel, Becken, Trinkschalen, Goldbarren, Harnische u. dergl.) aus. Die Spiele bestanden im Wagenrennen, im Wettlauf, im Ringen, im Scheibenwerfen, im Lanzenwurf und im Faustkampf. Aber noch immer war dem leidenschaftlichen Sinne des Achilles kein Genüge geschehen. In einer schlaflosen Nacht erhob er sich von seinem Lager, spannte seine Rosse an, und schleifte Hektor's Leichnam noch dreimal um des Freundes Todtenhügel.

Das Haus des Priamus war unterdeß, wie man denken kann, die Wohnung des Jammers geworden. Der alte Vater konnte endlich den Gedanken nicht länger ertragen, daß sein herrlicher Sohn im Tode wie ein Aas auf dem Felde verwesen, und den Vögeln und Hunden zur Beute werden sollte. Schon der religiöse Sinn jener Zeiten verlangte eine ehrenvolle Bestattung der Todten, weil man glaubte, daß eher die Seele im Schattenreiche keine Aufnahme finde. Ein Traum ermunterte endlich den Greis, das Wagestück zu unternehmen, und in der Nacht persönlich vom Achill den Leichnam zurückzufordern. Er suchte zu dem Ende aus seinen Kisten zehn Pfunde Goldes, vier metallene Becken, zwei dreifüßige Kessel, einen zierlichen Becher, zwölf herrliche Feierkleider, und eben so viel wollene Decken hervor, packte Alles auf seinen Wagen, und fuhr mit einbrechender Nacht mit seinem treuen Diener Idäus getrost dem Lager der Griechen zu; Hermes, der schützende Götterbote, war mit ihm, wie der Dichter sagt, und blendete die Augen der Feinde, daß sie ihn nicht sahen. So kam er glücklich bei den Zelten der Myrmidonen an. Er fand den Achill noch sitzend an dem Tische, an welchem er die Nachtkost verzehrt hatte, das Haupt auf den Ellenbogen gestützt, und in wehmüthige Betrachtungen versunken. Gleich beim Eintritt warf er sich vor dem Helden nieder,

und ein Strom von Thränen eilte seiner Rede vor. Dann sagte er schluchzend:

„Denke an deinen Vater, du göttergleicher Achilles, der alt und kraftlos, wie ich, zu Hause schmachtet. Ach, vielleicht umdrängen auch ihn jetzt die Nachbarn, und Keiner ist, der ihn schirmte. Aber doch weiß er, daß Einer ihm lebt, wenn auch fern, ein lieber, trefflicher Sohn, der, wenn er wiederkehrt, allem Jammer ein Ende macht. Des freut sich der hoffende Greis, und alle Tage wiederholt er sich den süßen Gedanken. Aber wehe mir! Ich war der glücklichste Vater, funfzig Söhne hatte ich groß gezogen, und ihrer neunzehn waren von Einer Mutter. Sie waren meine Freude und mein Stolz. Da zogt ihr hieher, und der unselige Krieg raffte mir einen nach dem andern, bis auf wenige, dahin. Und jetzt ist auch der Beste, der uns Alle bis dahin beschirmte, gefallen. Ach, für sein Leben kann ich nicht mehr flehen, aber den Todten gib uns zurück. Siehe, zu Hause jammern Weib, Mutter und Geschwister, und ich, sein Vater, liege hier zu deinen Füßen. Gib ihn mir wieder, ich bringe reiche Geschenke mit. Scheue die Götter. Denke, wenn dein alter Vater so vor einem jüngern Manne knien müßte! Und ich — o Jammer! — ich küsse die Hand, die meine Kinder erschlagen hat!"

Solchen Worten und solchen Thränen widerstand Achill nicht. Er beugte sich sanft zu dem Greise hinüber, ihn aufzuheben, und beklagte sein Schicksal. Dann ging er hinaus, die Geschenke zu besehen, und befahl heimlich den Sklavinnen, Hektor's Leichnam sauber zu waschen, und in ein reines Gewand zu schlagen. Er selber legte ihn darauf in den Wagen, auf ein untergebreitetes Lager, versank dann einige Augenblicke in finstere Schwermuth, und brach in die Worte aus: „Zürne mir nicht, Patroklus, wenn du vielleicht in Aïdes Wohnung vernimmst, daß ich deines Mörders Leiche dem bekümmerten Vater zurückgegeben. Siehe, er bringt mir nicht unwürdige Lösung, und auch dir soll ein gebührendes Theil derselben geweiht werden."

Jetzt ergriff er ein fettes Schaf von seiner Beute, und kehrte damit in das Zelt zurück. „Nun freue dich, Alter, sprach er, dein Sohn ist gelöset, wie du wünschtest, und ruht schon auf dem Wagen, in weiche Gewänder gehüllt. Jetzt aber laß uns des Mahles gedenken, und unser Herz erquicken. Deinen edlen Sohn beweine daheim, denn wol ist er der Thränen werth." Er zerschnitt hierauf dem Schafe die Gurgel, die Diener zogen das Fell ab, schnitten das Fleisch in Stücke,

brieten es an Spießen, zogen dann alles herunter, und legten es auf den Tisch. Automedon vertheilte dazu Brot aus dem Korbe, und sie aßen und vergaßen des Grames. Jetzt auch betrachteten Beide sich erst genauer, da bewunderte der Greis die herrliche Bildung und den feurigen Blick des furchtbaren Mannes, und Achill hinwiederum schaute mit Wohlgefallen und Ehrfurcht das würdevolle Antlitz und den edlen Anstand des Königs, und horchte seiner verständigen Rede. Nachdem sie Beide sich mit Speise und Trank gesättigt hatten, ruhte der Greis einige Stunden, denn er hatte seit vier Tagen nicht geschlummert. Aber noch vor dem Aufgang der Sonne eilte er schon wieder, seine Pferde anschirren zu lassen, damit ihn im Lager der Griechen Niemand bemerkte. Achilles fragte ihn, in wie viel Tagen er seinen Sohn zu bestatten gedenke, und versprach, sich bis dahin des Angriffs zu enthalten. „O Achilles, versetzte der Greis, wenn du uns das vergönnen willst, so gewähre uns neun Tage, den Todten zu beweinen, und die Anstalten zu seiner Bestattung zu treffen. Dann wollen wir ihn am zehnten Tage verbrennen, am elften das Grabmal aufrichten, und am zwölften beginne dann wieder der Krieg, wenn es doch einmal Krieg seyn muß."

Achilles bewilligte Alles, und entließ den alten Mann, der nun sogleich nach der Stadt zurückeilte. Neun Tage dauerte hierauf das Geheul der Klageweiber und am zehnten ward der Leichnam verbrannt. Man sammelte seine Asche und Knochen in eine goldene Urne, und errichtete ihm einen hohen Todtenhügel vor der Stadt. Keiner der Griechen störte die traurige Feier. Ein Todtenmahl im Palaste, wobei man die gebührenden Opfer für die Götter nicht versäumte, beschloß die Festlichkeiten dieser thränenvollen Tage.

Auch der starke Achilles fand noch vor Troja seinen Tod. Paris erlegte ihn durch einen Pfeilschuß. Doch endlich ward die Stadt durch List erobert (indem sich mehrere Griechen in einem hölzernen Pferde, das zu einem religiösen Zwecke gezimmert war, hineinziehen ließen), und nach einer fürchterlichen Verheerung durch Feuer und Schwert dem Erdboden gleich gemacht. Priamus und seine noch übrigen Söhne wurden an ihrem Hausaltare niedergestoßen, wohin sie sich geflüchtet hatten. Die Königin aber nebst ihren Töchtern und den vornehmsten und schönsten Weibern der Stadt, auch die edle Andromache, wurden

nach den Schiffen geschleppt, und als Sklavinnen unter die Sieger vertheilt. Helena ward von ihrem ersten Gemahle wieder angenommen. Die Zerstörung von Troja wird nach der gewöhnlichen Annahme ins Jahr 1184 vor Chr. gesetzt.

---

7. Die Rückkehr von Troja.

Den Zerstörern Troja's war auf ihrer Heimkehr noch großes Elend vorbehalten. Schon beim Einschiffen entstand Streit unter den Anführern über den Weg, der genommen werden sollte. Darüber trennten sie sich; der Eine fuhr hiehin, der Andere dorthin; unaufhörliche Stürme zerschmetterten die Schiffe, daß mehr als die Hälfte der sämmtlichen Mannschaft ertrank, und Einige wurden so weit von ihrem Ziele verschlagen, daß sie in unbekannte Gewässer, selbst bis nach Africa und Sicilien hin geriethen, Jahre lang in der Irre umherstreiften und unsägliche Drangsale erdulden mußten. Die Meisten, anstatt fröhlich empfangen zu werden, fanden zu Hause Unordnung und Unglück. Die Gemahlin des Anführers Agamemnon, Klytemnestra, hatte sich von einem Verwandten desselben, Namens Aegisthus, zur Untreue verführen lassen, und jetzt verschwor sich das ehebrecherische Paar zum Untergange des rückkehrenden Helden. Sie beschlossen, den Agamemnon zum Scheine zärtlich zu empfangen, und ihn dann, wenn er, von der Reise ermüdet, nach Griechischer Sitte sich durch ein warmes Bad erquicken würde, zu ermorden. Ahnungslos trat der Unglückliche in die lang ersehnte Wohnung, und als er aus dem Bade steigen wollte und ein reines Gewand begehrte, warf ihm Klytemnestra, wie zufällig, eins über den Kopf, worauf der versteckte Aegisthus sogleich hinter der Thür hervorsprang, dem Verhüllten mit der Axt den Schädel spaltete, und zum Lohn der Unthat die Hand der Königin empfing*).

---

*) Erst zehn Jahre nachher ward Orestes, der Sohn des Ermordeten, dessen Rächer. Früh hatte seine kluge Schwester Elektra ihn aus dem Hause geschafft, und ihn durch einen treuen Diener heimlich zu ihrem Oheim Strophius nach Phocis geschickt, der ihn gemeinschaftlich mit seinem Sohne Pylades erzog. Die Freundschaft beider Jünglinge ist zum Sprichwort geworden. Als sie erwachsen waren, gingen sie nach Mycenä, kehrten unter erdichtetem Namen bei dem Aegisth ein, und erschlugen ihn und seine Gattin Klytemnestra. Aber seitdem verfolgten, wie es die Dichter sinnbildlich ausdrücken, die Furien den Muttermörder, und ließen ihn nicht los, bis ihn Athene selbst im Rathe der Richter zu Athen, wo die weißen und die schwarzen Steine gleich waren, durch ein hinzugeworfenes weißes Steinchen begnadigte.

Eben die trefflichen Sänger, die einige Jahrhunderte nach dem Trojanischen Kriege die Thaten der Griechen vor Troja besangen, nahmen auch von der mühevollen Rückkehr derselben Stoff zu reizenden Dichtungen her, und hatten hier wie dort Sagen, die im Volke noch lebten, zu Führern. Man nannte die Mährchen von der Heimkehr der Helden Nosten (*νόστοι*, Rückreisen), und hatte dergleichen von den berühmtesten Heroen. Eines derselben ist uns unter den Homerischen Gesängen noch vollständig übrig, unter dem Namen Odyssee. Es enthält die Geschichte der wunderbaren Rück- und Irrfahrt des Odysseus, und ist noch, außer dem unschätzbaren poetischen Werthe, als ein treues Abbild der Cultur und Lebensart, so wie der geographischen Kenntniß jener Zeiten auch dem Geschichtsforscher von der höchsten Wichtigkeit. An Abenteuern fehlt es darin nicht. Der Held wird zu dem Lande der Lotofagen verschlagen, wo der Lotos wächst, süßer als Honig, so daß diejenigen seiner Gefährten, die davon gekostet, gar nicht wieder fort wollen, und mit Gewalt zu den Schiffen gebracht werden müssen. Dann kommt er zu den menschenfressenden Riesen, Cyklopen genannt; von da zu einer Insel, wo die Zauberin Circe wohnt, die alle seine Gefährten in Schweine verwandelt. Hierauf geräth er an den Eingang zur Unterwelt, am westlichen Ende der Erde, steigt hinab, und spricht mit den Schatten seiner Mutter und seiner Freunde; schifft wieder zurück, und durch die gefährlichen Strudel in der Sicilischen Meerenge, Scylla und Charybdis, die als grausame Ungeheuer geschildert werden, mit langen Armen, mit deren jedem sie einen Gefährten des Ulysses packen, und zum Rachen führen; kommt dann bei der Insel der Sirenen vorüber (Ungeheuer, mit Mädchengesichtern und langen Krallen, die sie unter dem Wasser verbergen, indeß sie mit himmlischem Gesange die Vorüberschiffenden locken, zu ihnen heranzukommen), aber, vorher gewarnt, verklebt er seinen Gefährten die Ohren mit Wachs, und läßt sich selber an den Mastbaum binden. So widersteht er männlich der schmeichelnden Verführung. Ein andermal zerschmettert ihm Zeus durch einen Blitzstrahl sein Schiff, alle seine Gefährten ertrinken im Meere, er selber treibt, angeklammert an einen schwimmenden Balken, neun Tage ohne Speise umher, bis ihn endlich die Fluth in der zehnten der schrecklichen Nächte an die Insel Ogygia treibt, wo eine schöne Nymphe, Kalypso, ihn liebreich aufnimmt, herzlich erfreut, endlich einmal einen Mann bei sich zu sehen, wie sie sich längst einen zur Gesellschaft gewünscht hatte. Da sie als Nymphe zu

den unteren Gottheiten gehört, so besitzt sie auch Götterkraft, und verspricht vermöge derselben ihrem Gaste Unsterblichkeit und ewige Jugend, wenn er auf immer bei ihr bleiben will. Er aber geht täglich mit dem Frühroth hinaus an das brausende Gestade, setzt sich nieder, denkt an sein treues Weib und seinen Sohn daheim, und weint bittere Sehnsuchtsthränen. Auch nur von fern die blauen Berge seiner Insel noch einmal zu erblicken, nur den Rauch aus ihren Hütten aufsteigen zu sehen, wünscht er sich, und dann zu sterben. Aber sieben Jahre hält ihn die Nymphe in ihrer Felsengrotte zurück, dann erst entläßt sie ihn auf Götterbefehl. Nun zimmert er sich Flöße von selbstgefällten Fichten, stellt sich darauf, und rudert allein auf unbekannten Gewässern mit diesem unsichern Fahrzeuge umher. Siebzehn Tage sieht er kein Land, nichts als Himmel und Wasser. Endlich am achtzehnten erblickt er von fern die Insel der Phäaken, Scheria. Aber ehe er sie erreicht, ereilt ihn noch ein schrecklicher Sturm, der ihm sein Floß zerschmettert. Schwimmend kämpft er mit den empörten Wellen, und erreicht endlich glücklich das Ufer. Hier ruht er auf einem Lager von trockenem Laube vier und zwanzig Stunden lang von seiner Anstrengung aus. Dann findet er gute Menschen, die ihn reinigen und kleiden; er stellt sich dem Könige der Phäaken vor, wird gastfreundlich aufgenommen, und auf einem wohlgebauten Schiffe von geübten Ruderern nach Hause gebracht.

Dies ist die trockene Skizze des Gedichts, aus dem jetzt einige Scenen ausführlicher mitgetheilt werden sollen, als sprechende Gemälde der Sitten und der Denkart jener Zeiten.

---

8. Scenen aus der Odyssee.

Wir beginnen diese Gemälde mit den Vorstellungen jener Zeit vom Zustande der abgeschiedenen Seelen in der Unterwelt, die der Dichter dem Odysseus in einer Erzählung seines Besuches bei den Schatten in den Mund legt.

Mit Rathschlägen von der Zauberin Circe ausgerüstet, fand der Held das äußerste Land der Erde, in welchem der Eingang zur Unterwelt ist. Er band sein Schiff an, stieg ans Ufer, grub ein Loch in die Erde, opferte zwei schwarze Schafe, und ließ das Blut derselben in die Grube rinnen. Sogleich kamen ganze Schaaren von grauen Schatten heraufgeschwebt, leicht wie die Luft, unter ihnen Tiresias,

der einst auf Erden ein weiser Seher in Theben, aber blind gewesen war. Dieser schritt zuerst mit seinem goldenen Seherstabe heran, trank von dem Blute aus der Grube, und gab nun dem Odysseus eine Weissagung. Hinter ihm drängte sich eine Menge anderer Schatten, Greise und Kinder, Frauen und Mädchen, heran, und begehrte gleichfalls zu trinken, aber Odysseus verwehrte es ihnen mit dem Schwerte, denn so hatte ihm Circe gerathen. Da erblickte er plötzlich unter ihnen auch den Schatten seiner Mutter. „O Tiresias, sprach er, siehe, da ist auch meine Mutter, aber sie scheint mich nicht zu kennen. Könnte ich denn von ihr nicht irgend eine Kunde erhalten?"

Tiresias antwortete: „Welchen von diesen Geistern du auszuforschen verlangst, den laß von diesem Blute trinken. Wer aber nicht trinkt, der schwebt stillschweigend wieder zurück." Sogleich ließ Odysseus seine geliebte Mutter zu dem Blute, und nachdem sie getrunken, erkannte sie voll froher Verwunderung ihren Sohn. Von ihr erfuhr er, daß sein Vater, seine Frau und sein Sohn noch lebten, und daß sie selber, die zärtliche Mutter, einzig vor Gram um ihn gestorben sey. Hierauf kamen andere Schatten, Weiber und Männer, unter ihnen Kampfgenossen des Odysseus vor Troja, Agamemnon, Achilles, Patroklus und Andere. Auch mit ihnen wechselte Odysseus Worte. Als er den Achilles pries, daß er, wie er einst unter den Menschen hervorgeragt, so jetzt den Geistern mächtig gebiete, antwortete dieser: er wolle lieber lebend als Tagelöhner das Feld eines Armen bestellen, als in der Unterwelt über sämmtliche Abgeschiedene herrschen.

Darauf sah er auch berühmte Helden der Vorzeit, den Minos, der auch hier unten noch die Todten richtete, den Orion, der noch sein Jägerhandwerk fortsetzte u. s. w. Auch schreckliche Strafen sah er hier solche dulden, die einst an den Göttern gefrevelt hatten. Die Danaiden (S. 178) schöpften Wasser in ein durchlöchertes Faß. König Sisyphus aus Korinth war verdammt, einen ungeheuren Stein bergauf zu wälzen, der jedesmal, so oft er ihn mit Mühe bis an den Gipfel des Berges gebracht hatte, plötzlich seinen Händen entglitt, und schnell wieder zurück ins Thal hinab rollte. Tantalus stand bis an den Hals im Wasser, und über seinem Haupte hingen saftreiche Früchte. Aber wenn er, von ewigem Durste gequält, sich niederbeugen, oder die Hand nach den Früchten ausstrecken wollte, sank dort das Wasser, schnellten hier die Zweige hastig fort, und vergebens lechzte der Arme. Tityos, ein ungeschlachter Riese, der sich einst mit sträflicher Be-

gierde der Leto genaht, lag an den Boden gefesselt, und zwei Geier nagten immerfort an seiner Leber, die, wie beim Prometheus, täglich wieder wuchs. Das Ganze dieser unterirdischen Gefilde hatte ein finstres, trauriges Ansehen, und Odysseus freute sich sehr, als er wieder herauskam, und das helle Licht der Sonne auf der geliebten Erde wiedersah.

Einst ward, wie schon oben erzählt ist, dem Helden sein Schiff zertrümmert, und er mußte sich durch Schwimmen auf eine Insel retten. Abgemattet und ganz nackt (denn er hatte, um besser zu schwimmen, seine Kleider ins Meer geworfen) trat er ans Ufer. Er erblickte weit umher Niemanden, und ging auf ein Gehölz zu, in welchem er sich von zusammengerafftem Laube ein Lager machte. Nackt wie er war kroch er hinein, und überdeckte sich noch den Leib bis ans Kinn mit abgefallenen Blättern, eine Lage, in welcher kein Vorübergehender den Städteverwüster Odysseus erkannt haben würde. Am folgenden Morgen führte ein Zufall Nausikaa, die Tochter des Phäakenkönigs Alcinous, dorthin. Die Königstochter wollte am Strome die köstlichen Gewänder, welche schmutzig umherlagen, waschen, und hatte daher ihren Vater gebeten, er möchte ihr einen Wagen mit Pferden bespannen, und einen Korb darauf setzen lassen. Das hatten denn die Diener gethan: Nausikaa legte die feinen wollenen Ober- und Unterkleider ihrer Brüder, und die weiblichen langen Gewänder in den Korb, und die Mutter fügte dem noch ein kleines Körbchen mit süßem Backwerk und einem ziegenledernen Schlauch voll Weins hinzu, auch feines Oel, zum Salben des Haars nach dem Bade. Darauf bestieg Nausikaa den Wagen, ergriff die Zügel, und peitschte die Pferde an, ein Paar dienende Mädchen folgten ihr nach.

Sie kamen an das Ufer eines klaren Stromes, in dessen Nähe kleine Gruben waren, die sich von selbst mit dem Wasser des Baches füllten. In diese warfen sie die Gewänder, sprangen hinein, und stampften sie mit den Füßen. Nun waren die Gewänder gewaschen, und wurden zum Trocknen auf den reinen Kieseln des Meeresufers in heißer Sonne ausgebreitet. Unterdeß weideten die abgespannten Pferde in der Nähe, die Mädchen badeten und salbten sich, und setzten sich dann ins Grüne, um aus dem kleinen Korbe und dem Schlauche ein leichtes Mahl einzunehmen. Darauf spielten die fröhlichen Mädchen mit dem Balle, und nahmen die Schleier vom Haupte, auch sang Nausikaa ein Lied dazu.

Endlich gegen Abend war die Wäsche trocken, wurde zusammengelegt, und in den Korb auf dem Wagen gepackt; sie spannten die Rosse vor, und schickten sich zur Heimfahrt an. Da hatte Nausikaa noch den Einfall, eines der Mädchen zu necken, sie warf mit dem Balle nach ihr, traf sie aber nicht, sondern der schöne Ball flog weithin ins Wasser. Da erscholl von allen Mädchen ein lautes Geschrei, und das hörte Odysseus, der nicht weit davon in den trocknen Blättern lag, und so eben erwacht war. Schnell eilte er aus dem Dickicht hervor, und damit er doch nicht in seiner ganzen unanständigen Nacktheit erscheine, so brach er sich einen buschichten Ast von einem Baume, und hielt ihn sich vor den Leib. Als ihn die Mädchen sahen, die Haare voll gelber Blätter, und Arme und Beine mit schmutzigem Meeresschlamme überzogen, liefen sie Alle mit großem Geschrei davon. Nur die muthige Nausikaa blieb stehen, und hörte die flehende Rede an, die er aus ehrerbietiger Ferne an sie richtete. Seine Worte dünkten ihr so verständig, seine Klage klang so rührend, seine Bitte war so bescheiden, daß sie ihn ungeachtet seines abschreckenden Zustandes lieb gewann. Er bat sie, ihm den Weg zur Stadt zu zeigen, ihm ein Stück zur Bedeckung zu geben, etwa ein Wickeltuch, worin sie die Wäsche gelegt hätte, oder dergleichen. Nausikaa rief die furchtsamen Mädchen herbei, befahl ihnen den Fremdling zum Badeplatz zu führen, und ihm das Oelfläschchen und eines von den feinen Gewändern hinzulegen. Da er sich nun gebadet und gesalbt, und mit dem reinen Gewande bekleidet hatte, erschien er in einer so veränderten Gestalt, daß die Jungfrauen sein edles Ansehen nicht genug bewundern konnten. Sie gaben ihm noch den Rest aus dem Körbchen und dem Schlauche, und als er sich trefflich mit Speise und Trank erquickt hatte, setzte sich Nausikaa auf den Wagen, und befahl ihm, mit den Mädchen zu folgen. Als sie sich durch blühende Saatfelder der Stadt näherten, rieth sie ihm, auf einem andern Wege allein in die Stadt zu gehen, damit es nicht Aufsehen machte, oder sie ins Gerede brächte, wenn sie mit einem fremden Manne durch die Straßen ginge; beschrieb ihm dann den Palast ihres Vaters, und gab ihm noch allerlei Vorschriften, wie er sich bei ihren Eltern und gegen die zwölf Unterfürsten der Phäaken, die er daselbst auch finden würde, verhalten solle. Darauf schwang sie die Peitsche, und fuhr zur Stadt hinein. Als sie in dem Hofe angelangt war, kamen ihre Brüder, die Söhne des

Königs, heraus, spannten ihr die Pferde ab, und halfen ihr die Wäsche in die Kammer tragen.

Nicht lange nachher kam Odysseus auch in die Stadt. Er sah von fern die vielen Schiffe im Hafen, und merkte wol, daß er es hier mit einem Schiffervolke zu thun haben würde. Ein Mädchen mit Wassergefäßen zeigte ihm des Alcinous Palast; er ging hinein, und fand eine nie gesehene Pracht darin. Der Saal, die Thür, die Pfosten, die Riegel, alles schien ihm von Gold und Silber zu strahlen. Rings an den Wänden standen Sessel mit Teppichen, worauf die Beherrscher der Phäaken schmausend saßen. Funfzig Weiber dienten im Palaste; theils mußten sie die Handmühlen drehen, theils spinnen und weben. Die Königin selber saß im großen Saale neben dem Könige, am leuchtenden Heerde, und spann am Rocken. An sie wandte sich Odysseus beim Eintritte zuerst, denn so hatte es ihm Nausikaa gerathen. Er umfaßte, nach Sitte der Bittenden, ihre Knie, und bat nach kurzem Glückwunsche um gastfreundliche Aufnahme und um ein Schiff, ihn zur Heimath zu senden. Darauf setzte er sich, die Antwort abwartend, am Heerde in die Asche nieder, wie es den Hülfeflehenden zukam.

Sein Anstand und seine Rede hatten Beifall gefunden, und die Phäaken, wol kundig des Gastrechts und eifrige Verehrer der Götter, sahen ihn Alle wohlwollend an. Der König selbst ging zu ihm, reichte ihm die Hand, daß er aus der Asche aufstände, und führte ihn zu einem silberbeschlagenen Sessel, von welchem er seinen eigenen Sohn aufstehen hieß. Darauf kam eine Dienerin mit einer schönen goldenen Wasserkanne und einem silbernen Waschbecken, begoß ihm zum Waschen die Hände, und stellte dann ein Tischchen vor ihn hin. Die ehrbare Schaffnerin legte Brot und Fleisch und Gemüse darauf, und der herrliche Dulder Odysseus ließ sich's trefflich schmecken. König Alcinous befahl nun dem Mundschenken, Wein mit Wasser zu mischen (denn anders tranken ihn die Alten nicht) und die Becher der Anwesenden zu füllen, zum Opfer für Zeus, den Beschützer der Hülfeflehenden. Es geschah; sie opferten, das heißt: sie gossen zuerst ein Paar Tropfen auf die Erde, und tranken dann das Uebrige aus; hierauf ward noch allerlei über Odysseus' Heimfahrt gesprochen, und zuletzt erhoben sich die zwölf Fürsten und gingen nach Hause. Nur Odysseus und das königliche Paar blieben sitzen, und die Mägde räumten die Tische und die Ueberbleibsel der Speisen weg. Die Königin, welche längst bemerkt hatte, daß das feine wollene Gewand des Fremdlings von ihren

eigenen Kleidern sey, befragte ihn jetzt deswegen, und er erzählte ihr darauf noch die Geschichte seiner letzten Abenteuer, und rühmte Nausikaa's Freundlichkeit. Endlich befahl die Fürstin den Mädchen, unter die Halle ein Bett zu setzen, prächtige Polster hinein zu legen, und Teppiche darüber zu breiten, auch zur Oberdecke wollene Mäntel herbeizuschaffen. Es geschah, die Mädchen leuchteten dem Fremden mit der Fackel hinaus in die Halle, aber Alcinous und seine Gemahlin gingen in ihr Schlafgemach im Innern des Palastes.

Und als die „Göttin mit den Rosenfingern," die schöne Morgenröthe, erschien, führte der König seinen Gast zum Markte oder Versammlungsplatze der Phäaken, der bei dem Hafen angelegt war. Unzähliges Volk fand sich hier ein; der Gast und der König setzten sich neben einander auf schön geglättete Steine, und der Letztere hielt einen Vortrag, in welchem er darauf antrug, daß zwei und funfzig der wackersten Jünglinge ein großes Schiff ausrüsten und ins Meer ziehen sollten. Er versprach ihnen zugleich, sie vor der Abfahrt in seinem Palaste mit Speise zu letzen, und die zwölf Fürsten lud er ein, sogleich mit ihm in seinen Saal zu kommen, wo er den Fremdling noch einmal gehörig bewirthen wolle.

Ein großes festliches Getümmel erhob sich nun in dem Palaste. Der König ließ zwölf Schafe, acht Schweine und zwei Stiere schlachten, der Mundschenk mischte auch fleißig, und vor allen Dingen ward ein lieblicher Sänger geholt, der nach geendigtem Mahle Geschichten aus dem Trojanischen Kriege zu Aller Ergötzung zur begleitenden Harfe sang. Oft kam Odysseus' Name vor, aber noch ahnte Niemand diesen merkwürdigen Mann so nahe. Nur da der Held bei dem Gesange sein Gesicht verhüllte, merkte der König, daß er wol ein Mitgenoß jener Gefahren gewesen seyn müsse; er bat daher den Sänger, aufzuhören, und lud die Jünglinge zum Kampfspiele ein. Der Zug ging nun abermals nach dem Markte hin, und die kraftvollen Fürstensöhne gaben dem Fremdlinge Beweise von ihrer Geschicklichkeit im Faustkampfe, im Ringen, im Werfen, im Springen und im Wettlaufe. Zuletzt forderte Laodamas, des Königs Sohn, den Helden zum Wettkampf auf, doch dieser schützte seinen Schmerz vor, und seine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Darüber verspottete ihn Einer, und meinte, er müsse wol kein Kämpfer seyn, sondern etwa der Besitzer eines Handelsschiffes. Aber der Held beschämte ihn durch eine kräftige Gegenrede, und versicherte, daß er es mit Jedem aufnehmen wollte,

schnellte auch eine schwere steinerne Scheibe, zum Erstaunen Aller, mit solcher Kraft in die Luft, daß sie weit hinter dem Ziele der Anderen hinrollte. Nun wagte sich Keiner an ihn, die Spiele wurden aufgehoben, der Sänger mußte nun noch etwas Heiteres singen, und einige Jünglinge tanzten mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Die Phäakenfürsten vereinigten sich, dem Fremden, der sich so edel und verständig zeigte, Jeder einen Anzug zu schenken, das heißt: ein enges Unterkleid, und ein langes und weites Obergewand, beide von Wolle und ohne Aermel. Auch der obenerwähnte Spötter kam bescheiden zum Odysseus, und überreichte ihm sein Schwert mit silbernem Hefte und elfenbeinerner Scheide zum Versöhnungsgeschenk, mit den freundlichen Worten: „Sey wieder gut, o Vater, und fiel ein kränkendes Wort hier unter uns vor, so mögen es schnell die Stürme verwehen! O verliehen dir doch die Götter, Heimath und Gattin wiederzusehen, nachdem du so lange in Trübsal geirret."

Der Held erwiederte den Wunsch eben so freundlich, und hängte das Schwert um die Schultern. Alle gingen am Abend wieder in den Palast zurück, wo Odysseus die sämmtlichen Geschenke in einer köstlichen Lade empfing, welche er hierauf statt des Schlosses mit einem künstlichen Knoten zusammen band. Darauf ward er von der Schaffnerin herausgerufen, um ins warme Bad zu steigen, welches ihm die Mägde bereitet hatten. Und als er, frisch gebadet und gesalbt, wieder in den Saal gehen wollte, siehe, da stand verschämt an der Thür Nausikaa, um dem Fremdling, den sie lieb gewonnen, noch ein kurzes Lebewohl mit auf die Reise zu geben. „Denke, sprach sie, auch meiner noch zuweilen in deiner Heimath!" — „O Nausikaa, erwiederte der Held, täglich werde ich auch dort, wie einer Göttin, im Herzen dir danksagen; du hast mein Leben gerettet, holde Jungfrau."

Als er in den Saal trat, ward schon wieder ein gebratenes Schwein zerlegt und Wein gemischt. Um den Gast recht hoch zu ehren, gab man ihm ein großes Stück vom Rücken, das mit dickem Fette bewachsen war. Und der Sänger sang wieder von Troja, und die Hörer freuten sich wieder, nur Odysseus weinte. Da verbot Jenem der König weiter zu singen, und jetzt erst fragte er seinen Gast, wie er heiße, und wo sein Vaterland sey*). Da fing der Held an,

*) Mit dieser Frage war man in jenen Zeiten sehr behutsam, weil man lieber unwissend einen Feind beherbergen, als in Gefahr gerathen wollte, aus Pflicht der Familienrache das heiligere Gastrecht zu verletzen. Welch ein schöner Zug!

seine Schicksale zu erzählen, daß alle Hörer staunten, und so sehr hatten seine Reden ihnen behagt, daß er, auf des Alcinous Aufforderung, von jedem Fürsten, außer den schönen Kleidern, noch ein goldenes Becken und ein kupfernes Geschirr mit drei Füßen zum Geschenk erhielt. Am folgenden Morgen trugen ihm die Fürsten das Alles selbst ins Schiff, und Alcinous packte es sorgfältig unter die Ruderbänke. In der Burg ward zuletzt noch ein Stier geschlachtet, und dessen Schenkel nach der Sitte zum Opfer für den Zeus auf dem Altare verbrannt. Auch des Weines ward von der ganzen Gesellschaft geopfert und getrunken. Odysseus sprach kräftige Wünsche für das künftige Wohl seiner gütigen Gastfreunde aus, und als er getrunken hatte, überreichte er den Becher der edlen Königin, und sagte die sanften Worte des Abschieds: „Lebe beständig wohl, o Königin, bis dich das Alter sanft beschleicht, und der Tod, der allen Menschen bevorsteht! Dankbar scheide ich von dir. Sey glücklich in diesem Palaste, sammt den lieben Kindern, dem Volk und Alcinous, deinem Gemahle!"

Er ging hinaus, ihm folgten drei Mägde mit Speise und Wein und weichen Gewändern. Mit den letzteren bedeckten sie ein Polster im Hintertheil des Schiffes, und die Speisen legten sie daneben. Der Held legte sich auf das Polster nieder und entschlief, indeß die Schiffer, auf den Bänken sitzend, mit den Rudern das Meer schlugen. Es war eine heitere Nacht, das Schiff glitt sanft über die ruhige Fläche hin, und der schlafende Held wußte nicht, wie schnell er sich der süßen Heimath näherte.

Diese Heimath war, wie schon gesagt ist, die Insel Ithaka, westlich von Akarnanien. Hier herrschten, wie in Scheria, viele Fürsten, aber Odysseus war ihrer Aller Oberhaupt gewesen. Da er nun schon seit zwanzig Jahren abwesend war, so war die größte Unordnung auf der Insel eingerissen, und die Fürsten, besonders die jungen, hauseten mit freventlichem Uebermuthe. Die Mutter des Helden war vor Gram gestorben, sein alter Vater Laertes lebte fern von der Stadt, in gänzlicher Entkräftung, auf einem Weinberge, und die edle Gemahlin des Odysseus, Penelope, verweinte ihre Tage theils um den entfernten Gemahl, theils über das schreckliche Verderben ihres reichen Hauses. Denn ein seltsames Unheil bedrängte das arme Weib. Sie war schön, reich, klug und edelgesinnt, und das bewog viele Fürsten, sich um ihre Hand zu bewerben: denn daß Odysseus wiederkommen würde, glaubte

kein Mensch mehr. Sie verlangten also, das edle Weib sollte zu ihrem Vater zurückkehren, und Einen von ihnen, welchen sie wolle, heirathen, dann wollten die Anderen zurückstehen. Sie aber, die noch immer im treuen Herzen das Gedächtniß des edlen Odysseus bewahrte, verabscheute den Vorschlag der zweiten Ehe, und erbitterte damit die übermüthigen Freier nur noch mehr. So wollen wir denn, sagten diese trotzig, alle Tage hier in deinem Palaste schwärmen, von deinen Heerden und Früchten schmausen, und von deinem Weine trinken, bis du dich zu unserm Willen entschließest. — Und von dem Tage an ward der weite Palast des Odysseus nicht leer von übermüthigen Prassern, die seine Habe verzehrten, und seine Knechte und Mägde zwangen, ihnen aufzuwarten. Aus Ithaka selbst waren zwölf, aus der benachbarten Insel Dulichion zwei und funfzig, aus Same vier und zwanzig, und aus Zakynthos zehn, begleitet von Aufwärtern, Köchen, einem Herolde und einem Sänger. Dieser Troß von unverschämten Menschen, weit über hundert Mann stark, hausete drei Jahre lang in fremdem Besitzthume, und schwelgte von fremdem Gute. Des Morgens kamen sie an, dann mußten die Hirten Ochsen, Schweine und Ziegen, die Mägde Brot und Kuchen, und Diener Wein bringen. Dann schmauseten sie, lärmten und spielten, und am Abend gingen sie wieder nach Hause. Und das mußte die arme Penelope ansehen, und hatte Niemanden, der ihr beistehen konnte. Ihr einziger Sohn Telemach war noch ein schwacher Jüngling. Tag und Nacht saß das beklagenswerthe Weib in ihrer Kammer mit den Mägden und weinte, und wenn sie sich einmal unten im Saale sehen ließ, so war sie vor dem wilden Ungestüme der Rasenden nicht sicher. Um aber der Gewaltthätigkeit zu entgehen, fiel sie auf eine List. „Hört, sagte sie zu den Freiern, jetzt fange ich ein Gewand zu weben an, das lange Zeit erfordern wird, das Leichentuch für den alten Laertes. Versprecht ihr, mich so lange in Frieden zu lassen, bis es fertig ist, so will ich mich hernach zu eurem Willen bequemen." Die Fürsten versprachen es, und Penelope fing an zu weben, aber in der Nacht, wenn Niemand sie bemerkte, trennte sie die künstliche Arbeit des Tages wieder auf, und so ward das Gewebe niemals vollendet. Als aber die Freier die List erfuhren, tobten sie nur desto wüthender.

Doch immer noch hegten das treue Weib und ihr Sohn die süße Hoffnung, den Verlornen wiederzusehen. Alle Reisenden wurden aus-

geforscht, ob keiner etwas von ihm gehört habe, allein die Nachfragen waren alle vergebens. Da gab Athene dem jungen Telemach den Gedanken ein, zu den Helden herumzureisen, welche mit seinem Vater vor Troja gewesen waren. Von ihnen hoffte er am sichersten zu erfahren, welchen Weg er genommen, und ob seine Rückkehr noch zu erwarten sey. Seiner Mutter sagte er nichts von seinem Vorhaben, daß sie nicht um seinetwillen bekümmert würde; nur der alten Schaffnerin entdeckte er sich, die ihm Wein und Mehl in ledernen und irdenen Gefäßen mitgeben mußte. Ein Freund lieh ihm ein Schiff, und ein Dutzend rascher Jünglinge waren sogleich bereit, als Ruderer mitzugehen. Gegen Abend versammelte sich die ganze Gesellschaft am Ufer, die Gefährten stellten den fichtenen Mast auf und banden ihn mit Stricken fest, spannten die weißen Segel mit starken Riemen an, setzten sich dann auf die Bänke, nachdem sie das Schiff losgebunden hatten, opferten Wein für die Götter und fuhren fröhlich von dannen.

Schon am folgenden Morgen erreichten sie den Hafen von Pylus, in der Landschaft Messenien auf der westlichen Seite des Peloponnes. Hier wohnte der alte Nestor, der unter den Helden vor Troja besonders seines Alters und seiner Weisheit halber geehrt worden war. Dieser brachte gerade mit seinen Freunden dem Poseidon ein großes Opfer, von der Art, die man Hekatomben*) nannte. Telemach stieg aus dem Schiffe mit seinen Gefährten, welche die Segel herunterzogen, und das Schiff am Ufer festbanden.

Er fand die Männer von Pylus in neun langen Reihen am Seegestade sitzend, und von dem Fleische der geopferten Stiere essend. In jeder Reihe saßen fünfhundert, und eine solche Reihe hatte allemal neun Stiere hergegeben, folglich wurden an diesem Tage ein und achtzig Stiere zugleich geopfert. Davon wurden dem Gotte zu Ehren bloß die abgehäuteten Schenkel verbrannt, die man mit dickem Fette bewickelte; das übrige Fleisch ward an Spießen von den Schmausenden selbst am Feuer gebraten, und sofort verzehrt. Auch Telemach erhielt sogleich einen Antheil, nachdem er die Männer gegrüßt hatte; er mußte sich auf untergebreitete Felle setzen, und auch des Weines opfern und trinken. Erst nach vollendetem Mahle fragte Nestor seinen Gast, wer er sey, und Telemach erzählte ihm sein häusliches Leiden, und daß er nach Kunde vom Vater forsche. Der geschwätzige Alte unterhielt ihn

*) Von ἑκατὸν, hundert, und βοῦς, der Ochse.

darauf lange von Troja und seiner Heimfahrt, wußte aber vom Odysseus so viel als nichts, weil er schon früher als dieser von Troja abgereiset war. Dagegen rieth er ihm, nach Sparta zu gehen, wo Menelaus und Helena wohnten, die ihm vielleicht bessere Auskunft von seinem Vater geben würden. „Willst du etwa zu Lande hinreisen, fuhr er fort, so will ich dir Wagen und Rosse und meine Söhne mitgeben, die dich sicher hin und wieder zurückbringen sollen."

Unter solchen Gesprächen war es Abend geworden, und die Gesellschaft brach auf zum Opfermahle, nachdem die Herolde einem Jeden Wasser über die Hände gegossen, und einen Becher Weins zum Opfern gereicht hatten. Als sie nach Hause kamen, setzten sie sich im Saale des weiten Palastes nach der Reihe auf prächtige Sessel; der Greis mischte noch einmal Wein, und gab ihn herum. Dann ward Telemach hinausgeführt unter die tönende Halle, wo ihm neben dem Pisistratus, Nestor's jüngstem Sohne, ein Bett bereitet war. Die verheiratheten Söhne und der Vater schliefen im Innern des Palastes.

Am Morgen setzte sich der Alte auf einen der glatten Steine draußen vor der Pforte des Hauses, im Hofe, und um ihn versammelten sich seine lieben Söhne und viele Sklaven. Er hatte Athenen eine Kuh mit vergoldeten Hörnern zu opfern gelobt, und wollte jetzt das Gelübde erfüllen. Da kamen auf seinen Befehl die Gefährten des Telemach aus dem Schiffe herbei, es kam der Goldarbeiter mit Hammer, Amboß und Zange, und überzog mit dem Golde, das Nestor ihm gegeben hatte, die Hörner der jungen Kuh. Zwei von den Söhnen des Hauses führten die Kuh darauf zum Altar, der dritte kam mit einem Wasserbecken und einem Körbchen voll Gerste, der vierte hielt die scharfe Axt in den Händen, und der fünfte ein Gefäß, das Blut aufzufangen. Nun wusch sich der Vater Nestor die Hände, streute die heilige Gerste hin, schnitt der Kuh die Stirnhaare ab, und warf sie ins Feuer. Darauf trat der vierte Sohn heran, und hieb zu. Die scharfe Axt zerschnitt die Sehnen des Nackens, und das Thier fiel nieder. Nun zerhieben die Söhne das Opfer völlig, schnitten, nach dem Gebrauche, eilig die Schenkel aus, umwickelten diese mit Fett, und bedeckten sie noch mit blutigen Stücken der Glieder. Indem dies Opfer im Feuer brannte, sprengte der Greis ein wenig rothen Weins darüber, und die Jünglinge standen mit Feuergabeln rings umher, um das noch übrige Fleisch zum Frühstück für die Gesellschaft zu braten. Jetzt kam auch Telemach hinzu, den unterdeß

Nestor's jüngste Tochter gebadet, gesalbt, und mit Leibrock und Mantel bekleidet hatte. In einen großen ehernen Kessel, der in der Mitte stand, ward Wein und Wasser gegossen, und aus dieser Mischung schöpfte Jeder sich einen Becher voll, opferte und trank, und dann dachte man auf Telemach's Reise. Es ward ein Wagen bespannt, die Schaffnerin legte Zehrung hinein, und Telemach und Pisistratus, Nestor's jüngster Sohn, setzten sich darauf. Der Letztere hielt die Zügel und trieb die Pferde an, und so kamen sie am Abend nach Pherä, wo sie in der Burg des Diokles gut bewirthet wurden. Hier blieben sie die Nacht, und am andern Abend waren sie in Sparta, und hielten vor dem Palaste des berühmten Menelaus.

Hier war eben Hochzeit, Menelaus verheirathete einen Sohn und eine Tochter zugleich. Schmaus, Gesang und Tanz erfüllten den Saal, man bemerkte nicht einmal das Vorfahren des Wagens, bis ein Diener es dem Menelaus ansagte. Dieser ließ sogleich die Pferde abspannen und an die Krippe binden, die beiden Gäste aber empfing er freundlich in seiner prächtigen Wohnung. Die Mägde führten sie zu den Badewannen und setzten ihnen Salböl hin, und als sie wieder in den Saal traten, setzten sie sich neben Menelaus; eine Dienerin kam mit Kanne und Becken, übergoß ihnen die Hände, und stellte vor Jeglichen ein Tischchen hin, welches mit Brot und Fleisch beladen wurde. Menelaus selbst fügte noch sein Ehrentheil, den fetten, gebratenen Rückgrat, hinzu, und die Jünglinge aßen, die Pracht des Hauses heimlich bewundernd, denn Menelaus war vor Allen mit der reichsten Beute und mit den prächtigsten Geschenken nach Hause gekommen. Als der Wirth nun anfing, von seinen Reisen zu erzählen, und des Odysseus dabei erwähnte, da verhüllte Telemach sein bethräntes Gesicht in den purpurnen Mantel, und Menelaus, der ihn noch nicht nach seinem Namen gefragt hatte, ahnte nun fast, wer er sey. Da kam Helena, die Unglücksstifterin, dazu, und erkannte gleich an den ähnlichen Zügen Odysseus' Sohn, der nun mit herzlicher Liebe gepflegt wurde, und Alles erzählen mußte, wie es die Freier in seinem Hause trieben. Ha, wahrlich! rief Menelaus aus, wie eine wiederkehrende Löwin die Jungen der Hirschkuh zerreißt, die sie in ihrem Löwenlager findet, so wird Odysseus die Elenden zermalmen, wenn er zurückkehrt!

Die Freunde beklagten noch lange das Schicksal des edlen Odysseus. Menelaus wußte dem Telemach nichts Näheres von ihm zu sagen, als was ihm einst ein Aegyptischer Meergott, Proteus, der alle Gestalten,

selbst die des Feuers und Wassers, annehmen konnte, prophezeiht hatte: der Held würde nach zehnjährigem Umherirren ohne einen einzigen Gefährten sein Vaterland wiedersehen.

Mit dieser Nachricht mußte sich der junge Telemach begnügen. Aber sie war ihm wichtig genug, um sogleich an seine Mutter zu denken, und sich nach der Heimfahrt zu sehnen, so sehr auch Menelaus und Helena ihn zu halten suchten. Erfreut über den lieben Besuch bot ihm sein reicher Wirth zum Gastgeschenke drei prächtige Pferde, einen Wagen und ein goldenes Gefäß an. Das Fuhrwerk schlug aber der Jüngling aus, weil Ithaka wegen seiner bergigen Gegenden für Pferde nicht geeignet sey. Menelaus verwandelte daher das Geschenk in einen prächtigen silbernen Becher, mit goldenem Rande und halberhobener Arbeit geziert, ein Phönicisches Kunstwerk. Hierauf nach gehaltenem Opferschmause legten sich die beiden fremden Jünglinge draußen in der gewölbten Halle vor dem Palaste schlafen, wo ihnen von den Mägden zierliche Betten und prächtige Polster nebst weichen wollenen Decken bereitet waren.

Am Morgen stiegen sie, nach Opfer und Abschied, in den Wagen, und fuhren durch Pherä und Pylus zurück, wo Telemach, ohne zum Hause des Nestor heranzufahren, gleich nach dem Schiffe zu seinen Gefährten ging, die sofort den Mast einsetzten, die Segel aufspannten, und das Schiff vom Ufersteine losbanden. So glitten sie in ruhiger Nacht auf der sanften Fläche des Meeres, nach Ithaka zurück; doch nahmen sie einen Umweg, um auf der nördlichen Küste zu landen, denn die Freier lauerten auf einem andern Schiffe auf den Telemach, ihn zu ermorden, aber seine Schützerin, Athene, hatte ihm die Gefahr im Traume vorhergezeigt.

Odysseus lag und schlief noch fest im Schiffe der Phäaken, als die Ruderer in der Morgendämmerung auf Ithaka landeten. Sie wollten ihn nicht gern im süßen Schlummer stören, und trugen ihn daher sanft ans Ufer, legten die prächtigen Geschenke neben ihn, und steuerten dann ohne Verzug nach Scheria zurück. Als er erwachte, und sich unter seinen Kisten, Kesseln, Bechern und Dreifüßen allein fand, stieß er ein klägliches Geschrei aus, denn der Arme erkannte sein Vaterland nicht; es war die nördlichste Spitze der Insel, und ein dicker Nebel hinderte die Aussicht. Da erschien ihm Athene mit Rath und Hülfe; sie kam in Gestalt eines schönen Hirtenknaben, er-

zählte ihm die Leiden seiner Gattin und die Abwesenheit des Sohnes, und ermunterte ihn, erst mit List und dann mit Gewalt die übermüthigen Freier zu verderben. Sie half ihm seine Geschenke in eine Höhle verbergen, berührte ihn dann mit ihrem Stabe, und verwandelte den blühenden Mann in die Gestalt eines schmutzigen Greises, mit kahler Glatze, blöden Augen und schlaffen Gliedern, und sein feines Gewand ward zum zerlumpten Bettlerskittel von abgeschabtem Hirschfell. Er trug einen Stab und einen garstigen Ranzen, allenthalben geflickt, mit einem geflochtenen Tragbande.

In diesem Aufzuge stieg der „große Dulder Odysseus" über die waldigen Gebirge, und stand zuletzt vor der Wohnung des alten Eumäus still, die ihm Athene bezeichnet hatte. Dieser Mann wird vom Homer nicht anders als der göttliche Sauhirt genannt, zum Zeichen, daß er ein trefflicher Mann gewesen. Er stammte auch wirklich aus königlichem Geschlechte, und war als Kind sammt seiner treulosen Wärterin von Phönicischen Seeräubern weggeführt, dann in fernen Landen als Sklave verhandelt, und endlich vom Odysseus gekauft, und zum Aufseher über dessen Schweineheerden gesetzt worden. Diese Heerden hatten ihre Hürden fern von der Stadt, und daneben war die Wohnung des göttlichen Sauhirten, der sie sorgsam behütete, des Nachts bei ihnen schlief, am Tage aber sie durch seine Knechte, welche bei ihm wohnten, auf die Mast in die Wälder treiben ließ. Weit davon waren ähnliche Meiereien für die Schaf-, Rinder- und Ziegenheerden und deren Hirten: woraus man sich eine Vorstellung von dem Reichthume des Odysseus machen kann.

Der Sauhirt war ein braver und verständiger Mann, und dem Odysseus, seinem Herrn, von ganzer Seele ergeben. Alle Tage, so oft er den Freiern Schweine in die Stadt senden mußte, ergrimmte er über den Unfug, und weinte um den lieben Herrn, den er längst todt glaubte. Jetzt saß er eben an der Schwelle des Hauses, und schnitt sich aus dickem Rindsleder ein Paar Sohlen, die man mit Riemen unter die Füße zu binden pflegte. Da bellten plötzlich die Hunde. Hurtig warf er das Leder aus den Händen, brachte die Hunde zum Schweigen, und nahm den Mann in seine Hütte auf. Hier legte er auf ein Lager von Laub ein Ziegenfell, sein gewöhnliches Bett, worauf der Gast sich setzen mußte; dann schlachtete er ein Paar Ferkel, briet sie am Spieße und bestreuete sie dabei mit Mehl, mischte Wein im hölzernen Becher, und setzte Alles dem Gaste freundlich vor, wel-

cher mit ihm opferte und aß. Zugleich unterhielt er ihn mit einer Beschreibung von Ithaka, und von dem Unglück des königlichen Hauses. Als Odysseus hierauf, der Sitte gemäß, nach vollendeter Mahlzeit auch von sich etwas erzählen sollte, ersann er eine Lüge, und gab sich für einen Fürstensohn aus Kreta aus, erzählte dabei, daß er den Odysseus kürzlich gesehen, und daß dieser gewiß schon auf der Rückreise begriffen, ja vielleicht gar schon hier sey. Aber das wollte der göttliche Sauhirt nicht recht glauben.

Unterdeß neigte sich die Sonne zum Untergang, und die Hirten kamen mit den Heerden nach Hause. Um den Gast zu ehren, gab der Wirth ein fettes Mastschwein zum Besten. Das Stirnhaar ward als Opfer ins Feuer geworfen, und die Hüftenstücke mit Fettstreifen bedeckt für die Götter wurden auch hier nicht vergessen. Nach der Mahlzeit legten sich die Hirten zur Ruhe. Dem Odysseus bereitete der Sauhirt ein Lager von Ziegenfellen am Feuer, und bedeckte ihn mit seinem zottigen Mantel. Er selber ging mit Schwert und Lanze bewaffnet hinaus, um in der Nähe der Heerde, seinem Berufe treu, unter dem Felsenabhange zu schlafen.

Odysseus hatte den Gedanken, als Bettler in die Stadt zu gehen, und sich unter die Freier in seinem Hause zu mischen, ihnen als Diener aufzuwarten, und sich so mit der Lage der Sachen bekannt zu machen. Aber das redete ihm der Alte gänzlich aus. „Wahrlich, solche Leute sind ihre Diener mitnichten, Jünglinge sind es, mit Mantel und Leibrock zierlich bekleidet, und stets duftet ihr Haar und Gesicht von Salben. Dir würde es schön ergehen. Nein, bleib lieber hier, so lange bis Telemach zurückkommt, der dich gewiß mit Kleidern versieht, und dich auf seinem Schiffe sendet, wohin dein Herz begehrt."

Wirklich trat am folgenden Morgen der blühende Telemach zur Thür des Sauhirten herein. Ihm glänzte das braune Haar und das Antlitz von Salben, ein schönes, weites Obergewand umhüllte seinen Leib, die Füße waren mit Sohlen unterbunden, und in der Hand trug er einen langen Stab. Er kam so eben von seiner Reise zurück, sein Schiff war gleichfalls an der Nordseite der Insel gelandet, und er wollte erst ein wenig bei seinem getreuen Eumäus einsprechen, ehe er nach der Stadt ginge. Die Hunde sprangen schmeichelnd an ihm empor, und der Sauhirt umarmte den Königssohn mit Thränen der Freude, und küßte ihm Wangen, Augen und Hände, denn er war sehr um ihn besorgt gewesen. Wie gern hätte ihn so auch sein lieber

Vater umhalset, aber der arme Bettler durfte sich noch nichts merken lassen, er stand vielmehr ehrerbietig vor seinem Sohne auf, und wollte ihm Platz machen. Aber der Jüngling hielt ihn, und sagte freundlich: „Bleib sitzen, Alter, wir finden wol sonst noch ein Plätzchen, der Mann hier wird mich schon unterbringen."

„Was ist das für ein Mann?" fragte er den Sauhirten.

Er ist aus Kreta, antwortete dieser, er kommt als ein Flehender, und vertraut deiner Güte.

„Er dauert mich, sagte der Jüngling, doch weißt du, wie es in meinem Hause zugeht. Ich kann ihn unmöglich herbergen, denn die Freier würden ihn sehr verhöhnen, und das würde mich betrüben. Ich will ihm lieber Kleider und Speise hieher schicken, damit er dir nicht zur Last falle. Doch jetzt geh', Väterchen, und sage meiner Mutter heimlich, daß ich glücklich aus Pylus zurückgekehrt sey. Ich will indeß hier bleiben, bis du wiederkommst."

Der Sauhirt band sich die Sohlen unter die Füße, nahm den Stab zur Hand, und ging. Der Weg zur Stadt war weit, und Vater und Sohn blieben daher lange allein in der Hütte. Jetzt entdeckte sich Odysseus, und Athene verwandelte ihn plötzlich in seine wahre Gestalt. Welch eine Entdeckung! Wie schlug des entzückten Jünglings Herz am Busen des lieben, lange ersehnten Vaters! Wie zärtlich hing sein freudefunkelnder Blick an den bethränten Augen des Helden!

Aber es war hier nicht Zeit zu Klagen und Ausrufungen. Odysseus theilte seinem Sohne schnell den Entschluß mit, den er längst gefaßt hatte, die übermüthigen Freier unter Athene's Beistand allesammt mit eigner Hand zu erschlagen. Der Jüngling erschrak über den vermessenen Vorsatz, aber der Vater sprach ihm Muth ein, und befahl ihm, zu schweigen, so daß, wenn er morgen als Bettler erscheine, Niemand außer ihnen Beiden wisse, wer er wirklich sey.

Noch manches Andere verabredeten sie, und der verständige Sohn prägte sich des Vaters Worte fest ins Gedächtniß ein. Da kam der Sauhirt zurück, Odysseus ward wieder Bettler, und Telemach ging nun nach der Stadt, und zeigte sich wohlbehalten den Freiern, die sich ärgerten, daß ihr ausgesandtes Raubschiff ihn verfehlt hatte. Ja sie hätten ihn noch öffentlich ermordet, wenn sie sich nicht vor der Rache des Volks gescheut hätten.

Am folgenden Tage ging Odysseus in seinen Bettlerslumpen nach der Stadt, geführt von dem göttlichen Sauhirten. Schon unterweges

erhielt er einen Vorschmack von dem, was ihn zu Hause erwartete. Als sie nämlich auf gebirgigem Pfade bei dem schön gebauten Brunnen vorbeikamen, welcher vor der Stadt in einem Pappelhaine versteckt lag, und zu welchem die Jungfrauen täglich kamen, Wasser zu schöpfen; siehe, da gesellte sich zu ihnen der Ziegenhirt Melantheus, der ein Freund der Freier war, und verfolgte den zerlumpten König mit Schimpfworten und Fußstößen, bis sie an das Thor des Odysseischen Edelhofes kamen, wo ihnen schon der Bratengeruch von den vielen geschlachteten Thieren entgegenduftete.

Und, ein rührendes Bild der Treue, ein alter Hund, den einst Odysseus erzogen, lag auf dem Miste im Hofe. Alt, verachtet, und vom Ungeziefer zerfressen, hatte er sich so lange mühsam herumgeschleppt, und lag nun in den letzten Zügen. Jetzt erkannte er den alten Herrn, wedelte mit dem Schwanze, und wollte zu ihm herankriechen, aber die Kräfte verließen ihn, er zog noch einmal den Duft seines Wohlthäters ein, und starb. Odysseus unterdrückte heimlich eine Thräne, und trat in den Saal.

Hier saßen die hundert Freier rings an den langen Wänden umher, auf Stühlen, die mit Fellen belegt waren, die Füße ruhten auf hölzernen Fußschemeln, vor Jedem stand ein kleiner Tisch, auf welchem das Brot und das gebratene Fleisch lagen. Teller hatten sie nicht. Herolde und andere Diener liefen hin und her, um die Schmausenden zu bedienen, und in der Mitte des Saales stand das gewaltige Gefäß, in welchem der Wein gemischt wurde, und aus dem die Diener die einzelnen Becher füllten. Ein Sänger sang zu dem Mahle. An den Pfeilern im Saale waren Behältnisse für die Lanzen angebracht, die anderen Waffen hingen rings an den Wänden umher.

Odysseus setzte sich, wie es den Hülfeflehenden ziemte, auf der Thürschwelle nieder. Die Freier ärgerten sich über den schmutzigen Gast, und schalten den Sauhirten, der ihn hereingeführt hatte. Der boshafte Ziegenhirt ließ auch hier nicht ab, den Armen zu verhöhnen. Darauf ging der Fremdling zu allen Gästen herum und bettelte, und Jeder steckte ihm etwas Fleisch und Brot in seinen schmutzigen Ranzen. Nur Antinous, der Stolzeste von Allen, gab ihm nichts, sondern warf ihm zornig den Fußschemel an die Schulter. Ein Anderer schleuderte mit Lachen eine Kuhpfote nach ihm, ja selbst die Mägde hatten ihn bald zum Besten, bald fuhren sie ihn mit Schimpfreden an.

Alles das ertrug der König mit der größten Gelassenheit, aber

innerlich erwartete er mit glühender Sehnsucht den Tag der Rache, der bald genug erschien. Penelope, um doch den Freiern endlich eine entscheidende Bedingung zu machen, trat eines Morgens mit ihren Mägden in den Saal, und sprach: „Hört, ihr Freier, oben in der Rüstkammer liegt noch der Lieblingsbogen meines Gemahls Odysseus, sammt seinem gefüllten Köcher. Ihm war's ein Leichtes, den gefiederten Pfeil aus der Ferne durch die Oehre von zwölf hintereinander aufgerichteten eisernen Stäben zu schnellen. Nun schlag' ich euch vor, morgen das nämliche Spiel zu versuchen, und wer es trifft, dessen Geschenke will ich annehmen, und ihm als Gattin folgen in sein Haus, damit meinem edlen Sohn Telemach seine Habe nicht länger so schändlich verpraßt werde."

Der Sauhirt brachte den Bogen herbei, und Telemach schlug die Spitzen der zwölf Stäbe nach der Reihe in den Fußboden des Saales. Aber keiner der übermüthigen Freier vermochte es, den Bogen zu spannen, obschon sie ihn mit Fett beschmierten und ans Feuer hielten, um ihn zu erweichen. — „Laßt es uns morgen wieder versuchen, begann hierauf Antinous, heute ist ein Fest; heute wollen wir schmausen." — Gebt mir doch auch einmal den Bogen her, sagte endlich Odysseus auf seiner Schwelle. Die Freier hielten das für unanständig und wurden zornig; aber Telemach sprach: „Der Bogen ist mein, und ich kann ihn geben wem ich will; da nimm ihn, Alter!"

Odysseus nahm den längstgewohnten Bogen, spannte ihn mit Leichtigkeit, und schoß klirrend den Pfeil durch die engen Löcher. Alle staunten. Der König gab dem Sau- und dem Rinderhirten einen Wink mit den Augen, und auf einmal sprach er mit Würde: „Nun gebt Acht! Jetzt wähle ich mir ein Ziel, das noch kein Schütze getroffen hat!" — In dem Augenblick flog sein Pfeil dem Antinous durch die Gurgel, daß Wein und Speisen sammt dem Tische umstürzten, da der Getroffene niederfiel.

Alle Gäste fuhren auf und schauten nach den Wänden, wo sonst die Waffen gehangen hatten; aber Odysseus hatte sie schon am Tage vorher mit dem edlen Sohne klüglich aus dem Saale und nach einem obern Gemache geschafft. Indeß glaubten die Freier noch immer, Odysseus habe den Antinous nur aus Versehen und wider Willen getödtet, als plötzlich der Held mit grimmigem Blick und schrecklicher Stimme sie anfuhr: „Ha! ihr Hunde, ihr wähntet, ich kehrte nimmer zur Heimath aus dem Lande der Troer zurück; darum zehrtet ihr mein

Gut auf, zwangt meine Diener zu eurem Dienste, und quältet mein treues Weib mit Heirathsanträgen, da ich noch lebte. Weder Götter noch Menschen habt ihr gescheut, aber dafür ist über euch jetzt die Stunde des Todes verhängt!"

Und sie entsetzten sich Alle, denn der Fürchterliche hatte schon wieder einen Pfeil auf dem Bogen, Telemach hatte ihm und sich bereits Schwert, Helm und Schild umgeworfen, und der Sauhirt und Rinderhirt, die auf des Königs Befehl alle Hinterthüren verschlossen hatten, traten jetzt auch bewaffnet herein. Aber die Freier standen fast alle wehrlos und schwiegen, nur Eurymachus, nach dem getödteten Antinous der Angesehenste unter ihnen, begann: „Mit Recht rügst du die Thaten dieser Männer, denn es ist hier viel Unziemliches geschehen; allein da liegt er ja schon, der Alles verschuldet hat, der Stolze, der nicht bloß um deine Gemahlin, sondern auch um die Herrschaft von Ithaka buhlte. Uns Andere verschone, wir wollen dir allen Schaden ersetzen, und dir Vieh und Erz und Gold, so viel du verlangst, zur Versöhnung bringen."

„Nein, Eurymachus, sprach der zürnende König, und brächtet ihr mir euer ganzes Vermögen, so sollte doch mein Arm nicht eher rasten, als bis ihr mir Alle den Frevel gebüßt habt. Auf! jetzt gilt es, mit mir zu fechten. Aber ich hoffe, nicht Einer soll mir entrinnen."

Verzweifelnd sprang Eurymachus mit dem Schwerte auf, aber Odysseus' tödtlicher Pfeil durchbohrte ihm die Brust, daß er über Tisch und Stuhl hinstürzte, und Alles mit sich niederriß. Von nun an streckte der Held mit jeglichem Schusse einen Freier zu Boden, und als die Pfeile verschossen waren, warf er sie mit Lanzen todt. Auch Telemach und die beiden wackeren Hirten hielten sich tapfer; die Freier standen noch immer bestürzt von dem plötzlichen Schrecken. Da fiel es dem treulosen Ziegenhirten Melantheus ein, ihnen Waffen zu holen, und nun schleuderten sie gegenseitig spitzige Lanzen auf den Odysseus. Aber Athene beschützte ihn und den Sohn, daß Keiner ihn traf, indeß er selbst mit Blitzesschnelle Einen nach dem Andern niederwarf.

Und siehe, der Ziegenhirt schlich sich noch einmal hinauf auf den Söller, um frische Waffen zu holen. Aber die beiden anderen Hirten eilten ihm nach, banden ihm Hände und Füße auf den Rücken zusammen, steckten ein Seil durch die Schnüre, und zogen ihn damit an einer Säule hinauf, daß er in dieser schrecklichen Folter freischwebend in der Luft hing. Dann gingen sie wieder hinunter, wo der Kampf

noch schrecklich wüthete, indem die Freier, vor Verzweiflung entschlossen das Aeußerste zu wagen, schaarenweise die Lanzen auf den Rächer warfen. Der Rinderhirt durchrannte Den, der noch vor wenigen Tagen den Bettler mit der Kuhpfote geworfen hatte, einen Andern streckte der treffliche Sauhirt zu Boden.

Als nun noch die Letzten übrig waren, da flüchteten sie, den Würfen zu entrinnen, ängstlich hin und her in dem Saale, und stolperten über die Leichen und über die umgeworfenen Tische, bis sie endlich, von Odysseus' und Telemach's Lanzen getroffen, selbst den Boden bedeckten. Nur zwei Männer wurden verschont, der Sänger und ein treuer Herold, für die der junge Telemach bat. Zitternd kam der Letztere, als er des Jünglings Fürbitte hörte, unter dem Stuhle hervorgekrochen, und warf die Kuhhaut von sich, die ihn versteckt hatte. Odysseus hieß Beide hinaus in den Hof gehen, und Telemach mußte die alte treue Schaffnerinn rufen, die bis dahin die funfzig Mägde unter Schloß und Riegel gehalten hatte. Die Alte frohlockte über den Anblick des blutigen Estrichs und der Berge von Leichen, die zum Theil noch zuckten und röchelten, und sich mit den Lanzen hin und her wandten, von welchen sie durchbohrt waren. Da sprach Odysseus die schönen Worte: „Freue dich im Herzen, Mütterchen, über die erfüllte Gerechtigkeit, aber hüte dich, daß du nicht frohlockst; über erschlagene Menschen zu jauchzen, ist sündlich."

Hierauf mußte ihm die Schaffnerin die Untreuen unter den Mägden des Hauses nennen, die es mit den Freiern gehalten hatten. Ihrer waren zwölf, und Telemach und die beiden Hirten übernahmen das Geschäft, sie in einem abgelegenen Theile des Hauses sämmtlich aufzuhängen. Der Ziegenhirt ward schmählich verstümmelt, und starb eines elenden Todes.

Odysseus und Telemach, die hohen Herrscher von Ithaka, nahmen nun Besen und Schaufel zur Hand, und reinigten gemeinschaftlich mit den beiden Hirten (so wenig dünkte dies den Vornehmsten unanständig) den blutigen Saal, nachdem sie die Todten in den Hof hinausgeschleppt, und daselbst über einander geworfen hatten. Die Mägde scheuerten die Stühle und Tische ab, und zum Beschlusse durchräucherte der König den Saal mit Schwefel.

Eine Gottheit hatte bis dahin wohlthätigen, eisernen Schlaf über die geängstete Penelope gegossen, daß sie im obern Gemache nichts von dem langen Mordgetümmel vernommen hatte. Jetzt rief die Schaff-

nerin sie herunter, und erzählte ihr Alles. Noch war Penelope ungewiß, und wußte nicht, ob sie in dem Fremden den Gemahl erkennen sollte, bis dieser, nachdem er sich gebadet und gesalbt, von Athene mit neuer Anmuth und Schönheit begabt, einem Gotte gleich, mit glänzenden Ringellocken, umwallt vom purpurnen Gewande, sich ihren überraschten Blicken darstellte, und ihr Wahrzeichen angab, um die nur er wissen konnte. Nun waren alle ihre Zweifel besiegt, und mit Thränen flog das treue Weib dem lieben, zwanzig Jahre entbehrten Gemahle an das Herz.

---

9. Die Dorische Wanderung und die Abschaffung der Königswürde.

Mit dem Trojanischen Kriege endet das eigentliche Heroenalter der Griechen, und der poetische Glanz, in welchem diese Zeit strahlt, erlischt, aber noch wird er durch das helle Licht der gewissen Geschichte nicht ersetzt. Vielmehr folgt nun über ein halbes Jahrtausend, welches, in der Mitte liegend zwischen der heroisch-mythischen und der vollkommen historischen Zeit, eine Dämmerung genannt werden kann. Der mythische Charakter verläßt die Griechische Geschichte noch nicht, nur nach und nach entwindet sie sich ihm; aber die allmählig zurückweichenden Sagen sind keineswegs so reich, als die früheren, und die Ueberlieferung der Thatsachen ist noch sehr mangelhaft. Daher erscheint die ganze Zeit, welche vom Trojanischen Kriege (1184) bis auf den Solon (594) verfließt, lückenhaft und dürftig an Nachrichten. Allein wenn sie auch nicht mit Thaten erfüllt ist, die jenen an Berühmtheit gleichen, so darf man sie sich doch keineswegs als einen Stillstand in der Griechischen Entwicklung vorstellen. Vielmehr wuchsen während derselben, wenn schon langsam und still, alle die Keime fort, deren volle Blüthe uns in den Perserkriegen entgegentritt, als die Erschütterung von außen alle Kräfte der Nation erregte, und sie zur glänzenden Erscheinung brachte.

Mehrere Menschenalter nach dem Trojanischen Kriege ereigneten sich Wanderungen Hellenischer Stämme, durch welche ein fester Besitzstand gegründet und ruhige Staatenbildung vorbereitet wurden. Dahin gehört die Einwanderung der aus Thessalien verdrängten Böotier in das von nun an nach ihnen Böotien genannte Land, welche sechzig

Jahre nach der Einnahme von Troja gesetzt wird; aber viel folgenreicher noch ist eine zwanzig Jahre später (also etwa um 1100 vor Chr.) fallende große Umwälzung, welche unmittelbar zwar nur den Peloponnes betraf, sich aber doch durch ihre Folgen über alle Griechische Stämme verbreitete. Es war dies die berühmte Wanderung der Dorer nach jener Halbinsel, bekannt unter dem Namen der Rückkehr der Herakliden, weil Fürsten, die sich Nachkommen des Herakles nannten, als Anführer an der Spitze dieser Haufen standen. Nach der mit mythischen Sagen eng verwebten Erzählung dieser Begebenheiten, suchten diese Fürsten ihr Recht an den Peloponnes durch Ansprüche zu begründen, die sie auf ihren angeblichen Stammvater, den Hercules, zurückführten. Wie diesen der Mythus durch den Eurystheus von seinem Erbe verdrängt werden läßt, ist schon oben (S. 179) erzählt. Auch nach dem Tode des Eurystheus kam die Herrschaft nicht an die Söhne des Hercules, sondern an die Pelopiden Atreus und Thyest. Nach manchen früheren vergeblichen Versuchen der Herakliden, ihre Ansprüche geltend zu machen, waren es, den Sagen zufolge, Urenkel des Herakles, Temenus, Kresphontes und Aristodemus, denen es gelang, in den Peloponnes einzudringen, und zwar nicht, wie bei den vorigen Einfällen, auf dem gewöhnlichen Wege durch die Korinthische Landenge, sondern indem sie, nach dem Rathe des Orakels zu Delphi, mit einer Flotte über den Meerbusen setzten, in Achaja landeten, und von da weiter zogen. Der größte Theil der Halbinsel fiel in ihre Hände, die Fürsten theilten das eroberte Land unter sich, und stifteten fünf neue Reiche. Messenien fiel dem Kresphontes, Argos dem Temenus zu; Sparta den beiden Zwillingssöhnen des auf dem Zuge gestorbenen Aristodemus, Eurysthenes und Prokles; Korinth dem Aletes, gleichfalls einem Urenkel des Herakles; Elis kam an Oxylus, einen Aetolier, der die Dorer und die Herakliden begleitet hatte. Nur Arkadien ward durch seine Berge geschützt. Dem aus seinem Reiche vertriebenen Pelopiden Tisamenes gelang es, die Jonier wiederum aus Achaja zu verdrängen, und sich hier eine neue Herrschaft zu stiften. Die übrigen Bewohner des Peloponnes mußten sich entweder den Siegern unterwerfen, oder auswandern, wie denn auch die Jonier nach Attika gingen. Doch wurde die Eroberung nicht rasch und auf einmal vollendet. Ein Theil der Achäer unterwarf sich, ein anderer dagegen vertheidigte seine Unabhängigkeit noch lange, zum Theil noch ganze Menschenalter hindurch in festen Burgen, und konnte erst nach harten Kämpfen be-

siegt werden. Hienach war auch das Loos der Besiegten verschieden: die ersteren wurden nur zinspflichtig, und behielten Eigenthum und persönliche Freiheit, doch ohne Bürgerrechte; die letzteren wurden zu Leibeignen gemacht.

Im Peloponnes bekamen jetzt Sitte und Sprache der herrschenden Dorer das Uebergewicht. Aber auch dadurch wurden diese Dorischen Eroberungen sehr wichtig, daß sie fernere Wanderungen und Niederlassungen in Kleinasien, besonders der Ionier, veranlaßten, welche auf mannichfache Weise, vorzüglich auch durch frühe Regungen wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung, die gesammte Hellenische Entwicklung sehr bedeutend förderten. Wir werden diese Colonien tiefer unten noch besonders betrachten.

Das Eigenthümliche des Griechischen Wesens, oder auch, wenn man es allgemeiner fassen will, des Europäischen im Gegensatz mit dem Asiatischen, fing nun an, immer deutlicher hervorzutreten. Im heroischen Zeitalter waren in Griechenland noch überall Könige, erbliche Fürstengeschlechter, doch schon sehr beschränkt. Im Homer findet man neben den Königen einen Rath der Edlen und Volksversammlungen. Aber der Trojanische Krieg und die bald darauf folgende Dorische Wanderung, welche den Besitzstand und die Staatsverhältnisse mächtig auflockerten, erschütterten auch das Ansehen des Königthums, und führten bei der reger emporstrebenden Neigung der Griechen für Volksregierungen allmählig seinen Sturz herbei. Daher fast in allen Griechischen Staaten die königliche Gewalt abgeschafft wurde, und republicanische Regierungen an deren Stelle traten. Dies geschah in dem einen Staate früher, in dem andern später, im Allgemeinen im Laufe der nächsten Jahrhunderte nach der Dorischen Wanderung. Mit Genauigkeit läßt sich die Zeit dieser wichtigen Veränderung wegen der großen Dürftigkeit der Nachrichten bei den wenigsten Staaten angeben.

Die Verfassungen, die sich nunmehr bildeten, stellen eine Fülle mannichfaltiger Formen dar. Es war ein dem Griechischen Geiste tief eingepflanzter Trieb, sich in allen Richtungen des menschlichen Daseyns, und so auch in den politischen Einrichtungen auf sehr verschiedene Weise zu gestalten. Im Allgemeinen war der Gang, den die Griechische Staatsbildung genommen hat, etwa folgender*). Die Edlen,

---

*) S. Müller Dorier, Bd. II. S. 9. und Bd. I. S. 160; Wachsmuth Hellenische Alterthumskunde, Th. I. Abth. 1. S. 181 und 279.

die wir in der heroischen Zeit, wie sie sich in den Homerischen Gedichten darstellt, so bedeutend finden, behielten auch nach dem Ende der Fürstengewalt die Regierung meistens in ihren Händen, und das Volk gehorchte ihnen willig, indem es ihnen die zum Herrschen erforderlichen Eigenschaften am meisten zutraute, daher ihre Herrschaft auch Aristokratie, d. i. Regierung der Besten (ἄριστοι), genannt wird. Wie aber die edlen Geschlechter ihre Gewalt mißbrauchten, und das Volk drückten, sah dieses in ihrer Herrschaft nur die Anmaßung einer geringen Zahl, Wenige (ὀλίγοι) gegen Viele, daher ihre Regierung, in diesem Lichte gesehen, Oligarchie genannt wird. Zu dieser an vielen Orten hervorbrechenden Unzufriedenheit des Volkes mit dem Regimente der Edlen kam, daß im siebenten Jahrhundert, als Handel und Verkehr mit dem Auslande gewöhnlicher, und dadurch ein gesteigerter Lebensgenuß Bedürfniß wurde, das Vermögen im Werthe gegen die Ehre des Geschlechts stieg, und auch hieraus ein Bestreben der den edlen Geschlechtern gegenüberstehenden Volksgemeinde (δῆμος) entsprang, zu einem gleichen Antheil an der Regierungsgewalt zu gelangen, d. i. zur Demokratie, einer Verfassung, die, wie die Aristokratie zur Oligarchie, leicht entarten kann zur Willkür des Pöbels (ὄχλος), wo sie dann Ochlokratie genannt wird.

Aber die Unzufriedenheit des Volkes mit den Oligarchen führte da, wo sie ausbrach, nicht unmittelbar zur Demokratie, sondern mitten aus demokratischen Bewegungen zuerst zur Tyrannis, deren gleichzeitige Erscheinung von der Mitte des siebenten Jahrhunderts an, in Staaten verschiedenen Stammes, auf den gemeinsamen Entwicklungsgang des politischen Lebens in Griechenland hinweis't. Tyrann ist im Griechischen Sinne Jeder, der sich wider die bestehende Verfassung zum Alleinherrn aufwirft, er regiere gut oder böse. Durch List oder Gewalt stürzten die sich erhebenden Tyrannen die verfassungsmäßigen, rechenschaftspflichtigen Obrigkeiten, und zwar mit Hülfe des gegen die Adelsherrschaft feindseligen Demos, an dessen Spitze sie sich stellten; denn das Volk wollte lieber unter der Herrschaftsgewalt eines Einzigen stehen, als unter dem Druck der vielhäuptigen Regierung der Vornehmen, wodurch es freilich oft in noch weit schmählichere Ketten geschlagen ward, bis die Tyrannis, oft von dem ersten Gewalthaber auf mehrere Geschlechter von Nachkömmlingen vererbt, wieder gestürzt wurde. Dies geschah im sechsten Jahrhundert in mehreren Staaten Griechenland's, vorzüglich durch Einmischung und mit Hülfe der Spartaner.

Als ein Beispiel dieser Verfassungsänderungen möge Korinth dienen. Hier endet die königliche Regierung um 777, und es folgte die aristokratische der Bacchiaden, bis nach hundert und zwanzig Jahren Kypselus vermittelst demagogischer Künste die durch Luxus und Uebermuth verhaßten Oligarchen verdrängte, und sich zum Tyrannen aufwarf. Gewaltthätiger als er herrschte nach ihm sein Sohn Periander, der den Adel der Stadt auf alle Weise zu schwächen, ja zu vertilgen trachtete, und sich mit dreihundert Leibwächtern umgab. Aber auch den demagogischen Grundsätzen seines Vaters war er nicht treu, indem er das niedere Volk aus der Stadt auf das Land trieb. Nach ihm herrschte noch Einer seines Hauses, Psammetichus, der aber nach wenigen Jahren mit Hülfe der Spartaner vertrieben wurde, worauf die aristokratische Verfassung wieder hergestellt ward (581). Unter allen diesen verschiedenen Regierungen erhob sich Korinth durch ausgebreiteten Handel zu großem Wohlstand. Auch Kunst und Geistesbildung gediehen unter Kypselus und Periander, wie denn überhaupt die damalige Tyrannenherrschaft der Griechischen Cultur nicht hemmend in den Weg trat, sondern sie vielmehr beförderte.

Aus der Menge der Griechischen Staaten hoben sich allmählig Sparta und Athen vor allen anderen hervor. In ihnen concentrirt sich die Geschichte des Hellenischen Volkes; sie erscheinen als Repräsentanten der beiden Hauptstämme, welche innerhalb der Griechischen Nationalität einen großen Gegensatz bilden, Sparta des Dorischen, Athen des Jonischen Stammes. Dieser Gegensatz trat schon in der vorzüglich merkwürdigen politischen Gestaltung der beiden Staaten hervor, wie sie durch zwei große Gesetzgeber entwickelt und bestimmt wurde, welche wir in den nächsten Abschnitten werden auftreten sehen. In der glänzendsten und thatenreichsten Periode der Griechischen Geschichte erscheinen die übrigen Städte und Landschaften meistens nur als Anhänge jener beiden mächtigen Staaten, denen sie sich auch in ihren politischen Einrichtungen mehr oder weniger näherten, doch nur in dem allgemeinen Charakter und den Grundzügen, und ohne daß dadurch der großen Mannichfaltigkeit des Griechischen Wesens Abbruch geschah.

---

10. Lykurg's Staatsreform in Sparta.
(885 vor Chr.)

Während die königliche Regierung fast in allen Griechischen Staaten abgeschafft wurde, erhielt sie sich in Sparta, und wol gerade darum, weil hier zwei Könige waren. Denn da zwischen diesen leicht Eifersucht entstand, so bewarb sich Jeder um Unterstützung und Anhang im Volke, weswegen wahrscheinlich manches königliche Vorrecht freiwillig aufgeopfert wurde. Dennoch blieb Sparta von der Zerrüttung und Verwirrung, welche in jener Zeit der Verfassungsänderung überall in Griechenland herrschte, nicht verschont; ja, so erhitzt waren hier die Leidenschaften, daß sogar einmal ein König Eunomus auf öffentlichem Markte mit einem Messer erstochen wurde. Dieser hinterließ zwei Söhne, Polydektes und Lykurgus. Der Aeltere wurde König, starb aber schnell, und ihm sollte sein Bruder folgen. Lykurg bestieg wirklich den Thron, als er aber erfuhr, daß die Wittwe seines Bruders schwanger sey, erklärte er feierlich, daß er, wenn Jene einen Sohn zur Welt bringen sollte, zurücktreten werde. Die Wittwe, eine ehrsüchtige Frau, ließ ihm heimlich sagen, sie wolle ihr Kind in der Stille umbringen, wenn er sie heirathen, und König bleiben wolle. Lykurg verabscheute den Vorschlag, aber um dem Kinde das Leben zu retten, zögerte er mit der Antwort. Er ließ die Mutter heimlich beobachten, und gab seinen Dienern Befehl, wenn das Kind geboren wäre, es ihm sogleich zu bringen. Er saß eben mit den vornehmsten Spartanern zu Tische, als ihm das Kind seines verstorbenen Bruders gebracht ward. Es war ein Sohn. Voller Freuden rief er aus: „Spartaner! Euch ist ein König geboren." Zugleich erklärte er sich für den Vormund desselben, nannte das Kind Charilaos (Freude des Volks), und weigerte sich durchaus, selber König zu seyn.

Diese edle Mäßigung und Uneigennützigkeit entging dennoch den Verunglimpfungen der beleidigten Königin und ihres Anhanges nicht. Sie erregte den Verdacht, als ob Lykurg nach dem Leben des Kindes trachte, und er sah sich genöthigt, um auch allen Schein zu vermeiden, Sparta zu verlassen. Vielleicht hatte er schon damals den Vorsatz, diese Reise zur Einsammlung politischer Erfahrungen zum Besten seines Vaterlandes zu benutzen. Er reis'te daher zuerst nach Kreta, welches durch die weisen, aber strengen Gesetze des Minos (oben S. 183) berühmt war. Hier lernte er den Thales, einen weisen

Staatsmann und Dichter, kennen, welchen er vermochte, sich nach Sparta zu begeben. Dort arbeitete Thales dem Lykurg trefflich vor, indem er durch seine wirksamen Gesänge Frieden, Eintracht und gute Gesinnungen unter den Spartanischen Bürgern verbreitete, und so die Empfänglichkeit für eine bessere Ordnung der Dinge in ihnen weckte. Lykurg selbst durchreis'te indessen Kleinasien und die dortigen Griechischen Colonien, von wo er die damals im eigentlichen Griechenland noch unbekannten Homerischen Gesänge mitbrachte. Einigen Nachrichten zufolge, die aber wenig Glauben verdienen, reis'te er auch nach Aegypten.

Unendlich bereichert an Erfahrung und Kenntnissen, kehrte Lykurg nach einer zehnjährigen Abwesenheit nach Sparta zurück, erfüllt von dem großen Gedanken, die in Sparta herrschenden Uebel durch eine festere Gesetzgebung zu heilen. Die Wohlgesinnten, welche Ordnung und festes Bestehen des Staates wünschten (zu denen auch der andere König, Archelaus, gehört zu haben scheint), weihte Lykurg zuerst in sein Geheimniß ein, und theilte ihnen seinen Plan zu der neuen Anordnung des Staates mit. Um aber auch bei den Uebrigen seinem Vorhaben das höchste Ansehn zu verschaffen, ging er nach Delphi und befragte das Orakel. Die Pythia sprach: Lykurg scheine ihr mehr ein Gott, als ein Mensch zu seyn, und erklärte die von ihm bezweckte Gesetzgebung für die beste. Dieses Zeugniß des Gottes verfehlte seine Wirkung bei den Spartanern nicht, und um die Uebelgesinnten zurückzuschrecken, ließ Lykurg dreißig der Vornehmsten unter seinen Vertrauten mit Waffen auf dem Markte erscheinen. So von göttlicher und menschlicher Hülfe unterstützt, trat er endlich mit der öffentlichen Bekanntmachung seiner Verordnungen hervor, die zwar häufig als ihm ganz eigenthümliche und neue dargestellt worden sind, nach einer richtigern Ansicht aber theils als neue Belebung Altdorischer Institutionen *), theils als Einrichtungen, die sich an die vorhandenen natürlich anschlossen, und nichts dem Dorischen Geiste Fremdartiges enthielten, betrachtet werden müssen. Darauf deutet schon Lykurg's Reise nach dem Dorischen Kreta. Vieles, was damals völlig natürlich, und in dem ganzen Zustande der Cultur begründet war, erschien erst späterhin als fremdartig und wie absichtlich eingeführt; denn als der Bildungszustand der übrigen Hellenen sich schon völlig geändert hatte, hingen die Spartaner noch beharrlich an ihren alten Sitten. Andrerseits übertrug auch eine

*) Vgl. Müller Dorier. Bd. II. S. 14.

spätere Zeit auf den Lykurg Manches, was sich erst nach ihm im Geiste seiner Gesetze entwickelte.

Lykurg, wird gewöhnlich erzählt, stellte die bisher schwankenden Verhältnisse zwischen der Gewalt der erblichen Könige und den Rechten der Volksversammlung dadurch fest, daß er einen Rath der Alten (γερουσία) errichtete, der aus acht und zwanzig Mitgliedern und den beiden Königen, also aus dreißig Personen, bestand. Da aber in allen Griechischen Staaten Rath und Volksgemeinde zu den ältesten Institutionen gehörten, so ist wol anzunehmen, daß Lykurg der Gerusia nur eine neue Form gab *). Jeder dieser acht und zwanzig Senatoren (Geronten) mußte sechzig Jahre alt seyn, damit Besonnenheit und Erfahrung in ihren Berathschlagungen herrschen möge. Nur ein untadelhaftes Leben konnte dazu würdig machen. Ein neuer Senator wurde auf folgende Weise gewählt: die Bewerber traten nach einander in die Versammlung, und wie sie erschienen, erscholl ein bald mehr bald minder starker und anhaltender Beifallsruf. Gewisse dazu bestellte Personen, die, in einem besondern Zimmer eingeschlossen, nichts sahen, aber Alles hören konnten, beurtheilten, bei wessen Erscheinen die Stimme des Volkes am lautesten und längsten ertönt war, und dieser wurde Senator. Die Würde war lebenslänglich, und, besonders ehe die Ephoren großen Einfluß erhielten, von bedeutender Wichtigkeit. In den Händen dieses Senats war die Verwaltung des Staats.

Den Königen blieben nur zwei, aber freilich sehr wichtige Vorrechte, nämlich die Anführung der Heere im Kriege, wo sie eine fast unumschränkte Gewalt ausübten, und die höchste Priesterwürde. Da nun außerdem auch die Volksversammlungen das Recht behielten, über die Vorträge der Könige oder des Senats abzustimmen; so sehen wir in Sparta eine Mischung sehr verschiedener Verfassungselemente: des monarchischen, des aristokratischen und des demokratischen, doch mit offenbarem Uebergewichte des aristokratischen. Und zwar scheint dieses Uebergewicht unter der Regierung der Könige Polydor und Theopomp zur Zeit des ersten Messenischen Krieges entstanden zu seyn. Denn damals ging ein Gesetz durch, welches den Königen und dem Rathe der Alten das Recht gab, die Volksversammlung, wenn sie eine verkehrte Meinung ergreifen sollte, sogleich aufzulösen.

Doch erhob sich nach und nach eine andere Gewalt im Sparta=

---

*) Tittmann Griechische Staatsverfassungen S. 117.

nischen Staate über alle diese Behörden, nämlich die der Ephoren. Diese wurden nach einigen Nachrichten erst vom Könige Theopompus während des ersten Messenischen Krieges eingesetzt, nach einer viel wahrscheinlichern Meinung erhielten sie aber damals nur eine ausgedehntere Macht, und waren schon zu Lykurg's Zeiten vorhanden. Ihrer waren fünf; sie waren ursprünglich eine Gerichtsbehörde und Stellvertreter der Könige während deren Abwesenheit, dann wurden sie als Vertreter des Volkes betrachtet, und allmählig wuchs ihre Macht so, daß sie die Geschäfte oftmals gänzlich leiteten, als das höchste Gericht über obrigkeitliche Personen Untersuchung und Strafe verhängten, auch die Könige vorluden, ja diese sogar in einzelnen Fällen verhaften und bestrafen ließen.

Eine Hauptquelle der Unordnungen im Spartanischen Staate war ein Uebel, woran so viele Staaten der alten und neuen Welt gelitten haben und noch leiden, die allzu auffallende Ungleichheit des Vermögens unter den Bürgern. Diese aufzuheben, und eine bedeutende Anzahl gleichmäßig begüterter Leute — die sicherste Gewähr der Ruhe und Freiheit — in seinem Staate zu haben, veränderte Lykurg den ganzen bisherigen Besitzstand. Er vertheilte nämlich, der beim Plutarch aufbehaltenen Nachricht zufolge, das ganze Lakonische Gebiet so, daß die Besitzthümer der eigentlichen Spartaner (der Dorischen Sieger) in neuntausend Theile, und die der Lacedämonier*) oder Perioiken (der besiegten Achäer) in dreißigtausend gleiche Theile zerfielen. Es ist wahrscheinlich, daß Lykurg bei dieser Einrichtung die alte Vertheilung des Landes, wie sie nach dem Siege der Herakliden Statt fand, wieder zurückführte, daß er also nicht etwas ganz Willkürliches und Neues bildete, sondern diese Theilung an alte, durch Gewalt, List und Zufall verloren gegangene Rechte anknüpfte. Dadurch wird die Möglichkeit, eine solche Maßregel auszuführen, begreiflicher, da die Reichen sich derselben gewiß aus allen Kräften widersetzten. Auch waren die Begüterten sowol dieser, als auch anderer Einrichtungen wegen dem Gesetzgeber so feind, daß sie einst auf dem Markte einen Aufruhr erregten; ein junger Mensch, Namens Alkander, schlug den Lykurg mit einem Stock ins Auge, aber kaum sah das Volk seines Wohlthäters blutiges Gesicht, so ergriff es den Thäter,

*) Der Name Lacedämonier wird bald für die Perioiken, im Gegensatz der eigentlichen Spartaner, bald als beide umfassend gebraucht.

und übergab ihn dem Lykurg zur beliebigen Bestrafung. Dieser nahm ihn in sein Haus, ließ sich von ihm bedienen, machte ihm nie einen Vorwurf, und beschämte ihn durch sein edles Betragen, von dem der Jüngling täglich Zeuge seyn mußte, so sehr, daß derselbe, innig gerührt von so viel Güte und Würde, aus dem heftigsten Feinde des Gesetzgebers der lauteste Verehrer und Lobredner desselben wurde.

Damit aber die jetzt gewaltsam hervorgebrachte Gleichheit in der Folge nicht wieder verwischt werden könne, machte Lykurg mehrere Verordnungen; er verbot z. B. den Eigenthümern, ihre Grundstücke zu verkaufen, und bestimmte, daß das Erbe des Vaters allemal auf den ältesten Sohn übergehen sollte, und wenn das Erbtheil an eine Tochter käme, was geschah, wenn keine Söhne übrig waren, so sollte dieselbe sich nur mit einem Solchen, der noch kein Eigenthum hatte, verheirathen dürfen. Allein alle diese Einrichtungen entsprachen ihrem Zwecke nicht. Als sich in späteren Zeiten die Umstände geändert hatten, als die Gesinnung, welche den Geist der Gesetze in den Bürgern erhalten sollte, erloschen war, ging auch jene Gleichheit wieder verloren, wie es denn überhaupt eine noch unaufgelös'te Aufgabe der Staatsweisheit scheint, durch irgend ein äußeres Mittel der immer wieder hervortretenden und über alles Maß wachsenden Ungleichheit der Güter einen hemmenden Damm entgegen zu setzen.

Es war ein vorzügliches Bestreben der alten Griechischen Gesetzgeber, daß die Gesetze vom Volke nicht als außer dem Leben stehende hemmende Gebote, sondern als mit demselben innigst verbunden betrachtet wurden, daß sie als ein nothwendiges Erzeugniß der ganzen Denk- und Sinnesweise des Volkes erschienen. Zu diesem Zwecke sollte eine den Gesetzen entsprechende Sitte und Gemüthsstimmung unter den Bürgern lebendig erhalten, und der Jugend sorgfältig angebildet werden. Daher war die Erziehung den Gesetzgebern ein so wichtiger Gegenstand; sie wurde als eine Staatsangelegenheit betrachtet, und namentlich in Sparta verschwand darin die Freiheit der Einzelnen gänzlich gegen den Zweck des Staats. Schon bei den Müttern der künftigen Bürger begann hier die Erziehung. Dem Grundsatze zufolge, daß nur von Starken Starke geboren werden, mußten die Mädchen und Weiber ihren Körper durch Laufen, Ringen, Werfen und andere Leibesübungen abhärten und geschmeidig machen. Sie tanzten und sangen öffentlich, lobten oder tadelten die Jünglinge, und diese wandten alle Kräfte an, um dem Spotte der Jungfrauen zu entgehen;

denn in Sparta war es eine große Ehre, von den Weibern gelobt zu werden. Eine fremde Griechin, die einst eine Spartanerin um diese Achtung beneidete und sagte: „Ihr seyd die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen," erhielt die Antwort: „Wir sind auch die einzigen, welche Männer hervorbringen." Freilich büßten die Spartanischen Frauen durch diese männliche Richtung auch weit mehr vom Charakter der Weiblichkeit ein, als andere Griechinnen.

Jedes neugeborne Kind ward gleich nach der Geburt besichtigt, und wenn es schwach oder verkrüppelt war, zum Verhungern ausgesetzt; denn Lykurg wollte nur gesunde und starke Bürger haben, und betrachtete jedes Kind als dem gemeinschaftlichen Vaterlande angehörig. Die Spartanerinnen waren wegen ihrer geschickten Behandlung der Säuglinge im Alterthume so berühmt, daß sich Athener, Korinther und andere Völker Spartanische Ammen kommen ließen. Bis ins siebente Jahr wurden die Knaben von den Müttern erzogen, da mußten sie nackt spielen, und nackt auf Lagern von Schilfgras schlafen, welches sie mit eigener Hand aus dem Flusse Eurotas abbrechen mußten; nur im Winter durften sie noch einige mehr wärmende Kräuter hinzufügen. Vom siebenten Jahre an übernahm der Staat die Erziehung gänzlich, und alle Knaben der Stadt lebten nun in gewisse Haufen und Classen getheilt, unter der Aufsicht eigener vom Staate dazu bestellter Aufseher (Eirenen), die selbst wieder mit ihren Untergebenen unter einem Oberaufseher (Pädonom) standen, dessen Würde immer von einem der vornehmsten und würdigsten Bürger bekleidet wurde. Dadurch wurden Alle von einem gemeinsamen Geiste durchdrungen, welcher der Gleichheit des Besitzthums zur Grundlage dienen sollte.

Die Ehrfurcht vor dem Alter wurde den Jünglingen früh eingeprägt; jeder Jüngling mußte auf der Straße einem Alten Rede stehen auf die Fragen wohin oder woher, und durfte in Gesellschaft von Alten nichts sprechen, als wonach er gefragt ward. Wie gegen Hunger und Wachen, Hitze und Frost, wurden sie selbst gegen empfindliche Körperschmerzen abgehärtet. Zu diesem Zwecke wurden die Spartanischen Knaben jährlich einmal, am Feste der Artemis, öffentlich mit Geißeln blutig gepeitscht, und Keiner durfte nur eine Miene des Schmerzes zeigen. Manche sollen die Standhaftigkeit so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut todt am Altare der Göttin niedersanken. Ihre Kleidung war ein einfacher Obermantel, den sie

bei ihren Uebungen auch noch ablegten; alle Knaben und Jünglinge gingen barfuß. Sie bekamen bei Tische nur mäßige Portionen, doch war ihnen erlaubt, heimlich etwas zu entwenden, um sich in der List zu üben; wurden sie dabei ertappt, so bekamen sie Schläge, konnten sie aber das Gestohlene nach glücklich vollbrachtem Raube öffentlich aufweisen, so wurden sie gelobt.

Diese außerordentliche Abhärtung und strenge Enthaltsamkeit herrschte aber nicht nur in der Erziehung, sie wurde auch durch das ganze Leben der Männer fortgesetzt. Lykurg erklärte allen Bedürfnissen den Krieg, er wollte, um den Ausdruck eines Griechischen Schriftstellers zu gebrauchen, den Reichthum arm machen; darum waren die gemeinsamen öffentlichen Mahlzeiten (Phiditien oder Syßitien) angeordnet, an welchen alle Spartaner Theil nehmen mußten. Zur Bestreitung derselben mußte jeder Spartanische Bürger monatlich einen Medimnus Gerstenmehl (ungefähr elf Metzen), acht Kongien Wein (neunzehn Maß), fünf Minen (Pfund) Käse, und drittehalb Minen Feigen liefern; die nun noch fehlende Zukost wurde von einem kleinen Geldbeitrag, den Jeder gab, angeschafft*). Keiner durfte sich von diesem Mahle ausschließen, außer wenn Jemand ein Opfer brachte, oder von der Jagd ermüdet war. So streng wurde hierauf gehalten, daß man selbst dem Könige Agis, als er einst aus dem Kriege zurückkehrte und zu Hause essen wollte, seinen Antheil nicht verabfolgen ließ. Auch war durchaus nicht erlaubt, sich vorher zu Hause gütlich zu thun, und sich so den nicht eben leckeren Gerichten, aus welchen jene gemeinsamen Mahle bestanden, zu entziehen. Zu diesen gehörte besonders die berühmte schwarze Suppe, vermuthlich ein Gemisch von Schweinefleischbrühe, Blut, Essig und Salz. Ein König von Pontus, der viel von dieser Nationalsuppe gehört hatte, ließ sich einmal ausdrücklich deswegen einen Spartanischen Koch kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. „Ich glaube es wol, sagte der Koch: unsere Suppe schmeckt nur Denen gut, die sich im Flusse Eurotas gebadet haben."

Auch jede andere Ueppigkeit in den Privathäusern war verboten;

*) Diese Einrichtung war nicht die einzige in ihrer Art. Sie bestand auch in Kreta, dessen Verfassung, wie schon bemerkt ist, als eine Dorische noch in mehreren anderen Punkten mit der Spartanischen übereinstimmte. Aristoteles rühmt aber die Kretensischen Syßitien vor den Spartanischen deswegen, weil sie nicht aus den Beiträgen der Einzelnen, sondern aus den Einkünften eines Gesammteigenthums bestritten wurden, wodurch nun nicht, wie in Sparta, die Aermeren ausgeschlossen blieben.

sie durften mit keinem andern Werkzeuge verfertigt werden, als mit Axt und Säge.

Den Gebrauch von Gold und Silbergeld verbot Lykurg, und führte dagegen als Ausgleichungsmittel das Eisen ein, damit dieses durch sein Gewicht und seine Menge den überflüssigen Verkehr erschwere. Wenn man bedenkt, daß die edlen Metalle damals in Griechenland überhaupt noch sehr selten, und die Bedürfnisse, namentlich in Sparta, sehr einfach waren, so sieht man wohl, daß auch dieses Gesetz mit den bestehenden Verhältnissen in keinem großen Widerspruche stand. Zu den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, wo in dem übrigen Hellas viel gemünztes Gold und Silber im Umlauf war, wurde auch dem Staate, aber nicht den Einzelnen, ausdrücklich erlaubt, solches Geld zu besitzen.

Bei der Beharrlichkeit, mit welcher die Spartaner ihren Gesetzen und Sitten treu blieben, war die geistige Bildung bei ihnen auch da noch sehr einfach und auf ein enges Gebiet beschränkt, als sie in anderen Griechischen Staaten schon mannichfaltige Früchte trieb. Die geistige Erziehung bestand bei den Spartanern in der Erlernung der Schreibekunst zum nothwendigen Gebrauch, so wie heiliger und kriegerischer Lieder, die sie bei Festen und beim Anfange der Schlachten sangen. Die Redekunst war ihnen verhaßt, dagegen wurden die Knaben früh geübt, das Wesentliche eines gegebenen Verhältnisses leicht und schnell aufzufassen. Dies wußten die Spartaner mit einer so eigenthümlichen, kernigen und kräftigen Kürze auszudrücken, daß man noch jetzt eine Rede, welche in wenig Worten viel sagt, eine Lakonische nennt. Es herrschte in diesen Reden und schlagenden Antworten ein scharfer, treffender Witz; in dem Gefühle geistiger Freiheit erhob sich der Spartaner über Die, welche durch ihre gerühmte Bildung an Kraft und Reinheit des Sinnes verloren zu haben schienen *).

Es wird ein Gesetz des Lykurg genannt, daß kein Fremder sich länger, als es unumgänglich nöthig wäre, in Sparta aufhalten, und kein Spartaner lange außerhalb Landes bleiben sollte. Vielleicht aber

*) So sagte der König Pleistonax, als ein Athenischer Redner die Spartaner ungelehrt nannte: „Ganz recht, denn von allen Hellenen sind wir die Einzigen, die von Euch nichts Böses gelernt haben.“ — Ein Sophist wollte einst eine Lobrede auf den Hercules halten. „Auf den Hercules! rief ein Spartaner. Ei wem fällt es denn ein, ihn zu tadeln?“ — Noch andere Beispiele dieser kernigen Kürze werden im Verlaufe dieser Geschichte vorkommen.

war dies mehr eine Sitte, die aus der Natur der Dinge entsprang und sich von selbst machte. Die natürliche Rauhheit Sparta's schreckte wol den Fremden von dort weg, und der Spartaner konnte sich in der Fremde, unter Genüssen, die er verachten gelernt hatte, nicht wohl fühlen. Je eigenthümlicher Spartanische Bildung und Sitte ausgeprägt waren, je schärfer der Gegensatz gegen alle andere Hellenen hervortrat, je mehr mußte die Hinneigung zur Absonderung sich von selbst einstellen.

Desto weniger scheuten die Spartaner die feindselige Berührung mit dem Auslande, den Krieg. Ihre Gesetzgebung war geschickt genug, ihnen jene bis zur Rauhheit gesteigerte Stärke, jene unbezwingliche Kraft einzuflößen, die nicht nur hinreichte, ihre Verfassung und die ganze Form ihres Daseyns gegen jeden zerstörenden Angriff zu beschützen, sondern auch ihren Einfluß weit über die Grenzen ihres unmittelbaren Gebiets hinaus zu verbreiten. Jene Gesetze, welche Genügsamkeit, Gesundheit des Körpers und Verachtung aller Bequemlichkeiten erzeugten, bildeten schon eine gute Kriegsschule. Es gab aber außerdem noch andere Einrichtungen, welche darauf abzweckten, die Nation zu Kriegern zu bilden, und ihr den Krieg als das Höchste erscheinen zu lassen.

Der Aufenthalt im Lager war gleichsam ein Fest; hier ließ die Strenge des Lebens zu Hause etwas nach, und es ward freier. Die dem Feinde abgenommene Beute gab einen größern Ueberfluß und größere Mannichfaltigkeit der Nahrungsmittel. Die purpurfarbene Kleidung, welche die Spartaner im Kriege trugen, die Kränze, mit welchen sie ihr Haar schmückten, wenn sie zur Schlacht gingen, der Klang der Flöte und der Schall der Lieder, mit welchen sie dem Feinde entgegenzogen, Alles dies gab dem sonst so furchtbaren und schreckenvollen Kriege für sie ein heiteres und feierliches Ansehen.

Diejenigen, welche tapfer kämpfend fielen, wurden mit Lorbeeren bekränzt bestattet. Noch ruhmvoller war die Beerdigung in den Purpurkleidern, und nur auf das Grab der im Kriege Gebliebenen durfte man die Namen setzen. Dagegen wurde der Feige durch höhnenden Schimpf bestraft. Wer geflohen oder aus dem Gliede gewichen war, wurde von der Theilnahme an allen gymnastischen Spielen ausgeschlossen, verlor das Recht auf jede Ehrenstelle, durfte weder kaufen noch verkaufen, oder mußte zum Spott der Vorübergehenden an einem öffentlichen Orte mit dem Schilde stehen.

Das Gesetz des Lykurg, die Stadt nicht mit Mauern und Festungswerken zu umgeben, und keinen Schutz für dieselbe anzuerkennen, als die Tapferkeit ihrer Bürger, ist bei einem solchen Geiste und bei dem Stolze, den er nothwendig erzeugte, sehr erklärlich. Eben darum waren die Spartaner stets ungeschickt und unlustig zu Belagerungen von festen Städten und Thürmen. Mann gegen Mann zu fechten, war die Kunst, die sie lernten, und die gymnastischen Uebungen, denen sie, mit Einschluß der Jagd, täglich fast einzig und allein oblagen, waren ganz auf einen solchen Krieg berechnet. Diese beständige Richtung auf den Krieg machte, daß kein freier Mann sich mit Handarbeit und Ackerbau beschäftigte, sondern dies gänzlich den Sklaven überließ, welche hart behandelt wurden. Nirgends, sagt ein Griechischer Spruch, ist der freie Mann freier, nirgends der Sklave mehr Sklav', als in Sparta.

Eigentliche und wahre Bürger in vollem Genuß aller Rechte waren nur die Spartiaten, die Abkömmlinge der siegenden Dorer. Ihnen standen die Nachkommen der besiegten Achäer, die Perioiken, in ihren bürgerlichen Verhältnissen bei weitem nach, da sie von jedem Antheil an der Staatsregierung ausgeschlossen waren. Sonst aber lebten sie frei. Dagegen befanden sich die Heloten im Stande eigentlicher Leibeigenschaft. Sie waren Sklaven, welche als Eigenthum des Staats und nicht der einzelnen Bürger betrachtet wurden. Sie stammten, nach der gewöhnlichen Meinung, von den zur Sklaverei verdammten Einwohnern der ehedem eroberten Achäischen Stadt Helos ab; doch sind wahrscheinlich unter demselben Namen auch andere Unterworfene begriffen worden, wofern jene Etymologie nicht überhaupt ganz irrig ist*). Die Heloten mußten die Aecker der Spartaner bauen, und folgten ihnen im Kriege als Diener und Leichtbewaffnete. Eine gemeine Kleidung unterschied sie von den Freien; sie mußten, wie man erzählt, sich berauschen, um den jungen Spartanern das Laster der Trunkenheit in seiner scheußlichsten und abschreckendsten Gestalt darzustellen, mußten schändliche Lieder singen und unzüchtige Tänze tanzen, und durften dagegen die zur Erweckung edler Gesinnung gedichteten Gesänge ihrer Herren nicht hersagen**). Ja so überaus unmenschlich

*) Müller Dorier Bd. II. S. 33.

**) Plutarch erzählt, daß, als die Thebaner, bei ihrem Einfall in Sparta, die gefangenen Heloten aufforderten, ihnen die Lieder des Terpander und Alkman zu singen, sie sich damit entschuldigt hätten, daß sie es vor ihren Herren nicht dürften.

verfuhr man mit ihnen, daß es den Spartanischen Jünglingen von Zeit zu Zeit erlaubt wurde, gegen sie wie gegen wilde Thiere auf die Jagd zu gehen, und den ersten besten Heloten, besonders wenn er wegen seines Muths und seiner Kraft zu fürchten war, niederzustoßen. Diese Menschenjagd hieß Krypteia, und wird von Einigen sogar für eine gesetzliche Einrichtung des Lykurg gegeben. Und dies war nicht die einzige Grausamkeit, die man sich erlaubte, um sie aus dem Wege zu räumen, vielmehr finden sich in der spätern Geschichte Beispiele von Maßregeln, wodurch Tausende auf einmal heimlicher Weise getödtet wurden. Denn die Spartaner lebten in einer beständigen Furcht vor diesen Heloten, da dieselben stets zu Empörungen geneigt waren, besonders als — bald nach den Zeiten des Lykurg — Messenien unterjocht worden war, und nun, weil dessen Einwohner größtentheils in den Zustand der Heloten versetzt wurden, die Zahl der so hart Gedrückten noch beträchtlich anwuchs. Indeß muß, sowol in Bezug auf die Krypteia als auf die sonstigen Mißhandlungen der Heloten, bemerkt werden, daß spätere, der Spartanischen Einrichtungen unkundige Schriftsteller einzelne Fälle sehr leicht in einen allgemeinen Gebrauch umgedeutet haben können.

Ueber das Ende des berühmten Gesetzgebers sind die Erzählungen unsicher und zweifelhaft. Einer Nachricht zufolge machte Lykurg, als er seine Gesetzgebung vollendet und ausgeführt hatte, eine Reise nach Delphi, um das Orakel zu fragen, ob an seinen Gesetzen noch etwas zu ändern sey, verpflichtete aber seine Landsleute vorher durch einen Eid, bis zu seiner Wiederkehr keine solche Aenderung vorzunehmen. Das Orakel antwortete, Sparta werde bei den Gesetzen des Lykurg groß und ruhmvoll werden. Diesen Ausspruch sandte Lykurg schriftlich nach Hause, und damit er die Spartaner ihres Eides nie zu entbinden brauchte, endete er sein Leben freiwillig dadurch, daß er sich aller Nahrungsmittel enthielt. Andere Nachrichten sagen, daß er in Kreta gestorben sey, und befohlen habe, seinen Leichnam dort zu verbrennen und die Asche in das Meer zu werfen, gleichfalls aus der Ursache, daß nicht, wenn seine Gebeine nach Sparta gebracht würden, die Bürger glauben möchten, von ihrem Eide gelös't zu seyn, sondern bei seinen Gesetzen verharrten. Ueberhaupt darf bei den Erzählungen vom Lykurg nie vergessen werden, daß er mehrere Jahrhunderte vor dem Anfang der Geschichtschreibung gelebt hat.

---

11. Erster und zweiter Messenischer Krieg *).

(743—668 vor Chr.)

Der Geist, welchen die Lykurgische Gesetzgebung den Spartanern einflößte, erhob ihren Staat nach einiger Zeit zur vorherrschenden Macht im Peloponnes. An dem benachbarten Messenien prüfte Sparta seine Kräfte zuerst, und die Unterjochung desselben gründete jenes Uebergewicht. Kleiner als Lakonien, war Messenien doch weit fruchtbarer; schon dies reizte die Begierde der Spartaner, aber doppelt wünschenswerth wurde ihnen Messenien's Besitz durch seine Lage. Denn es konnte eine starke Schutzwehr für sie werden, wenn es in ihrer Gewalt war, und sehr gefährlich, wenn ein feindlich gesinntes Volk darin wohnte **). Aus diesen Wünschen und der Furcht beider Staaten vor einander entstand gegenseitiges Mißtrauen, und einige Vorfälle, welche jede Partei zu ihrem Vortheile auslegte, führten endlich den offenen Kampf herbei. Daß die Schuld mehr auf der Seite der Spartaner war, zeigt die Art ihres Angriffs. Nach vollendeter heimlicher Rüstung, und nach dem feierlichsten Schwur, die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis das feindliche Land erobert sey, eröffneten sie (743) den Krieg plötzlich damit, daß sie, ohne die herkömmliche Ankündigung, unter Anführung ihres Königs Alkamenes in das Messenische Gebiet einfielen, sich der Grenzstadt Amphea bemächtigten, und die meisten Einwohner theils in ihren Betten, theils in den Tempeln und an den Altären, wohin Viele in der plötzlichen Ueberraschung ihre Zuflucht genommen hatten, niedermachten.

Die Messenier verloren durch diesen ungerechten Angriff den Muth nicht. Sie übten sich eifrigst in den Waffen, vergalten die Plünderungen der Lacedämonier durch glückliche Streifzüge in das Gebiet derselben, und fochten im fünften Jahre des Krieges auch in einer

*) Es muß wohl bemerkt werden, daß wir den Inhalt der folgenden Erzählungen einem sehr späten Schriftsteller, dem Pausanias, verdanken, der als eine seiner Hauptquellen den Dichter Rhianus anführt, der im dritten Jahrhundert v. Chr. lebte. Es scheint, daß die alten Sagen erst späterhin hervorgezogen und ausgeschmückt wurden, als Messenien durch Epaminondas wieder ein Staat geworden war.

**) Die spätere Geschichte zeigt dies deutlich dadurch, daß Epaminondas keine bessere Maßregel zur Bezähmung Sparta's wählen zu können glaubte, als daß er Messenien wiederherstellte.

großen Feldschlacht mit so vieler Erbitterung und Entschlossenheit, daß sie der Spartanischen Kriegskunst das Gleichgewicht hielten, und keine Macht sich einen vollständigen Sieg zuschreiben konnte. Doch neigte sich im Ganzen der Vortheil auf die Seite der Spartaner, und die Messenier, aller Hülfsquellen zu einer längern Fortsetzung des Krieges beraubt, beschlossen, ihre Städte fahren zu lassen, sich auf dem steilen Berge Ithome zu vereinigen, denselben noch stärker zu befestigen, und an diesen Punkt die Behauptung ihrer Freiheit und ihres Daseyns zu knüpfen. Zugleich befragten sie das von allen Dorern hoch verehrte Orakel zu Delphi über ihr Schicksal, und erhielten zur Antwort: daß Messenien siegen würde, wenn eine unbefleckte Jungfrau aus dem königlichen Stamme den unterirdischen Göttern geopfert würde. Ein Mann aus dem Messenischen Herrschergeschlechte, Aristodemus, bot seine Tochter freiwillig dazu an, und tödtete sie selbst. Die Spartaner wurden bestürzt, weil sie nach dem Göttersprüche das Glück ihrer Feinde fürchteten, und Aristodemus, von den Messeniern in der Folge zum König erhoben, schlug sie mit Hülfe der Arkadier und Argiver im offnen Felde.

Dennoch gaben die Spartaner die Hoffnung nicht auf, und nahmen endlich zur List ihre Zuflucht. Die Messenier hatten nämlich von dem Delphischen Orakel, auf eine abermals gethane Frage, wem der Sieg beschieden sey, zur Antwort erhalten: „Dem, welcher zuerst hundert Dreifüße um den Altar des Jupiter zu Ithome stellen würde." Sie glaubten nun ganz sicher seyn zu können, da der bezeichnete Tempel in ihren Ringmauern lag, und doch kamen ihnen die Spartaner, denen ein Delphier das Orakel verrathen hatte, zuvor; sie ließen nämlich schnell hundert Dreifüße aus Thon machen, und brachten sie in der Nacht unbemerkt in das Heiligthum.

Diese gelungene List und noch mehrere andere üble Vorbedeutungen erzeugten bei den Messeniern den festen Glauben an ihren unvermeidlichen Untergang. Aristodemus ermordete sich auf dem Grabe seiner nun vergeblich getödteten Tochter, und die übrigen Messenier überließen sich gleicher Verzweiflung, nachdem abermalige Versuche, den hartnäckigen Feind mit Gewalt abzuwehren, mißlungen waren. Ein Theil von ihnen flüchtete zu den Bundesgenossen, den Arkadiern und Argivern; die Zurückgebliebenen *), wahrscheinlich meist der ärmere

*) Die Bewohner der Seestädte scheinen, nach Pausanias, ein milderes Schicksal erfahren zu haben.

Theil des Volks, mußten sich durch einen Eid verbinden, niemals von den Spartanern abzufallen, die Hälfte des Ertrages ihrer Aecker nach Lacedämon abzuliefern, und unter andern auch bei dem Leichenbegängnisse eines Spartanischen Königs jedesmal in schwarzen Kleidern zu erscheinen (724).

Neun und dreißig Jahre nach dieser ihrer ersten Unterjochung, versuchten die Messenier, das ihnen aufgelegte Joch abzuschütteln. Eine kräftige Jugend war in diesen Zeiten herangewachsen, in deren Gemüthern nur das Gefühl lebte, sich an Sparta zu rächen. Aristomenes, ein Jüngling aus königlichem Stamme, wurde die Seele der Empörung, indem alle Messenier ihre Hoffnungen an den Geist und den Muth dieses Jünglings knüpften, der ihnen auch die Unterstützung von Argos und Arkadien verschaffte.

So begann nun der zweite Messenische Krieg (685). Gleich in der ersten Schlacht gab Aristomenes so viele Beweise von seiner Tapferkeit und Geschicklichkeit, daß die Messenier ihm die Königswürde, und, da er diese ausschlug, die Gewalt eines unumschränkten Feldherrn antrugen. Bald darauf schlich er sich bei Nachtzeit nach Sparta, und legte in dem Tempel der Minerva Chalkiökos einen Schild nieder, mit der Inschrift: „Aristomenes weiht ihn, nach Besiegung Sparta's, der Göttin!" Einem Gegner von solcher Verwegenheit glaubten die Spartaner einen ganz außerordentlichen Mann gegenüber stellen zu müssen.

Sie beschickten daher das Orakel zu Delphi, und dieses befahl ihnen, sich an die Athener zu wenden. Die Athener, heißt es nun, welche schon damals in Sparta einen gefährlichen Nebenbuhler erkannten, wollten zwar dem Orakel nicht ungehorsam seyn, doch aber auch nicht gegen ihren Vortheil handeln, und sandten daher nur einen Dichter, Namens Tyrtäus *), welcher aber durch seine begeisternden Gesänge Einigkeit **) und Friede zwischen den, wegen des Krieges wahrscheinlich mit einander entzweiten, Spartanern stiftete, und ihren sinkenden Muth durch seine im anapästischen Sylbenmaße gedichteten Kriegslie-

*) Es ist hier wahrscheinlich das spätere feindselige Verhältniß beider Staaten auf frühere Zeiten übertragen worden. Die Athener haben den Spartanern durch die Zusendung dieses Mannes, den die mährchenhafte Sage sogar zu einem lahmen Schulmeister macht, wol aufrichtig einen Dienst leisten wollen.

**) Aristoteles Polit. V, 7. sagt, daß sich aufrührerische Bewegungen zeigten, indem die durch den Krieg Verarmten eine Ausgleichung, und daher eine Theilung des Besitzstandes, forderten.

der wieder belebte. Doch war die Tapferkeit des Aristomenes den Spartanern so lange überlegen, bis diese die Arkadier durch Bestechung vermochten, ihre Bundesgenossen, die Messenier, mitten in einer Schlacht zu verlassen. Dies brachte die erschrockenen Messenier in eine solche Verwirrung, daß die Spartaner einen vollständigen Sieg davon trugen.

Den Messeniern blieb nun kein anderer Ausweg übrig, als der, welchen sie im ersten Kriege schon betreten hatten. Sie behaupteten von ihrem ganzen Lande nur die Westküste; die Bewohner der übrigen Gegenden, besonders die Streitbaren, befestigten sich auf dem Berge Ira. Von diesem Punkte setzte nun Aristomenes seine Streifzüge so glücklich fort, daß die Spartaner sich entschließen mußten, das von ihnen besetzte Messenien und die nächstgelegenen Gegenden Lakonien's nicht zu bebauen, weil Aristomenes meistens die Früchte raubte. Dies veranlaßte beinahe eine Hungersnoth und einen Aufstand unter den Besitzern dieser Felder, welchen Tyrtäus zu unterdrücken Mühe hatte.

Da aber Aristomenes immer kühner ward, und sich weit umher wagte, so wurde er, nebst funfzig seiner Begleiter, endlich bei einer solchen Gelegenheit von den Spartanern gefangen, und in die Gruben (Cäaden) gestürzt, welche den zum Tode Verurtheilten bestimmt waren. Doch entkam er, allein von allen seinen Gefährten, die gleich beim Hinabstürzen ihren Tod fanden, aus diesem furchtbaren Orte. Die mit wunderbaren Umständen ausgeschmückte Sage läßt ihn durch einen Fuchs gerettet werden, dem er bis zu seinem aus der Höhle führenden Gange folgte. Jubelnd empfingen ihn die Seinigen auf dem Berge Ira. Gleich darauf schlug er die mit den Feinden verbündeten Korinther, und überzeugte so die Spartaner nachdrücklichst, daß er lebe und wirke, da sie dem Gerüchte von seiner Rettung nicht hatten glauben wollen. Gegen einen solchen Feind glaubten sie sich nun jedes Mittel erlauben zu dürfen. Da sie, um ihr heiliges Fest der Hyacinthien*) zu feiern, mit den Messeniern einen Stillstand auf vierzig Tage geschlossen hatten, und Aristomenes im Vertrauen auf diesen Vertrag in Messenien umherzog, wurde er von einigen im Sold der Spartaner stehenden Kretensischen Bogenschützen überfallen, gebunden, und nach

*) Dieses Fest wurde zu Amykläa drei Tage lang gefeiert, und war eines der Hauptfeste bei den Spartanern. Nächstdem waren die Gymnopädien und die Karneen vorzügliche Feste. Bei dem letztern, welches neun Tage dauerte, wurde das Leben im Lager nachgeahmt.

Sparta gesandt. Aber unterweges, als sie in dem Hause einer Messenischen Frau einkehrten, wurde er von diesem unvermeidlichen Untergang durch die Tochter derselben gerettet.

So schien also Aristomenes unüberwindlich, und mit ihm auch sein Volk; dennoch nahte nun der Untergang Messenien's heran. Einst ward Aristomenes auf einem Streifzuge verwundet, und dadurch verhindert, auf die Hütung Ira's die gewohnte Sorgfalt zu verwenden. Die Wachen wurden vernachlässigt, und die Spartaner, welche durch einen Sklaven Kunde davon bekommen hatten, erstiegen die Burg. Drei Tage und drei Nächte wehrten sich die Messenier unter der Führung ihres Helden wie Verzweifelte; als die Uebermacht endlich eine längere Vertheidigung unmöglich machte, suchte Aristomenes noch die wenigen Ueberbleibsel seines Volks zu retten. Er sammelte sie um sich, stellte sich an die Spitze, zog frei durch die geöffneten Glieder der Spartaner, welche den Untergang dieses letzten Haufens nicht noch mit einem blutigen Kampfe erkaufen wollten, und ging nach Arkadien (668). Von hier aus wandten sich die geflüchteten Messenier, in Verbindung mit einem andern Haufen ihrer Landsleute, der den westlichen durch den Berg Ira bisher geschützten Theil von Messenien bewohnt hatte, nach der Italischen Stadt Rhegium, an dessen Gründung Messenier Theil genommen hatten. Aristomenes selbst begab sich zu Damagetus, dem Könige von Jalysus auf Rhodus, der, auf den Ausspruch des Delphischen Orakels, daß er sich mit der Tochter des Vortrefflichsten unter den Griechen verheirathen solle, die des Messenischen Helden zur Frau genommen hatte. Im Begriff, weiter nach Asien zu gehen, starb Aristomenes auf jener Insel. Die in dem Messenischen Lande zurückgebliebenen Einwohner wurden von den Spartanern in den Stand der Heloten versetzt, und die sämmtlichen Ländereien vertheilt.

Mit gleichem Ruhme, obgleich nicht mit eben so glänzendem Erfolge, kämpften die Spartaner, sowol während des Messenischen Krieges, als auch in späteren Zeiten, mit Arkadien und Argos. Dem Letztern rangen sie in erbitterten Kämpfen die Landschaft Kynuria ab, die als Grenzbezirk lange Zankapfel zwischen beiden Staaten gewesen war. Sparta's Macht war jetzt bei weitem die erste auf der Halbinsel; auch wurden ihr von den meisten übrigen Staaten derselben die erste Stelle und der Vorrang eingeräumt. Ein solches Verhältniß, mit dem Griechischen Ausdrucke Hegemonie (Oberleitung) genannt,

war anfänglich nur auf freie Waffengenossenschaft unter der Anführung eines bedeutenden Staats berechnet, führte aber, wie die spätere Geschichte lehrt, für die untergeordneten Bundesglieder leicht zu großer Beeinträchtigung ihrer Selbständigkeit und Freiheit. Vergebens rang Argos nach dieser Stellung im Peloponnes; es war viel zu schwach, den Anspruch durchzusetzen, da es nicht einmal aller Städte in seiner eignen Landschaft Argolis hatte Meister werden können. Indeß entzog es sich der Hegemonie Sparta's, dessen Macht und Ruhm dessenungeachtet immer mehr wuchsen. Wie groß dieses Ansehen im sechsten Jahrhundert auch schon außerhalb des Peloponnes war, sieht man an dem Beispiel des Krösus, welcher, wie oben erzählt ist, sich an Sparta, als an den mächtigsten Griechischen Staat, um Hülfe gegen Cyrus wandte.

---

12. Solon, Gesetzgeber in Athen.

(594 vor Chr.)

Fast drei Jahrhunderte später als Sparta, ging der Athenische Staat durch Solon zu einer festen Form über. Hier, wie dort, machten große Verwirrungen eine neue Ordnung der Dinge nöthig, aber Athen gestaltete sich in einem ganz andern Geiste.

Früh hatte das Königthum auch in Athen dem aufkeimenden republicanischen Geiste der Griechen weichen müssen, aber bei einer Gelegenheit, wo der Haß gegen dasselbe die Gestalt der Dankbarkeit und Hochachtung annehmen konnte. Als nämlich die Dorer im Peloponnes die oben erwähnten Eroberungen gemacht hatten, drangen sie auch über die Landenge vor, und bekriegten die Athener. Ein Orakel, heißt es, hatte in diesem Kampfe den Dorern den Sieg versprochen, wenn der König von Athen, damals Kodrus, nicht von ihnen getödtet werden würde. Kodrus, von diesem Orakel unterrichtet, faßte den heldenmüthigen Entschluß, seinem Volke den Sieg um den Preis seines Lebens zuzuwenden. Als Bauer verkleidet begab er sich in das feindliche Lager, fing durch Beschimpfung eines Dorers Händel an, und ward in dem daraus entstandenen Streite erschlagen. Aber bald ward unter der schlechten Hülle der königliche Herrscher erkannt; die Peloponnesier verzweifelten an einem glücklichen Ausgange, und gaben den Krieg gegen Athen auf. Doch bemächtigten sie sich beim Abzuge der Stadt Megara, welche bei dieser Gelegenheit Dorisch wurde (1068).

Die Athener, welche das Verdienst ihres Königs ehren wollten, wußten sehr geschickt die Pflicht der Dankbarkeit mit ihren politischen Wünschen in Uebereinstimmung zu bringen. Kein Sterblicher, sagten sie, sey es werth, der Nachfolger eines solchen Königs, wie Kodrus, zu seyn, und Keiner als Jupiter solle von nun an in Athen regieren. Man schaffte also die königliche Würde ab, und der älteste Sohn des Kodrus, Medon, wurde unter dem bescheideneren Titel eines Archon an die Spitze des Staats gestellt. Die neue Würde glich zwar in so fern der bisherigen königlichen, daß sie lebenslänglich und erblich war, zeigte aber darin schon ein republicanisches Element, daß die Archonten von ihrer Verwaltung Rechenschaft schuldig waren.

Aber allmählig durchdrang die republicanische Richtung die Verfassung immer mehr, und nach einem Zeitraum von dreihundert Jahren, bei dem Tode des Alkmäon, des dreizehnten dieser lebenslänglichen Archonten aus dem Geschlechte des Kodrus, hörte die Würde auf, lebenslänglich zu seyn, und wurde auf einen Zeitraum von zehn Jahren beschränkt (752). Doch schloß man sich so viel als möglich dabei noch immer an das Geschlecht des Kodrus an. Aber auch dieses mußte endlich aufhören, als seit 682 statt Eines Archonten Neun*) gewählt, und die zehnjährige Dauer in eine einjährige verwandelt wurde. Eine größere Anzahl von edlen Familien — die oben (S. 185.) genannten Eupatriden — gelangte nun zur Theilnahme an dieser höchsten Würde, und eine vollendete Aristokratie war die langsam erzeugte Frucht aus dem Samen, den Kodrus' Tod ausgestreut hatte.

Aber dies wurde kein Ruhepunkt, sondern nur ein neuer Wendepunkt in der staatsbürgerlichen Entwicklung, zu welcher der Athenische Staat bestimmt war. Eine Volksherrschaft sollte aus der Asche der Adelsherrschaft hervorgehen, denn diese verzehrte sich allmählig selbst in der Glut ehrgeiziger Leidenschaften, da die edlen Geschlechter, gegen einander feindselig, sich die Herrschaft über Athen streitig machten, oder das Volk bedrückten. Eine Reihe von inneren Unruhen und Kämpfen, woran die benachbarten Staaten, wie Megara und Böotien, auch wol Theil nahmen, machen daher den Inhalt der Geschichte Athen's in diesem Zeitraume aus.

*) Der eine dieser Archonten hieß Eponymos, weil das Jahr nach ihm benannt wurde; einer hieß Basileus (König), und ordnete die religiösen Angelegenheiten; die militärischen leitete der dritte, der Polemarch. Die sechs übrigen hießen Thesmotheten, und waren der Rechtspflege vorgeordnet. Doch wurde diese bestimmte Abgrenzung erst später eingeführt.

Man sehnte sich endlich nach einer festen Gesetzgebung, und durch den Archon Drako ward sie veranstaltet (624). Aber seine Gesetze ordneten nicht die Verfassung, sondern bezogen sich nur auf polizeiliche und peinliche Fälle. Diese Einseitigkeit und eine unüberlegte Strenge (auf das kleinste Verbrechen, z. B. Obstdiebstahl und Müßiggang, war Todesstrafe gesetzt) veranlaßten, daß die Gesetzgebung des Drako bald wieder aufgehoben wurde, aber die Gährungen dauerten fort. Ein Mann, Namens Cylon, von vornehmer Abkunft, der durch eine Heirath mit der Tochter des Tyrannen von Megara seinen mächtigen Familienanhang noch mit auswärtiger Unterstützung verstärkt hatte, faßte im Vertrauen auf diese Hülfsmittel den Entschluß, sich der Oberherrschaft in Athen zu bemeistern. Es gelang ihm auch, die Burg (die Akropolis) zu erobern. Kaum unterrichtet davon eilten die Athener, besonders unter der Anführung der nicht minder mächtigen Familie der Alkmäoniden, die ihren Ursprung von dem Athenischen Königsstamme ableitete, herbei, sie wieder zu gewinnen, und die in derselben eingeschlossenen Anhänger Cylon's geriethen bald wegen Mangel an Wasser und Nahrungsmitteln in große Noth. Cylon selbst wußte sich noch durch eine glückliche Flucht zu retten, seinen Genossen aber blieb nichts übrig, als flehend den Altar in der Burg zu umfassen. Ihre Feinde lockten sie aber unter dem Versprechen, ihres Lebens zu schonen, von diesem Zufluchtsorte fort, und tödteten sie dann, so wie noch Andere, die zu den Altären der Furien geflüchtet waren.

Dieser gegen die Religion verübte Frevel wälzte nun allen Haß von dem Cylon auf die Alkmäoniden, als die Haupturheber jener Missethat; es kämpften die Parteien mit neuer Heftigkeit gegen einander, die Alkmäoniden wurden vertrieben, die Anhänger des Cylon kehrten wieder in die Stadt zurück, und lange Zeit hindurch blieb diese Begebenheit Veranlassung zu weiteren Kämpfen*). Um die Blutschuld zu sühnen, holte man den Epimenides aus Kreta, einen Weisen, der für einen gottbegeisterten Seher galt, herbei. Er vollzog die Sühnung durch gottesdienstliche Handlungen, und verließ die Stadt, nicht ohne durch seinen Einfluß und sein Ansehen das in diesen unruhigen Zeiten verwilderte Volk milder gestimmt und eine gründliche Heilung der herrschenden Uebel vorbereitet zu haben.

*) Wir werden finden, daß sogar beim Anfange des Peloponnesischen Krieges diese Blutschuld den Athenern von Sparta vorgerückt und zum Gegenstande einer Anklage gemacht wurde.

Fortwährende Quelle dieser Unruhen waren der Mangel einer festen Gestaltung der staatsbürgerlichen Verhältnisse und die verschiedenen Wünsche der Bewohner Attika's, welche sich, nach den Gegenden der Landschaft, die sie bewohnten, auch politisch trennten. Die Pedier (Bewohner der Ebene), wozu die Reichen gehörten, wollten eine Oligarchie, die Diakrier (Bergbewohner) glaubten das ganze Volk zur Regierung berufen, und die Paraler (Küstenbewohner) standen als gemäßigte Partei zwischen Beiden in der Mitte. An die Diakrier schloß sich die große Masse der Armen an, welche bei den Reichen tief verschuldet waren (eine Erscheinung, die sich fast in allen Staaten jener Zeit findet), und ihnen ihre kleinen Besitzungen oder ihre Personen hatten verpfänden müssen. Bei der Strenge, mit welcher die Gesetze die Rechte der Gläubiger schützten, lebten sie unter einem harten Drucke, und waren daher entschlossen, gegen ihre Peiniger die verzweifeltesten Maßregeln zu ergreifen.

Es war gewiß keine kleine Aufgabe, so viele Leidenschaften durch Besonnenheit, so viele Stürme durch Ruhe, und den harten Sinn dieser Zeiten durch Milde zu besiegen.

Aber zum Glück für die Athener lebte der Mann unter ihnen, der Alles dies vermochte, und dies war Solon. Schon als Jüngling erregte sein glänzender Verstand und die Würde und Weisheit seines Benehmens große Erwartungen. Als ein berühmter Weiser seiner Zeit, und als ausgezeichneter Dichter, hatte er die herrlichsten Gaben, auf die Menschen zu wirken, empfangen. Sein tiefer Ernst ward durch eine heitre Sanftmuth zur höchsten Liebenswürdigkeit gesteigert, und da er seinen größten Ruhm in der Bescheidenheit suchte, so hatte er fast gar keine Feinde. Eben so war er durch seine bürgerliche Lage, die ihn gleich weit von dem übermüthigen Stolze der vornehmen Geschlechter und von der blinden Verzweiflung des bedrängten Volks entfernte, vorzüglich fähig ein vermittelnder und aussöhnender Gesetzgeber zu werden.

Durch mehrere Thaten, die er zum Heile des Staats ausgeführt, hatte er schon dem Volke seine Tüchtigkeit gezeigt, und die Aufmerksamkeit auf seine Kraft und Weisheit hingelenkt. Ihm verdankte man die Wiedereroberung der Insel Salamis, welche den Athenern von Megara streitig gemacht wurde, und deren Besitz sie mit vieler Anstrengung lange Zeit vergeblich zu behaupten gesucht hatten. Es war daher endlich durch ein förmliches Gesetz die Todesstrafe darauf gesetzt,

wenn Einer die Eroberung wieder in Anregung bringen würde. Solon aber stellte sich wahnsinnig, und sagte auf dem Markte ein elegisches Gedicht her, welches die verbotene Aufforderung enthielt. Nur dieser Muth, von Neuem den Anstoß zu geben, hatte gefehlt, denn die jungen Männer in Athen waren längst mit dem Gesetze unzufrieden. Nun wurde es aufgehoben, ein neuer Kriegszug unter Solon's Leitung unternommen, und Salamis gewonnen. Dies erhöhte seinen Ruhm und sein Ansehen nicht wenig. Auch die einflußreiche Gunst des Delphischen Orakels fehlte ihm nicht, denn er hatte die Amphiktyonen bewogen, die Cirrhäer, welche sich an dem Heiligthume des Gottes vergriffen hatten, mit Krieg zu überziehen und zur Ehre des Gottes zu strafen.

Alles dieses erwarb dem Solon das gerechte Zutrauen, daß er der Mann sey, die großen Gebrechen des Staats zu heilen. Er wurde Archon (594), und nun verlangte Alles eine neue Gesetzgebung und Umbildung der Verfassung von ihm. Ja seinen Freunden schien dies noch nicht genügend, sie wünschten, daß er sich zum Tyrannen von Athen machen möge. Solon aber hielt dies für unräthlich und gefährlich, eine Mäßigung, die ihm sogar übel ausgelegt, und von Einigen für Mangel an Verstand erklärt wurde.

Der Gesetzgebung unterzog er sich desto williger und mit desto größerem Erfolge. Sie mußte einen vermittelnden Charakter erhalten, da Solon bei der heftigen Spaltung unter seinen Mitbürgern die Aufgabe hatte, entgegengesetzte Wünsche zu befriedigen; daher er auch auf die Frage, ob er den Athenern die besten Gesetze gegeben habe, antwortete: „die besten, die sie zu empfangen fähig waren". — So wünschte der bedrückte und verschuldete Theil des Volks, Solon möchte, nach der Weise des Lykurg, die Ländereien nach einer gewissen Gleichheit unter Alle vertheilen. Aber der Gesetzgeber entschloß sich zu einem weniger gewaltsamen Auswege, um dem ärmern Theil des Volks zu Hülfe zu kommen, nämlich zu der sogenannten Seisachtheia, d. i. Lasterleichterung. Diese ist von den Meisten für eine gänzliche Aufhebung der Schulden erklärt worden. Wir sehen aber aus dem Plutarch, daß es alte Schriftsteller gab, welche berichteten, die Lasterleichterung habe theils in der Herabsetzung des Zinsfußes, theils in einer Erhöhung des Münzwerthes, um den dritten Theil etwa bestanden, wodurch also auch bei der Rückzahlung des Capitals der Schuldner eine große Begünstigung genoß. Und diese Meinung ist gewiß die

richtige, denn gänzliche Aufhebung aller Schuldverpflichtungen ist freilich noch keine Ackervertheilung, aber doch eine so ungerechte und in ihren Folgen verderbliche Maßregel, daß man sie der milden Weisheit des Solon nicht zutrauen kann. Wahrscheinlich wurden auch Alle, welche Schulden halber in der Sklaverei lebten, jetzt frei; wenigstens verordnete Solon, daß der Schuldner seine persönliche Freiheit nicht mehr verpfänden solle. Daß er aber, wie die Geschichtschreiber versichern, durch diese Einrichtungen weder die Armen noch die Reichen ganz befriedigte, spricht gewiß für die Billigkeit und Unparteilichkeit seiner Verordnungen.

Das Recht des Volkes, an der Regierung Theil zu nehmen, bestimmte Solon durch folgende Anordnungen. Er theilte die Bürger in vier Classen, nach dem Maße ihres Vermögens. Wer von seinen Ländereien einen jährlichen Ertrag von fünfhundert Medimnen*) an flüssigen und trocknen Erzeugnissen hatte, gehörte zu der ersten Ordnung, deren Mitglieder daher Pentakosiomedimnoi hießen. Die zu der zweiten Classe Gehörigen mußten dreihundert Maß einnehmen, sie hießen Hippeis (Ritter), weil die Reiterei aus ihnen genommen wurde. Die in der dritten Classe hießen Zeugitai, und hatten zweihundert Maß jährlicher Einkünfte. Diese drei ersten Classen mußten mit einer vollständigen Rüstung versehen seyn; sie leisteten im Kriege den Dienst als Hopliten (Schwerbewaffnete). Alle Uebrige, die weniger Einkommen hatten, machten die vierte Classe, die Thetes, aus. Sie waren die Leichtbewaffneten des Heeres, auch, besonders späterhin, der größte Theil der Bemannung der Flotte.

Nach der Solonischen Verfassung konnten nur die drei ersten Classen Regierungsämter bekleiden; die vierte und zahlreichste hatte, außer dem Antheil an dem Richteramte, das Recht, in der Volksversammlung zu stimmen, wie die übrigen, und dieses Recht war in Athen kein geringes. Denn die Volksversammlungen übten die höchste und eine unbeschränkte Gewalt im Staate, worin der vorherrschende Demokratismus in der Athenischen Verfassung lag. Hier mußten alle Gesetze bestätigt werden, hier wurde über Krieg und Frieden beschlossen, zu den Aemtern gewählt u. s. w. Da jeder Bürger hier gleiche Rechte hatte, so wurde auf die echte Abstammung eines Athenischen Bürgers genau gesehen, und Solon hatte den Zugang zum Bürger-

*) Der Medimnus kommt ungefähr mit dem Berliner Scheffel überein.

rechte sehr erschwert. Bei Lebensstrafe durfte kein Ausländer in diesen Versammlungen erscheinen.

Der zu großen Beweglichkeit und dem Leichtsinne, der in solchen Volksversammlungen zu herrschen pflegt, wollte Solon durch zwei Staatsbehörden, deren Verhältnisse und Bestimmung er neu ordnete, Besonnenheit und Einsicht entgegensetzen. Die eine war der Areopagus, welchem der Gesetzgeber, als einem schon vor ihm vorhandenen Blutgerichte, wahrscheinlich eine neue, zu dem Ganzen seiner Gesetzgebung passende Einrichtung gab. Die Mitglieder desselben bestanden aus den jährlich abgehenden Archonten, und ihr Wirkungskreis umfaßte, außer der Entscheidung über Hauptverbrechen, noch die wichtige Aufsicht über die Religion, die Gesetze und die Sitten der Einwohner, ja in dringenden Fällen übte der Areopagus sogar die höchste Gewalt in Staatsangelegenheiten, auch gegen die Volksversammlungen, aus. In den früheren Zeiten konnte gewiß nichts Wichtiges ohne ihn vorgenommen werden. Ihre Versammlungen hielt diese Behörde meistens bei Nacht im Finstern, damit die Richter sich nicht durch die Mienen der Beklagten bestechen lassen könnten; auch mußten die Redner alle Eingänge und bewegenden Rednerkünste weglassen, und den Fall trocken und unparteiisch vortragen. Die ganze Form dieses Gerichtshofes hatte etwas Feierliches, und war darauf berechnet, Scheu und Ehrfurcht einzuflößen.

Den Senat oder die Rathsversammlung (βουλή) richtete Solon so ein, daß jede der vier Phylen hundert Bürger aus den drei ersten Classen dazu stellte, und der ganze Rath also aus vierhundert Mitgliedern bestand. Diese wurden auf Ein Jahr, und (was eine völlig demokratische Einrichtung war) durch das Loos gewählt, mußten sich aber, wie alle Beamten in Athen, einer strengen Untersuchung über ihr vergangenes Leben (Dokimasie) unterwerfen. Der Rath hatte das Recht, die Volksversammlungen zu berufen, und alle Angelegenheiten vorläufig zu untersuchen, ehe sie dem Volke öffentlich vorgelegt wurden, also auch die Befugniß, solche Gegenstände, die er nicht für zuträglich hielt, der Erörterung in den Volksversammlungen gänzlich zu entziehen. Er konnte Gesetze geben, welche ein Jahr lang ohne die Zustimmung des Volks gültig waren; ihm stand die Ausrüstung der Heere und der Flotte zu, er konnte Staatsverbrecher greifen und festsetzen lassen, und Der, welcher den (täglich wechselnden)

Vorsitz im Rathe führte, hatte die Bewachung des Staatssiegels, so wie die Schlüssel des Schatzes und zur Festung.

Diese beiden Behörden verglich Solon mit zwei Ankern, um den bewegten und unruhigen Staat daran zu befestigen. Durch sie sollte die Volksversammlung gezügelt werden, aber die folgende Geschichte wird uns lehren, wie diese doch fortschreitend ihre Macht ausdehnte, und wie durch Schwächung der ihr gegebenen Gegengewichte die dem Volke tief eingepflanzte Richtung zur Demokratie immer höher stieg.

Denselben Geist athmeten auch mehrere die Privatverhältnisse betreffende Gesetze. Jeder Athenische Bürger durfte über seine Güter ein Testament machen. Vor Solon war dies nicht erlaubt, sondern das Vermögen mußte bei der Familie bleiben, als ein gemeinsames Stammgut. Jetzt aber konnte, wer keine Kinder hatte, es vermachen wem er wollte. Das Vermögen, sagt Plutarch, wurde auf diese Weise erst zum Eigenthum. — Ferner war allen Bürgern erlaubt, Handwerke zu treiben, und kein Sohn war verpflichtet, seinen Vater im Alter zu ernähren, wenn er ihn keine Kunst hatte erlernen lassen; zwei Gesetze, durch welche der Sinn der Athener für Kunstfleiß und Handel befördert wurde, dessen ein zur Schifffahrt so gut gelegenes, und eben nicht fruchtbares Land wie Attika sehr bedurfte. Sehr merkwürdig ist das Solonische Gesetz, kraft dessen Jeder, welcher nicht bei einem Aufstande Partei nahm, für ehrlos erklärt und verbannt werden sollte. Auf den ersten Anblick kann dies sonderbar scheinen, aber näher betrachtet, muß man die tiefe Weisheit dieses Gesetzes bewundern. Die Unruhen im Staate haben oft nur darum so schlimme Folgen, weil die Bösen und Unverständigen auf beiden Seiten dann allein handeln, die Rechtlichen und Besonnenen hingegen sich gewöhnlich jedes Antheils enthalten; zumal für Republiken gibt es nichts Verderblicheres als einen solchen Mangel der Theilnahme am Staatswohl.

Die Erziehung der Jugend machte Solon nicht in dem Grade zur Staatsangelegenheit wie Lykurg, sondern überließ sie mehr dem Willen der Einzelnen, wie diese größere Freiheit, diese höhere Achtung der Individualität überhaupt ein hervortretender Grundzug der Athenischen Staatseinrichtungen, im Gegensatz mit den Spartanischen, ist. Gymnastik war, der allgemeinen Griechischen Sitte gemäß, in Athen wie in Sparta eine Hauptbildungsschule der Jugend, aber nicht in der rauhen Strenge wie dort. Die Freiheit und Vielseitigkeit, welche der Thätigkeit der Athener in ihrer Verfassung eingeräumt war, zog

auch alle geistige, wissenschaftliche und künstlerische Cultur in den Kreis ihrer Bildung, besonders als Reichthum und vielfacher Verkehr den Staat auf's höchste belebten.

Die Liebe zum Vaterlande auf mannichfache Weise anzuregen, lag in dem Geiste jeder antiken Gesetzgebung. In Athen gehört die Einrichtung dahin, vermöge welcher die Kinder aller Derer, welche mit den Waffen in der Hand fielen, auf Kosten des Staats erzogen werden sollten, und eine andere, aber wahrscheinlich erst nach Solon entstandene Sitte, die Gebliebenen selbst durch ein öffentliches Leichenbegängniß und durch Reden zu verherrlichen.

Der herrschenden Milde der Solonischen Gesetzgebung war es angemessen, daß man Jeden gerichtlich belangen durfte, welcher einen Armen, ein Kind, ein Weib oder einen Sklaven beleidigte. Daher man zu sagen pflegte, daß die Sklaven in Athen ungebundener wären, als in manchen Staaten die Freien. Um Fortschritt und Entwicklung, nach dem Maße der aus veränderten Verhältnissen entspringenden Bedürfnisse, zu befördern, wollte Solon, daß seine auf hölzerne Tafeln geschriebenen Gesetze nur hundert Jahre gelten sollten. Der ganze Rath schwur, die Gesetze zu halten, und besonders mußten die Thesmotheten eidlich geloben, im Uebertretungsfalle dem Delphischen Gotte eine goldne Bildsäule zu weihen.

Nach allen diesen Vorkehrungen beschloß nun Solon, Athen zu verlassen. Zehn Jahre sollte seine Abwesenheit dauern; in dieser Zeit hoffte er, würden seine Gesetze die nothwendige Selbständigkeit erhalten haben. Er bereis'te Aegypten, Cypern und andere Länder; daß er auch zum Könige Krösus nach Lydien kam, ist oben schon erzählt.

---

13. Pisistratus und seine Söhne.

(560—510 vor Chr.)

Indeß zeigte sich in Athen bald, daß die Verfassung der schützenden Hand ihres Ordners noch sehr bedurft hätte. Es ist schon erwähnt, daß die Furcht vor fortwährenden Schwankungen in Einigen sogar den Wunsch hatte entstehen lassen, Solon möchte sich zum Oberherrn von Athen machen. Und was dieser von sich gewiesen, das ergriff jetzt einer seiner Verwandten, Pisistratus, der neben trefflichen Eigenschaf-

ten auch eine große Herrschbegierde besaß, und jene der Tyrannis nicht ungünstige Stimmung der Gemüther zu seinem Vortheil benutzte.

Sobald nämlich Solon sich entfernt hatte, traten jene oben erwähnten drei Parteien sogleich wieder gegen einander auf, weil jede derselben einseitig nach größeren Vortheilen trachtete, als die ausgleichende Gesetzgebung Solon's ihr gegeben hatte. Hier stand Pisistratus an der Spitze der Diakrier. Zu seiner Partei gehörte also der ärmere Theil des Volks, welches von dem überlegenen Geist, der einnehmenden Beredsamkeit und den sanften Sitten seines Führers gänzlich beherrscht wurde. Auf diese Vorliebe des Volks bauend, bediente er sich, um die Herrschaft zu gewinnen, folgender List. Er verwundete sich selbst, ließ sich so auf den Markt bringen, und betheuerte, daß er wegen seiner politischen Grundsätze von seinen Feinden angefallen worden sey. Das Volk, welches ihm glaubte, erbot sich, für ihn zu kämpfen und ihn zu schirmen, und nun brachte einer von den Freunden des Pisistratus in Vorschlag, dem gemißhandelten Volksfreunde funfzig Keulenträger zur Leibwache zu geben, welches seine Anhänger zugestanden, seine Gegner aber nicht zu hindern wagten. Pisistratus vermehrte diese Leibwache bald darauf beliebig, besetzte mit derselben die Burg, und herrschte ohne Widerstand über Athen (560).

Solon war damals schon von seiner Reise zurückgekehrt. Da theils die Bewegung der Parteien seinen öffentlichen Einfluß überwog, theils auch sein ruheliebendes Alter ihn von dem Strudel des öffentlichen Lebens abzog, hatte er durch persönliche Unterhandlungen mit den einzelnen Parteihäuptern eine Aussöhnung zu Stande zu bringen gesucht, aber vergeblich. Auch als Pisistratus sich die Leibwache zu verschaffen wußte, widersetzte er sich und forderte das Volk auf, sich nicht von der Schlauheit desselben täuschen zu lassen. Und obschon er nachher noch fortfuhr, den Athenern in Reden und Gedichten ihre Thorheit und Feigheit vorzuhalten, hörte doch Pisistratus nicht auf, ihn zu achten und zu lieben, und bediente sich auch seines Rathes. Solon starb bald nachher, und Pisistratus ehrte das Andenken des großen Mannes durch die Beobachtung seiner meisten Gesetze und Staatseinrichtungen. Wie denn erzählt wird, daß er, als er schon Tyrann war und des Mordes angeklagt wurde, sich vor das Gericht des Areopagus gestellt habe

Dennoch war die Herrschaft des Pisistratus noch nicht so befestigt, daß er über jeden Widerstand erhaben gewesen wäre, und nach einigen

Jahren wurde er von den beiden anderen Parteien aus der Stadt verjagt. Aber die Häupter derselben, Lykurgus und Megakles, geriethen bald in Zwist, und der Letztere, ein Alkmäonide, fürchtete zu unterliegen. Daher wandte er sich an den Pisistratus, und versprach, ihm wieder zur Oberherrschaft zu verhelfen, wenn er sein Schwiegersohn werden wolle. Pisistratus nahm das Anerbieten an, und Beide ersannen zum Behufe der Rückkehr eine List, von welcher Herodot meint, daß sie für Hellenen, die von jeher durch Geschick und Klugheit sich von den Barbaren unterschieden hätten, und namentlich für Athener, die wieder an Weisheit für die ersten unter den Hellenen gehalten würden, ein wenig grob gewesen sey. Sie suchten sich nämlich eine durch Größe und Schönheit ausgezeichnete Frau auf, wappneten sie mit voller Rüstung und herrlichem Schmuck, und stellten sie so auf einen Wagen. Dann fuhren sie mit ihr in die Stadt, und ließen Herolde vorausgehen, welche riefen: „Nehmt mit Liebe den Pisistratus auf, welchen die Göttin Athene selbst unter allen Menschen am meisten ehrt, und ihn in ihre eigne Burg führt.“ Schnell verbreitete sich das Gerücht, Athene selbst setze den Pisistratus wieder ein, und seine Herrschaft ward von Neuem anerkannt.

Aber nicht lange, so veruneinigten sich Pisistratus und Megakles. Dieser verband sich wieder mit den Unzufriedenen, und Pisistratus verließ Attika freiwillig. Er begab sich nach Eretria, und verschaffte sich dort aus benachbarten Staaten, die gegen ihn von früherer Zeit Verbindlichkeiten hatten, Geld und Menschen. Mit diesen kam er nach Verlauf von elf Jahren nach Attika zurück (538), besetzte Marathon, und bekam hier noch einen großen Zulauf von Athenern. An der Spitze dieses Haufens ging er nun auf die Stadt selbst los, und schlug seine Gegner, die sich bis dahin der größten Sorglosigkeit überlassen hatten und nun erst gegen ihn herauszogen, in die Flucht. Den Fliehenden sandte er mit kluger Vorsicht sogleich seine Söhne nach, welche Jeden ermunterten, gutes Muthes zu seyn und nach Hause zu gehen. So wurden seine Gegner, die nicht in der Schlacht geblieben waren, zerstreut, und der Befestigung seiner zum dritten male erworbenen Herrschaft stand kein Feind mehr im Wege. Die Alkmäoniden, welche sich durch die Flucht gerettet hatten, vermochten sie nicht zu erschüttern, und Pisistratus herrschte unangefochten bis an seinen Tod (528) mit Mäßigung und Gerechtigkeit, und stets bemüht, geistige Bildung über Athen zu verbreiten.

Er hinterließ die wohlbefestigte Herrschaft seinen Söhnen Hippias und Hipparch. Beide Brüder herrschten und handelten auch ganz mit der Milde und in dem Geiste ihres Vaters. Sie erhoben als Abgabe den zwanzigsten Theil der Erzeugnisse, waren Anführer im Kriege, und verrichteten die Opfer; im Uebrigen blieb Alles bei der bestehenden Verfassung, und sie sorgten nur dafür, daß immer Einer von ihnen unter den Archonten war. Dabei begünstigten sie die Kunst und die Künstler; Hipparch verordnete, daß die Rhapsoden am Feste der Panathenäen die Homerischen Gedichte durchsingen sollten; den Anakreon von Teos und den Simonides aus Ceos, zwei berühmte Dichter dieser Zeit, ließ er nach Athen kommen, und fesselte den Letztern durch große Freigebigkeit an sich.

Dennoch war diese Herrschaft dem republicanischen Sinne der Athener verhaßt. Aber trotz dieser Gesinnung wären die Brüder vielleicht unangetastet geblieben, wenn nicht Rache wegen erlittener persönlicher Beleidigungen zwei Männer, Harmodius und Aristogiton, zu dem Vorsatze bewogen hätte, die Pisistratiden am Feste der Panathenäen zu ermorden (514). Aber ihre Dolche erreichten nur den Hipparch, Harmodius wurde von der Leibwache auf der Stelle umgebracht, den Aristogiton ließ Hippias ins Gefängniß schleppen und schrecklich foltern. Eine spätere, wenig verbürgte Nachricht sagt, er habe statt seiner Mitschuldigen aus Rache alle Freunde des Hippias angegeben, die der Tyrann in der ersten Hitze alle habe hinrichten lassen; ja seine Geliebte, Leäna, habe sich auf der Folter die Zunge abgebissen, um auch vom heftigsten Schmerze nicht zum Verrath gezwungen werden zu können *).

Jetzt fing aber die Tyrannei erst an, denn Hippias, zum Mißtrauen gereizt, suchte nun Furcht mit Furcht zu vertreiben. Jeder Verdächtige wurde übel behandelt, und um die fremden Miethlinge, denen er sich allein anvertraute, zu besolden, übte er die härtesten Erpressungen aus. Die freiheitsliebenden Athener fanden nun diese Herrschaft vollends unerträglich, und Viele wandten sich zu den jetzt in der Fremde lebenden Alkmäoniden. Diese, voll Begierde, Athen zu befreien und sich an ihren Gegnern zu rächen, sahen sich nach fremder

*) Ihren Tyrannenhaß bekundeten die Athener durch die glänzenden Ehren, welche sie dem Andenken des Harmodius und Aristogiton in der Folge erwiesen. Es wurden ihnen eherne Bildsäulen gesetzt; ihre späten Nachkommen genossen noch der Freiheit von Abgaben. Volksgesänge feierten ihre Namen und ihren Ruhm.

Hülfe um, und wußten das Delphische Orakel durch Bestechung für ihre Zwecke zu gewinnen. So oft Spartaner nach Delphi kamen, schlug ihnen die Pythia vor, die Athener zu befreien. Sparta folgte endlich diesen Aufforderungen, und sandte ein Heer nach Attika. Hippias rief die Thessalier zu Hülfe, und widerstand dadurch eine Zeit lang; als aber eine stärkere Macht von Spartanern unter dem Könige Kleomenes erschien, so zogen die Thessalier ab, und die Pisistratiden wurden in ihre Burg eingeschlossen. Die Spartaner gingen nun zwar auch bald fort da sie nicht Lust zu einer langen Belagerung hatten, aber durch einen Zufall wurden die Kinder der Pisistratiden gefangen, und so nöthigte man sie, der Herrschaft zu entsagen und Athen zu verlassen (510). Hippias begab sich erst nach Kleinasien, wo er durch Verwandtschaft Verbindungen hatte, und späterhin zu den Persern.

---

14. Unruhen in Athen nach der Vertreibung der Pisistratiden.
(510—504.)

Durch diese Umwälzung war die Familie der Alkmäoniden wieder zur ersten in Athen geworden. Aber ihr und dem Klisthenes, ihrem Haupte, stellte sich bald eine Partei unter Isagoras entgegen, der, gleichfalls aus einem berühmten Geschlechte, entweder bloß dem Klisthenes Ansehen und Einfluß streitig zu machen, oder vielleicht gar eine neue Tyrannis zu gründen suchte. Klisthenes glaubte diesen Bestrebungen nur durch kühne Neuerungen in der Verfassung entgegenwirken zu können. Er stellte sich daher auf die andere Seite, und suchte durch Befestigung und Erweiterung der Demokratie das Volk für sich zu gewinnen, um so dem Isagoras sein auf aristokratischen Verbindungen ruhendes Ansehen zu entreißen. Er nahm Fremde, ja sogar Sklaven, unter die Bürger auf; jene uralte Eintheilung in vier Phylen (S. 185.) änderte er, indem er zehn Phylen bildete: eine Einrichtung, welche den Staat darum demokratischer machen mußte, weil sie die alten Verbindungen und Genossenschaften auflös'te, und die Bürger unter einander mischte. Da aus jeder Phyle Funfzig für den Senat genommen wurden; so wurden die Mitglieder desselben dadurch bis zu Fünfhundert vermehrt. Auch die Einführung einer eigenen Art von Verbannung aus dem Staate, genannt Ostracismus (Scherbengericht, weil die Bürger den Namen des zu Verbannenden

auf Scherben schrieben), schreibt eine Nachricht dem Klisthenes zu. Wenn nämlich ein Bürger durch persönlichen Einfluß und mächtigen Anhang ein allzugroßes, die demokratische Gleichheit bedrohendes Uebergewicht erhielt, und sich so vielleicht den Weg zur Herrschaft zu bahnen vermochte, so konnte er, ohne eines bestimmten Vergehens angeklagt zu seyn, durch die Mehrheit der Stimmen zur Verbannung verurtheilt und, nicht zur Strafe, sondern zur Sicherheit des Staats, auf einige Zeit aus demselben entfernt werden. Ja selbst wenn die Absicht nicht entschieden auf einen bestimmten Bürger ging, wurde von Zeit zu Zeit dieses Scherbengericht gehalten, um denjenigen, welcher als der Hervorragendste, und darum Gefährlichste erschien, zu beseitigen *). Eifersüchtige Wachsamkeit gegen möglichen Mißbrauch von ausgezeichneten Gaben liegt in der Natur demokratischer Verfassungen; hier wurde sie aber auf eine Spitze getrieben, wodurch der verderblichsten Willkür Spielraum gegeben wurde, Parteisucht und der Neid kleiner Geister die trefflichsten als Opfer fordern konnten.

Durch die kühnen Schritte des Klisthenes überwältigt, rief die Partei des Isagoras die Spartaner zu Hülfe, und diese unterließen nicht, bei dieser Gelegenheit ein schiedsrichterliches Ansehn in Athen geltend zu machen. Sie forderten, wie Isagoras es angegeben, die Verbannung des Klisthenes, und zwar unter dem Vorwande, daß er noch von dem Frevel verunreinigt sey, den sein Geschlecht, die Alkmäoniden, vor langer Zeit durch den Mord der Anhänger des Cylon verübt hatte. Klisthenes verließ hierauf die Stadt, dennoch erschien der Spartanische König Kleomenes mit einem kleinen Heerhaufen in Athen, um Alles nach Isagoras' Wunsch einzurichten (508). Er verbannte auf einmal siebenhundert Familien, hob den Rath der Fünfhundert auf, und wollte einen andern von Dreihundert einsetzen, die Alle Anhänger des Isagoras waren. Allein so ruhig ließ man dies nicht geschehen. Die Fünfhundert reizten das Volk, die Waffen zu ergreifen, und die Spartaner wurden in der Burg belagert. Schon am dritten Tage schlossen sie einen Vertrag und zogen ab; weislich verließ Isagoras mit ihnen das Attische Gebiet. Klisthenes kehrte mit

---

*) Plutarch. Nicias, c. 11. *γιγνομένης ὀστρακοφορίας, ἣν εἰώθει διὰ χρόνου τινος ὁ δῆμος ποιεῖσθαι, ἕνα τῶν ὑπόπτων, ἢ διὰ δόξαν ἄλλως, ἢ πλοῦτον, ἐπιφθόνων ἀνδρῶν, τῷ ὀστράκῳ μεθιστὰς εἰς δέκα ἔτη.*

den übrigen Verbannten zurück, und Viele von Denen, die den Spartanern angehangen, wurden hingerichtet.

Da aber zu fürchten war, daß die beschimpften Spartaner mit verstärkter Macht wiederkehren würden, so faßten die Athener den bittern Entschluß, ein Bündniß bei den Persern zu suchen. Der Satrap in Sardes empfing die Gesandten mit dem vornehmen Uebermuth, welchen der Diener eines Königs, der einem halben Welttheil gebot, sich gegen einen kleinen Staat erlauben zu dürfen glaubte, für dessen Kräfte er nur einen Asiatischen Maßstab hatte. Er fragte sie, aus welchem Welttheile sie kämen, und wollte den verlangten Schutz bewilligen, wenn sie dem Großherrn Erde und Wasser, als Zeichen der Unterwerfung, gäben. In Erwägung der Gefahr ihres Landes willigten die Gesandten ein, wurden aber dafür zu Hause sehr übel angesehen.

Auch würde der Persische Beistand wol zu spät gekommen seyn, denn Kleomenes, voll Wuth über die erlittene Schmach, hatte bereits aus dem ganzen Peloponnes ein zahlreiches Heer gesammelt, und selbst die Böotier, nebst der Stadt Chalcis auf Euböa, zum Beitritt bewogen, um den Isagoras zurückzuführen und als Tyrannen einzusetzen. So ward Attika von zwei Seiten zugleich angefallen, und es würde verloren gewesen seyn, wäre die feindliche Macht nicht eine verbündete gewesen. Dies rettete Athen. Die Korinther besannen sich zuerst, daß sie ein ungerechtes Werk befördern sollten: auch fürchteten sie wol Sparta's Uebermacht, wenn Athen ganz unterjocht würde, und traten daher zurück. Auch die beiden Könige der Spartaner selbst entzweiten sich unter einander *), und ein Theil des Heeres ging nach Hause. Der andere, zu schwach, mußte wol folgen, und so blieben noch die Böotier und Euböer, die von den Athenern mit leichter Mühe zum Lande hinausgeschlagen wurden. So bewährte sich, fügt nach der Erzählung dieser Begebenheit Herodot hinzu, die Vortrefflichkeit einer bürgerlichen Gleichheit. Denn so lange Tyrannen über sie herrschten, übertrafen die Athener keinen ihrer Nachbarn im Kriege, als sie aber ihre Freiheit erlangt hatten, wurden sie bei weitem die Ersten.

Dieses Gedeihen Athen's erschreckte die Spartaner. Sie bedachten, sagt Herodot, daß das Athenische Volk, wenn es frei bliebe, ihnen über den Kopf wachsen, in der Knechtschaft aber schwach und zum

*) Es wurde bei dieser Gelegenheit in Sparta das Gesetz gegeben, daß nie beide Könige zugleich mit einem Heere ausziehen sollten.

Gehorsam bereitwillig seyn würde, und da sie dazu noch erfuhren, daß jene Sprüche der Pythia Einflüsterungen der Alkmäoniden gewesen waren, so ließen sie den Hippias aus Kleinasien kommen, um ihn mit Hülfe der Bundesgenossen wieder in Athen einzusetzen (504). Allein in der Versammlung der Verbündeten, wo Sparta diese Absicht vortrug, erhob sich wieder ein Korinther, Sosikles, und stellte vor, daß es am wenigsten den Spartanern zieme, die Freiheit da, wo sie vorhanden sey, aufzuheben, und die Knechtschaft in die Städte einzuführen. Er schilderte zugleich durch Erzählungen von der Grausamkeit und Willkür des Korinthischen Tyrannen Periander (oben S. 234.) die Gräuel einer solchen Herrschaft so lebhaft, daß Alle ihm beistimmten, Sparta seinen Plan aufgeben, und Hippias unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Dieser setzte nun seine Hoffnungen auf die Perser, und bot Alles auf, den Artaphernes, den Bruder des Darius, welcher Statthalter in Sardes war, wider die Athener zu reizen. Artaphernes ließ auch schon unter Drohungen den Athenern befehlen, den Hippias wieder aufzunehmen. Allein die Athener wiesen eine solche Zumuthung standhaft von sich, entschlossen, lieber in offnen Krieg mit den Persern zu treten, welchen denn auch bei dieser gegenseitigen Spannung der Gemüther die nächste Veranlassung herbeiführte. Doch ehe wir die Erzählung über diesen merkwürdigen Wendepunkt hinausführen, ist es nothwendig, vorher noch andere Verhältnisse in der äußern und innern Entwicklung der Hellenen in Betracht zu ziehen.

---

15. Colonien der Griechen.

Wenn man das Griechische Volksthum in seiner vollständigen Erscheinung betrachtet, so machen die zahlreichen Colonien einen nicht weniger wichtigen Bestandtheil desselben aus, als das Mutterland. Wie die Hellenen in jener Bildungszeit ihres Volkes, welche von der Dorischen Wanderung bis auf die Zeiten der Pisistratiden verfließt, die hemmenden Schranken nach allen Richtungen durchbrachen: so gingen sie auch geographisch über die Grenzen des eigentlichen Hellas hinaus, und bald dem Triebe zu wandern und sich auszubreiten folgend, bald durch Handelsvortheile gelockt, bald durch die allzugehäufte Bevölkerung einer Landschaft, bald durch politische Rücksichten und Bedrängnisse bewogen, zogen sie aus, und ließen sich in der Nähe und

Ferne fast an allen Küsten des Mittelmeeres nieder. Wohin sie auch kamen, sie blieben Hellenen, und bewährten an allen Orten die Ueberlegenheit ihrer Geisteskraft und Bildung über die anderen Völker, welche sie mit einem Gesammtnamen Barbaren *) nannten. Auch an der künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung des Mutterlandes nahmen die Colonien nicht nur Theil, sondern die Kleinasiatischen Griechen, besonders die Jonier, schritten in mancher Rücksicht darin dem eigentlichen Hellas sogar voran. Die Verhältnisse zwischen diesen Pflanzorten und ihren Mutterstädten waren sehr verschieden. Politische Abhängigkeit fand außer den Fällen, wo die Colonie vom Staate zu einem besondern Behufe angelegt war, gar nicht Statt; meistens aber erhielten sich das Gefühl der Verwandtschaft, Pietät und Anhänglichkeit durch die Jahrhunderte.

Die Veranlassung zu diesen Ansiedelungen in Kleinasien und auf den nahe gelegenen Inseln, oder vielmehr den ersten Anstoß dazu, gaben, wie schon erwähnt ist (S. 231.), die Dorischen Eroberungen im Peloponnes, und neben den verdrängten Joniern und Aeolern erscheinen hier auch Dorer. Unter den Aeolischen Städten auf dem festen Lande war Kyme die wichtigste, noch ansehnlicher aber Mitylene auf der Insel Lesbos, der Hauptniederlassung der Aeoler. Smyrna war auch eine Aeolische Pflanzstadt, späterhin aber wurde es von Flüchtlingen aus Kolophon eingenommen, und dadurch zu einer Jonischen Stadt. Die Jonischen Niederlassungen waren die bedeutendsten unter allen Griechisch-Asiatischen; die ansehnlichste dieser Städte, oder vielmehr ganz Kleinasien's, war Miletus, höchst wichtig durch ausgebreiteten Handel, besonders nach dem Schwarzen Meere, welcher sie zur Anlegung so vieler Pflanzorte veranlaßte, daß man deren siebzig bis achtzig zählte. Auch Phocäa war durch Handel, welcher sich nach den westlichen Theilen des Mittelmeers richtete, ausgezeichnet. Ephesus ist vorzüglich durch den berühmten Dianentempel bekannt. Auch Kolophon war eine ansehnliche Stadt. Bedeutend durch Seemacht waren die Inseln Samos und Chios; erstere war am mächtigsten unter dem Tyrannen Polykrates. Die Dorer hatten auf dem festen Lande die Städte Halikarnassus und Knidus inne, dann die Inseln Rhodus und Kos.

---

*) Jeder Nicht-Grieche hieß ein Barbar. Aus dieser ältern Bedeutung des Worts ist erst die andere, vermöge welcher es einen ungebildeten, rohen und wilden Menschen bezeichnet, hervorgegangen.

Wie diese Kleinasiatischen Pflanzstädte erst von den Lydern, und dann von den Persern unterworfen wurden, ist oben (S. 139 und 146) erzählt. Nur ein großer Theil der Phocäer, und die Einwohner des gleichfalls Jonischen Teos, wollten lieber auswandern, als Knechtschaft erdulden. Die ersteren gingen nach Korsika, wo Phocäer schon vorher die Stadt Alalia gebaut hatten; nachdem sie aber gegen die verbündeten Etrusker und Karthager in einem Seetreffen zwar gesiegt, doch ihre meisten Schiffe eingebüßt hatten, konnten sie sich auf Korsika nicht länger halten und gründeten an der Südwestküste Italien's die Stadt Hyele (bei den Römern Velia). Die von Teos gingen nach Abdera in Thracien, welches nun ihre Niederlassung wurde. Zwar gab der weise Bias den Joniern den Rath, sämmtlich nach Sardinien zu schiffen, dort eine große Stadt zu bauen, und in Freiheit und Wohlstand zu leben, aber sie befolgten ihn nicht.

Weiter waren die Griechischen Colonien zahlreich am Schwarzen Meere; die ansehnlichste und wichtigste unter allen dort gelegenen war Sinope, eine Colonie von Milet. Ferner war Heraklea in Bithynien, von Megarern und Böotiern angelegt, eine bedeutende Stadt, besonders in den letzten Zeiten des Persischen Reiches blühend. Selbst das rauhe Klima der Nordufer des schwarzen Meeres scheuten diese unternehmenden Männer nicht. An der Mündung des Borysthenes (Dnieper), in der Nähe des heutigen Oczakow, lag Olbia, wo sich gleichfalls die Milesier niedergelassen hatten, und von dort einen sehr großen und ausgebreiteten Handel trieben. Auch auf der Taurischen Halbinsel und an den benachbarten Ufern des Palus Mäotis (des Asowischen Meeres) setzten sich die Milesier fest. Es entstand hier ein Griechisches Königreich, das Bosporanische Reich genannt, dessen Hauptstadt Pantikapäum (in der Nähe des heutigen Kertsch) war. Dieses Reich war die Kornkammer von Griechenland und besonders von Athen. Der ansehnliche Handel machte die dortigen Fürsten reich und mächtig. Selbst bis zum Ausflusse des Don waren diese Bosporanischen Griechen vorgedrungen und hatten dort, nicht weit von dem heutigen Asow, Tanais angelegt, welches durch Handel mit Pelzwerk und Sklaven zu einem wichtigen Orte emporwuchs.

In Thracien ist besonders Byzantium (das spätere Constantinopel), von den Megarern gestiftet, bemerkenswerth, und an der Macedonischen Küste waren Olynthus und Potidäa ansehnliche Colonien, letztere von Korinth.

An der Nordküste von Africa, westlich von Aegypten, legten Griechen von der Insel Thera (wo sich Spartaner und Minyer niedergelassen hatten) Cyrene an, eine große, herrliche Stadt und durch Handel bedeutend. Die Griechen breiteten sich dort sehr aus, und legten noch andere Städte an, so daß Cyrene Hauptort einer ganzen Griechischen Landschaft wurde.

Unteritalien war mit Griechischen Pflanzorten so besetzt, daß es davon den Namen Groß-Griechenland erhielt. Sie entstanden, so wie die Sicilisch-Griechischen Städte, meist später als die östlich vom Mutterlande gelegenen, im achten und siebenten Jahrhundert, und wie in Asien der Jonische, so herrschte hier mehr der Dorische Stamm vor, obschon auch die anderen Stämme in Unteritalien und Sicilien ansehnliche Städte angelegt hatten. Die Griechischen Niederlassungen gelangten auf dem Italischen Boden schnell zu einer außerordentlichen Blüthe und Macht. Zu den ansehnlichsten gehörten: Tarent, gestiftet 707 von den Spartanern; Sybaris, 720 von den Achäern angelegt, war groß und volkreich, und der durch den Handel erzeugte Reichthum hatte hier solche Ueppigkeit hervorgebracht, daß Sybaritismus sprichwörtlich den höchsten Grad weichlicher Schwelgerei bezeichnet. In einen Krieg mit Kroton verwickelt, wurden die Sybariten völlig geschlagen, und ihre Stadt 510 zerstört. Später wurde an dem Platze, wo Sybaris gestanden, von Athen aus Thurii angelegt. — Kroton, von den Achäern gegründet (710), und wieder Mutter anderer Städte in Unteritalien, eine überaus volkreiche Stadt, welche mächtige Heere ins Feld stellte. — Lokri Epizephyrii, im achten Jahrhundert von den Lokrern im Mutterlande gegründet, hatte an dem berühmten Zaleukus (um 660) einen weisen Gesetzgeber. Kumä war eine sehr alte Colonie der Chalcidier auf Euböa, welche Jonischen Stammes waren; von ihr ging Neapolis aus. Rhegium war theils Chalcidischen, theils Messenischen Ursprungs.

In Sicilien herrschten die Griechischen Einwanderer so vor, daß sie das Hauptvolk der Insel ausmachten. Die größten und ansehnlichsten dieser Städte waren Dorisch. Syrakusä (735 von Korinth aus gegründet), eine der bevölkertesten und glänzendsten Städte des ganzen Alterthums; Gela (690 von Rhodus) gründete wieder Agrigent, nächst Syrakus die wichtigste Stadt in Sicilien. Ansiedler aus Kumä hatten Zankle gebaut; dieser Stadt bemächtigte sich um die Zeit der Perserkriege Anaxilas, Tyrann von Rhegium, der aus einem

Messenischen Geschlechte war. Von nun an hieß die Stadt Messene oder Messana (das heutige Messina). Chalcidische Colonien waren Leontini und Katana. Aus letzterer Stadt stammte ein sehr berühmter Gesetzgeber, Charondas, dessen Gesetze mehrere Griechische Städte in Italien und Sicilien annahmen. Noch entfernter vom Mutterlande blühte an der Gallischen Küste Massalia oder Massilia (das heutige Marseille), welches die Phocäer angelegt hatten, bedeutend durch Handel, eine durch weise Einrichtungen ausgezeichnete Verfassung, Cultur und großen Einfluß auf die Barbaren.

---

16. Das Delphische Orakel, die heiligen Spiele und die Bundesgenossenschaften.

Neben der großen Sonderung unter den Hellenen, indem nicht nur die einzelnen Landschaften von einander getrennt waren, sondern auch in den meisten Landschaften jede Stadt einen besondern Staat ausmachte, gab es auch wieder manche Bande, welche die Getrennten verknüpften. Dahin gehören besonders der gemeinsame religiöse Cultus und die daran geknüpften Orakel, Festgemeinschaften und Bundesgenossenschaften; dann auch die gemeinsame Sprache, und die Dicht- und Redekunst, die sich derselben als Organ bediente.

Unter den Griechischen Orakeln war das zu Delphi das angesehenste und einflußreichste. Delphi, eine kleine Stadt in der Landschaft Phocis, lag am südwestlichen Abhange des berühmten Gebirges Parnassus, in dessen Schluchten man hier eine Höhle entdeckt hatte, welche einen betäubenden Dampf ausstieß. Wer diese Dämpfe einathmete, wurde dadurch in eine Verzückung versetzt, in welcher er, wie man glaubte, von der Gottheit begeistert, ihren Willen verkünden, und die Zukunft enthüllen könnte. Anfangs wurde die Erde selbst als Orakelgeberin betrachtet, dann Themis, endlich Apollo. Als der Dienst dieses Gottes hier eingeführt ward, bekam die Ertheilung der Göttersprüche die Gestalt eines festen Instituts mit bestimmten Ordnungen und Satzungen. Das Ansehn dieses Orakels stieg immer höher, es wurde das berühmteste in Griechenland und die Verehrung, die man ihm zollte, erstreckte sich, wie das Beispiel des Krösus zeigt, auch auf das Ausland. Der Bezirk um den Apollotempel war mit überreichen Weihgeschenken angefüllt; hier sah man in der Folge, als die bildende

Kunst unter den Griechen die höchste Stufe der Vollkommenheit erreichte, die trefflichsten Kunstwerke in großer Zahl. Neben Götter- und Heroenstatuen fanden sich die Bildsäulen von Königen und Feldherren und die der Sieger in den verschiedenen Griechischen Spielen aufgestellt; Schätze von Gold, Silber und andern Kostbarkeiten, die seltensten Stücke aus der Kriegsbeute, eherne Schilde, Schiffsschnäbel u. s. w. wurden hier aufbewahrt, und kurze Inschriften bezeichneten den Geber und die Veranlassung des Geschenks. Eine Menge Opferer, Wahrsager, Zeichendeuter und Unterbediente vermehrten die Pracht des Delphischen Götterdienstes, und reichten doch kaum hin, die vielen Fremden zu befriedigen, die von allen Orten her nach Delphi strömten, um den Apoll zu befragen. Die Priester bestanden meistens aus den vornehmsten Einwohnern von Delphi; alle aber fanden in dem Zusammenfluß so vieler Fremden, in den vielfachen Feierlichkeiten und Aufzügen, Beschäftigung und Vortheil.

Nur an bestimmten Tagen ertheilte das Orakel seine Antworten; in späteren Zeiten in jedem Monate einmal. Die Fragenden mußten sich auf mannichfache Weise vorbereiten und des Göttersspruchs würdig machen, durch Gebete, Reinigungen und Opfer. War Alles dies geschehen, so wurde die dazu bestimmte Priesterin, Pythia genannt, von den Priestern ins innere Heiligthum geführt, und auf einen mit Lorbeerzweigen umflochtenen großen Dreifuß gesetzt, der gerade über der vorhin erwähnten dampfenden Höhle stand. Kaum hatten die unterirdischen Dämpfe sie durchdrungen, so bekam sie gräßliche Zuckungen, ihr Haar sträubte sich empor, die Augen verdrehten sich, ihr Mund schäumte, und in der höchsten Raserei stieß sie endlich unter fürchterlichem Geheul abgebrochene Worte aus, welche die Priester auffingen, und daraus die Antworten zusammen setzten, die meist in Versen, und zwar gewöhnlich in Hexametern, abgefaßt waren.

Die bisher erzählte Geschichte hat schon viele einzelne Beispiele aufgeführt, und die folgende wird deren noch mehrere anführen, welche beweisen, daß in Griechenland, besonders bei dem Dorischen Stamme, nichts Bedeutendes vorgenommen wurde, worüber man nicht vorher die Meinung des Delphischen Orakels eingeholt hatte. Die Völker gehorchten den Aussprüchen des Gottes, ließen sich da und dorthin senden, und Wohnsitze anweisen. Dieser große Einfluß des Delphischen Orakels, so wie der Orakel überhaupt, ging hervor aus der dem ganzen Alterthume gemeinsamen Vorstellung von dem unmittelbaren Ver-

kehr der Götter mit den Menschen, und dem Glauben, durch die vorschauende Weisheit der Ersteren Winke zu empfangen, welche die Beschränktheit der menschlichen Einsicht erweiterten. Mischte sich hierin auch Aberglauben, müssen wir auch aus dem Standpunkte unserer gereinigten Religionsbegriffe die Begierde, den Schleier der Zukunft zu lüften, als verwerflichen Vorwitz tadeln: so war es doch ein tiefes religiöses Gefühl, welches zu den Orakeln trieb, und eine heilige Scheu, die es verhinderte, in wichtigen Angelegenheiten etwas ohne Rath und Zustimmung der Götter zu beschließen. Die Antworten und Rathschläge, welche die Fragenden an den heiligen Orten erhielten, gingen keineswegs, wie häufig gemeint worden ist, nur aus Priesterbetrug hervor, und in ihrer ersten Entstehung waren die Orakel nicht etwa Anstalten, deren sich herrschsüchtige Priester bedienten, um den Volksglauben schlau zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen. Vielmehr muß man annehmen, daß die Antworten in den alten Zeiten in demselben Sinne gegeben wurden, in dem die Fragen gethan waren. Oefters war ihre Wirkung eine sehr heilsame. Viel haben sie dazu beigetragen, die Sitten zu entwildern, die Ausbrüche roher Leidenschaft zu zähmen, blutige Kriege zu hemmen *). In den Zeiten, wo die Macht zweier Staaten Griechenland's noch nicht die aller anderen überragte, wo ihre eifersüchtige Herrschbegier noch nicht zu einem Kampfe entbrannt war, der, wie die Folge zeigen wird, ganz Hellas und alle Verhältnisse der Nation in seinen Strudel zog, entschieden oft die Orakel, wie oberste Leiter, die Angelegenheiten der Staaten, und erhielten Einheit und Eintracht durch versöhnenden Ausspruch. Solche Orakel konnten ihrer Absicht wegen von Denen, welche sie empfingen, für echte Eingebungen der Gottheit gehalten werden, und Diejenigen, welche durch überlegene Geisteskraft das Gute förderten, mochten sich in diesem Sinne selbst wol für berufene Ausleger des Götterwillens halten. Wenn von dem Orakel nicht Rath und Leitung, sondern eine bestimmte Auskunft über künftige Dinge gefordert wurde, so suchten sich die Priester häufig durch den Kunstgriff zweideutiger Antworten zu helfen, wovon die Geschichte des Krösus Beispiele zeigt. Indeß wurden die Orakel allerdings häufig gemißbraucht. Es gab für Ehrgeizige kein sichreres Mittel,

---

*) So sagt Ephorus, bei Strabo, VIII, p. 422. b., Apollo habe mit der Themis das Orakel zum Frommen unseres Geschlechts gestiftet, und er wirke heilsam, indem er Einige ermahne, Andern verbiete, noch Andern den Zutritt ganz versage.

die öffentliche Meinung zu lenken, und sie fanden Priester, welche für Geld den Gott nach ihren Wünschen reden ließen. Schon oben haben wir in der Geschichte der Alkmäoniden ein solches Beispiel gesehen (S. 263); besonders aber geschah dies in späteren Zeiten, wo mit der Sittlichkeit und der guten Gesinnung auch die Scheu vor den Göttern abnahm.

Die Versammlungen zu den Festen der Götter, wo sich die Griechen ihrer Neigung zur Heiterkeit und fröhlichen Lust ganz überließen, und das Leben mit den schönsten Genüssen zu schmücken verstanden, bildeten mannichfache Vereinigungspunkte, bald für einzelne Landschaften, bald für ganz Hellas. Unter den letzteren, die als Nationalfeste zu betrachten sind, und besonders durch Kampfspiele verherrlicht wurden, waren vor allen die Olympischen Festversammlungen oder Spiele, welche in der Landschaft Elis begangen wurden, berühmt und ausgezeichnet.

Ihre Stiftung wurde in eine ganz mythische Zeit hinaufgerückt, bald diesem, bald jenem Heros, sogar dem obersten Gotte Zeus selbst, am öftersten dem Hercules zugeschrieben; neu gestaltet wurden sie von Iphitus, König in Elis, in Gemeinschaft mit seinem Zeitgenossen, dem Gesetzgeber Lykurg. Damit die Spiele so ungestört als möglich Statt finden könnten, wurde von diesen Männern ein Gottesfrieden daran geknüpft; das ganze Gebiet der Eleer sollte beständig von Einfällen und Verwüstungen frei bleiben, und während der Festzeit sollten die Waffen auch im übrigen Peloponnes ruhen. — Zur Theilnahme waren alle Hellenen berechtigt, Barbaren aber ausgeschlossen.

Die eigentlichen Spiele waren zu Iphitus' Zeiten noch sehr einfach; sie bestanden bloß im Wettlauf zu Fuß. Die anderen Uebungen wurden erst allmählig hinzugefügt. Folgende Beschreibung paßt erst auf spätere Zeiten, auf das goldene Zeitalter der Griechischen Cultur.

Der Platz, auf welchem die Olympischen Spiele gehalten wurden, bestand in einer sehr langen Bahn, nach Art einer Kunststraße geebnet, die in zwei Hälften getheilt war. Die linke Abtheilung hieß Hippodromus, und war für die Reiterübungen bestimmt. Die rechte hingegen, auf der die Kämpfe und Wettrennen zu Fuße geschahen, nannte man Stadium. Dieses war dreihundert Schritte lang; jene Reitbahn war natürlich weit länger. An dem einen Ende der letzteren waren für die Pferde und Wagen mehrere Schuppen, von denen sie auslaufen mußten, und rings umher saßen auf den Höhen unabsehliche Reihen von Zuschauern, deren Jubelgeschrei die Kämpfer beseelte, lobte oder tadelte.

Mit Sonnenaufgang begannen die Spiele, nachdem die Nacht vorher mit Opfern und Gesängen zum Preise der Götter gefeiert worden war. Kampfrichter saßen innerhalb der Schranken des Stadiums, und die Athleten oder Wettstreiter traten vor, und riefen die Götter zu Zeugen an, daß sie sich zehn Monate lang zu diesen Kämpfen vorbereitet hätten. Sie waren nackt, und rieben sich die ganze Haut mit Oel ein. Wenn auf die laute Frage des Herolds: „kann irgend Jemand diesen Athleten vorwerfen, die Fesseln getragen, oder ein unanständiges Leben geführt zu haben?" Stille erfolgte, so begann der Wettlauf. Wer zuerst am Ziele war, dessen Name und Vaterstadt wurde laut vom Herolde ausgerufen, und von allen Zuschauern jauchzend wiederholt. Es gab im Hippodromus Wettkämpfe mit Reitpferden, mit dem Zweigespann, und mit dem Viergespann. Der Sieg mit dem Letztern galt für den ehrenvollsten. Das Wagenrennen war sehr gefährlich. Der Lenker stand im Wagen, und seine wilden Rosse stürzten sich mit vielen anderen zugleich auf die Bahn. Manche Wagen zerschellten, und der Sturz beschädigte oder tödtete den Lenker. Am Ziele standen zwei Säulen, durch welche der Wagen in vollem Jagen hindurch mußte, um zwölfmal die nämliche Bahn zu durchrennen. Man suchte dazu die schnellsten Pferde aus, und Könige hielten es für eine Ehre, ihr schönstes Gespann zu den Olympischen Spielen zu senden, um sie in ihrem Namen einen Sieg erringen zu lassen, an dem sie doch keinen Antheil hatten. Denn dem Eigenthümer der Pferde fiel größere Ehre zu als dem Reiter oder Wagenlenker.

Andere Kampfspiele waren noch das Ringen und der Faustkampf. Beim Ringen mußte der Sieger seinen Gegner wenigstens zweimal zur Erde werfen, und ihn so festhalten, daß er sich selbst für überwunden erkennen mußte. Bei dem Faustkampf durften die Athleten sich nicht fassen, sondern bloß schlagen, und dazu waren sie, wie bei allen anderen Uebungen, nackt, und hatten sich die Hand und den Arm noch mit harten Riemen kreuzweis umwunden. Manche erhielten dabei gefährliche Verletzungen; Einige warfen Ströme von Blut aus, Viele mußten vom Schauplatze weggetragen werden. Man erzählt von einem Athleten, dem die Zähne eingeschlagen wurden; er verbiß den Schmerz, schluckte die Zähne hinunter, und sein Gegner, der nun sah, daß sein Angriff nicht gewirkt hatte, hielt sich für verloren, und erklärte sich für besiegt. Außer diesen Kämpfen fand auch noch

das Springen nach der Musik von Flöten, und das Werfen mit einer metallnen Scheibe, Discus genannt, Statt.

Der letzte Tag des Festes war zur Krönung der Sieger bestimmt. Diese geschah unter dem Jauchzen des ganzen anwesenden Volkes, im heiligen Haine, nach vorhergegangenen prachtvollen Opfern. Die Sieger zogen prächtig gekleidet einher, mit Palmzweigen in der Hand; Flöten begleiteten den Zug. Einige Kämpfer saßen auf schönen Pferden oder Wagen, die das Volk mit Blumen bekränzte, der Name des besten Läufers im Stadium ward zuerst ausgerufen, und Alles erscholl von lautem Jubel. Der Preis war ein Kranz von Oelzweigen, welchen die Richter den Siegern auf das Haupt setzten; aber dieser Kranz war der höchste Ruhm in Griechenland, und die Mitbürger eines zu Olympia Gekrönten sahen ihre Vaterstadt in ihm verherrlicht. Sie holten ihn im Triumphe ein, sangen ihm Loblieder, und stellten seine Bildsäule in Marmor zu Olympia auf, wo in folgenden Zeiten ihrer viele Hundert zu sehen waren. Des Siegers Name und Ruhm ertönte durch ganz Griechenland. Ein alter Grieche starb vor Freuden in der Umarmung seines siegenden Sohnes, und bei seinem Begräbnisse folgte die ganze Versammlung der Griechen zu Olympia nach.

Diagoras aus Rhodus, ein edler Grieche, der selbst einmal als Sieger gekrönt worden war, brachte in seinem Alter zwei seiner Söhne nach Olympia, welche die Kampfbahn betraten, und sich den Siegerkranz erwarben. Mit edlem Sinne setzten sie die Kränze ihrem Vater auf das Haupt, hoben den gerührten glücklichen Greis auf ihre Schultern, und trugen ihn im Triumphe mitten unter den Zuschauern umher. Alles wünschte ihm Glück, man bewarf ihn mit Blumen, und ein Lacedämonier trat glückwünschend zu ihm, indem er sagte: Stirb Diagoras! denn in den Himmel wirst du doch nicht steigen wollen; womit er die Unmöglichkeit ausdrücken wollte, daß ihm noch ein höheres irdisches Glück zu Theil werden könnte. Wirklich konnte der Greis so viel Glück nicht ertragen, und vor den Augen der Versammlung sank er entseelt hin.

Regelmäßig alle vier Jahre, und zwar im Julius, wurden die Olympischen Spiele gefeiert. Sie dauerten fünf Tage. Wen die Kampfübungen nicht herbeilockten, den reizte der Zusammenfluß von Künstlern aller Art, denn diese benutzten das große Fest sich gleichsam vor den Augen aller Griechen zu zeigen; Redner und Dichter ihre Werke zu recitiren, Maler ihre Bilder auszustellen. Daß in diesen

Künsten auch Wettkämpfe Statt gefunden hätten, und Preise ausgetheilt worden wären, beruht auf Mißverständnissen *). So vielfache geistige Anregungen mußten für die Entwicklung und das Fortschreiten der Bildung höchst gedeihlich seyn. Unter den vielen von allen Orten herbeiströmenden Griechen fanden sich Freunde zusammen, die sich sonst nie sahen, Viele lernten sich erst hier kennen; schöne Bande umschlangen die Einzelnen wie ganze Städte. Die weiten Ebenen und die Haine an den reizenden Ufern des Flusses Alpheus waren mit fröhlichen Menschen bedeckt; der Grieche lebte hier im vollen Genuß alles dessen, worauf er stolz war.

Da die Olympischen Spiele dazu dienten, alle Hellenen zu vereinen, so wurden sie auch späterhin mit Recht als Grundlage einer gemeinschaftlichen Zeitrechnung angenommen. Der Zeitraum von einer Feier zur andern, welcher vier Jahre in sich schloß, hieß eine Olympiade, deren Zahl man angab, um die Zeit einer Begebenheit zu bestimmen. Mit dem Anfange dieser Rechnung konnte man aber nicht höher hinauf steigen, als bis zu der Feier, wo man zuerst die Sieger aufgeschrieben hatte; dies war im Jahr 776 vor Chr. geschehen, und dieses Jahr daher das erste Jahr der ersten Olympiade **).

Auch in anderen Landschaften gab es ähnliche, allen Hellenen gewidmete Spiele, welche aber den Ruhm und den Glanz der Olympischen nicht erreichten. Dahin gehören die Pythischen, zu Ehren Apollo's, in der zwischen Delphi und Cirrha gelegenen Ebene jedes dritte Olympiadenjahr gefeiert; die Isthmischen, bei der Korinthischen Landenge, dem Poseidon geweiht, in jedem ersten und jedem dritten olym-

*) Meier in Ersch und Gruber's Encyklopädie, Section III, Th. 3, S. 302. Erst Nero veranstaltete einen musikalischen Wettkampf zu Olympia. Bei anderen Festen aber fanden solche künstlerische Preiskämpfe allerdings in den Zeiten des freien Griechenland's Statt, im Flöten- und Citherspiel, in der epischen, lyrischen und dramatischen, sowol tragischen, als komischen Poesie. Böckh Staatshaushaltung der Athener, Bd. II. S. 362.

**) Die öffentliche und bürgerliche Zeitrechnung in den verschiedenen Griechischen Staaten war und blieb indeß keine andere als die, das Jahr durch den Namen der höchsten obrigkeitlichen Person zu bezeichnen. Späterhin verglich man die Verzeichnisse derselben mit denen der Olympischen Sieger, und um die Zeit Alexander's fingen die Geschichtschreiber an, sich in ihren Werken der Rechnung nach Olympiaden zu bedienen. — Wenn man Jahre vor Chr. Geburt in Olympiaden, und umgekehrt, verwandeln will, so muß man noch bemerken, daß die Olympischen Spiele um die Zeit der Sommerwende gefeiert wurden, und das Olympiaden-Jahr folglich den sechs letzten Monaten eines Jahres vor Chr. und den sechs ersten des folgenden entspricht.

pischen Jahre; und die Nemeischen, bei Nemea im Argivischen, zu Ehren des Zeus in jedem zweiten und jedem vierten olympischen Jahre begangen.

An mehrere Festversammlungen, welche zunächst umherwohnende Völkerschaften oder benachbarte Städte bei gemeinschaftlichen Tempeln hielten, schlossen sich auch Bundesversammlungen der theilhabenden Völker an. Durch Stellvertreter ward hier über gemeinsame Angelegenheiten berathschlagt, aber selten ging daraus ein vereinigtes, kräftiges Handeln der Bundesglieder hervor, da sie den Beschlüssen dieser Vereine keine bindende Kraft beilegten. Solche Verbindungen gab es unter den Städten der Jonier in Asien, unter denen von Achaia, Akarnanien u. a. Die umfassendste und wichtigste dieser Verbindungen war der Rath der Amphiktyonen zu Delphi und Thermopylä, dessen Ursprung mythisch auf den Amphiktyon, Bruder des Hellen, zurückgeführt wurde. Er umfaßte viele Griechische Völkerschaften, aber doch bei weitem nicht alle. Der politische Einfluß desselben mochte in früheren Zeiten wol bedeutender seyn, als in späteren, wo steigende Ehr- und Selbstsucht friedliche Bande nicht achtete. Daher ist auch in den Zeiten, wo wir genauere Kenntnisse von der Griechischen Geschichte haben, die Aufsicht dieses Bundes über religiöse Angelegenheiten, namentlich über das Delphische Orakel und die Pythischen Spiele, nicht zweifelhaft; in dem Berufe aber, über die Erhaltung der Bundesstädte zu wachen (von welchem Zwecke in früheren Zeiten ein alter Eid ein unzweifelhaftes Zeugniß gibt), Streitigkeiten zwischen denselben beizulegen, oder einen äußern Feind mit gemeinsamen Kräften abzuwehren, wird seine Wirksamkeit nur zu sehr vermißt.

---

17. Griechische Poesie und beginnende Wissenschaft.

Die Hellenische Sprache, in deren Bildsamkeit, Gesetzmäßigkeit, Klarheit, Tiefe und Wohllaut sich der Geist des Volkes in seiner ganzen Eigenthümlichkeit darstellt, war ein anderes großes Element, in welchem die Hellenen sich ihrer Gemeinsamkeit bewußt wurden. Zwar nahm auch die Sprache Theil an der Trennung und eigenthümlichen Ausbildung der verschiednen Stämme. Denn überall, wo sie sich lebendig entwickelt, folgt sie in ihrer ganzen Gestaltung nicht nur den Besonderheiten der Völker nach ihrem vorherrschenden Geiste, sondern

auch innerhalb der Grenzen desselben Volkes den Stamm- und Orts-verschiedenheiten. So bildeten sich denn auch in Griechenland mehrere Mundarten zu einer eigenen und selbständigen Vortrefflichkeit aus, und eine allgemeine Sprache, aller Gebildeten etwa, konnte, in den besten Zeiten der Nation wenigstens, nicht aufkommen. Die demokratischen Verfassungen, die den Gebildeten mit dem weniger Gebildeten zu verkehren zwangen, und der Umstand, daß mehr gesprochen als geschrieben wurde, trugen dazu das ihrige bei. Aber in dieser Trennung bestand doch dadurch wieder ein Zusammenhang, daß die verschiedenen Mundarten für verschiedene Gattungen der Poesie ausschließliche Organe wurden, deren sich Jeder, welcher darin dichtete, bediente, er mochte dieses oder jenes Stammes seyn. Und dies geschah, weil das Trefflichste in einer jeden Gattung zuerst in einem bestimmten Dialekt erschienen war, und sich dadurch eine Uebereinstimmung der besondern Gattung und des besondern Dialekts, als der entsprechenden Form, von selbst gebildet hatte.

Die Keime und Anfänge der Poesie sind wie bei allen Nationen so auch bei den Griechen im Dunkel des hohen Alterthums verborgen. Daher die ältesten Poeten, welche genannt werden, unter denen besonders die Namen von Orpheus und Musäus hervorragen, noch ganz mythischer Art sind (oben S. 189.). Man schreibt ihnen Entwilderung des Hellenischen Volks durch Poesie, auch Einführung von Mysterien zu, d. i. von Geheimlehren, in welchen höhere Religionswahrheiten aufbewahrt und den Eingeweihten überliefert wurden. Orpheus wird ein Thracier genannt, und auf den Thracischen Ursprung der uralten Poesie deutet hin, daß die den Musen geweihten Berge und Gegenden in grauer Vorzeit von diesem Stamme bewohnt wurden. Die eigentliche Poesie der Hellenen bildete sich erst aus, als das Volk nach der Dorischen Wanderung und den Colonisationen, die sich zunächst daran anreihten, zu einer festern Form des Lebens gelangt, und einzelnen Stämmen, durch die Gunst des Klima's und ihre glückliche Lage, welche Handel und Wohlstand erzeugte, ein schöneres Daseyn zu Theil geworden war.

Dieses Glück hatten besonders die Jonischen Colonien in Asien, und hier blühete in den nächsten Jahrhunderten nach dem Trojanischen Kriege zuerst ein Geist auf, welcher den Einfluß aller jener Gunst des Glückes auf das herrliche Jugendalter einer solchen Nation in seinen wunderwürdigen Dichtungen auf das vollkommenste darstellt. Es war

Homeros, ein Ionier, doch wußte man späterhin nicht, aus welcher Stadt, so daß viele um den Ruhm, ihn geboren zu haben, stritten. Es ist schon erinnert, daß der berühmte Zug nach Troja und die Rückkehr der Helden von dort den Stoff der beiden unter dem Namen dieses Dichters bekannten epischen Gedichte, der Ilias und Odyssee (S. 193. und 209.), bilden. Wegen der lebendigen Darstellung des gesammten Bildungszustandes der damaligen Zeit sind oben einige Scenen aus diesen Werken mitgetheilt, auch ist nicht unerwähnt gelassen, daß Lykurg diese Gesänge zuerst nach dem Mutterlande brachte.

Homer ist als das Haupt und der Meister vieler jüngeren Dichter, die sich an seine Art und Kunst anschlossen, anzusehen. Daß in jenen beiden großen Epopöen Alles von dem Einen alten, großen Homer herrühre, daß sie so fertig aus Einer Hand hervorgegangen, wie in späteren Zeiten ein Dichterwerk, ist von einem großen Kenner und Forscher des Alterthums *) mit Recht bestritten, und sehr wahrscheinlich gemacht worden, daß gar Manches darin auf Rechnung anderer Sänger, die in seinem Geiste fortdichteten, zu bringen sey. Auch sind diese Gesänge von ihren Urhebern nicht sogleich aufgeschrieben worden; lange Zeit hindurch wurden sie von den Sängern, Rhapsoden genannt, in einzelnen Theilen oder Rhapsodien durch lebendigen Gesang und Vortrag mündlich fortgepflanzt. In der Ilias und Odyssee ist das Vollkommenste, was die Griechen in dieser Dichtart hervorbrachten, geleistet; kein anderes episches Gedicht hat sich auf der Höhe derselben erhalten. Spätere Dichter dieser Gattung, cyklische genannt, weil sie größere oder kleinere Kreise (κύκλοι) von mythischen Sagen in ihren Werken umfaßten, bezweckten statt einer inneren lebendigen Anschauung bloß die Darstellung des historischen Zusammenhangs. Aus ihnen entwickelte sich, und zwar ebenfalls in Ionien, die erste eigentliche Geschichte im sechsten Jahrhundert vor Chr. in ihren Anfängen noch ganz einfach und schmucklos.

Von ganz anderm Geiste ist Hesiodus, dessen Vater aus dem Aeolischen Kyme in Klein=Asien war, der selbst aber zu Askra in Böotien lebte, etwas später als Homer, und bei einem Wettstreite mehrerer Sänger zu Chalcis in Euböa den Sieg davon trug. Wir haben von ihm ein, wahrscheinlich nicht ohne manche Veränderung gebliebenes, Gedicht von der Geburt der Götter und ihrer Abstammung, eine

*) Friedrich August Wolf.

sogenannte Theogonie. Im Hesiodus, dessen Poesie viel kälter und matter ist, als die Homerische, ist dem epischen (erzählenden) Charakter der didaktische (lehrende) beigemischt. Dies zeigt sich besonders an einem andern Werke desselben, „Werke und Tage", worin der Dichter in einer einfachen und milden Sprache mancherlei Regeln zu einer guten Einrichtung des Ackerbaues, des Hauswesens und des menschlichen Lebens überhaupt gibt.

Das Wesen der epischen Poesie ist vollkommene Besonnenheit und Ruhe. Wie ein bloß beschauendes Wesen steht der epische Dichter über seinen Göttern und Helden, nirgends zeigt sich eine stürmische Theilnahme seiner eignen Empfindung; die dichterische Erzählung soll die Stelle der sich vor den Sinnen des Zuschauers entfaltenden Erscheinung oder Begebenheit selbst vertreten. Nicht so die lyrische Poesie. Gerade das, was jene verschmäht, macht ihre eigenthümliche Beschaffenheit aus; sie schildert den Eindruck, welchen die Erscheinungen der moralischen und physischen Welt auf das menschliche Gemüth machen, und stellt ihn dar in der ganzen Mannichfaltigkeit dieser Regungen. Die lyrische Poesie der Griechen entwickelte sich in ihrer Trefflichkeit, nachdem die epische schon gesunken war. Die Dichter derselben gehören meistens dem Aeolischen und Dorischen Stamme an, und dichteten in diesen Dialekten, doch nahmen auch die Ionier an der Ausbildung dieser Gattung Antheil. Leider sind uns von allen diesen herrlichen Blüthen fast nur Fragmente übriggeblieben.

Archilochus aus der Insel Paros, dessen Blüthe zwischen 700 und 676 v. Chr. fällt, ist berühmt durch die Kraft und Bitterkeit seiner Spottgedichte, zu denen er sich zuerst der Jamben bediente. Die Entzweiung mit der Welt regte in ihm die poetische Herbigkeit auf. Ein gewisser Lykambes hatte ihm anfangs seine Tochter versprochen, und verweigerte sie ihm dann. Archilochus rächte dies durch Verse von so schneidender Schärfe, daß sie den Lykambes und dessen Tochter zu dem verzweifelten Entschluß brachten, sich aufzuhängen. Das Alterthum schätzte seine Poesien sehr hoch, und als der Erste und Unerreichte in seiner Gattung wird er neben dem Homer genannt.

Die folgenden Dichter, berühmte Meister der lyrischen Poesie, lebten meistens zwischen 650 und dem Anfang der Perserkriege. Alcäus, aus Mitylene auf der Insel Lesbos, dem Hauptsitze des Aeolischen Stammes, war ein nicht minder berühmter Dichter als Archilochus. An den Staatshändeln seines Vaterlandes nahm er den lebhaftesten

Antheil, und führte die Waffen mit großem Eifer, obschon er einmal (wie auch Archilochus gethan) in der Schlacht die Flucht ergriff. Auch wurden neben seinen zarten Liebesliedern vorzüglich seine von Feuer und Heftigkeit erfüllten Lieder gegen den Tyrannen seines Vaterlandes geschätzt. Ein solcher Tyrannenfeind war auch der strenge Stesichorus aus Himera in Sicilien.

Dieselbe Insel Lesbos erzeugte die glühende Sappho, deren Liebe zu dem schönen Jünglinge Phaon, so wie die dieser Empfindung entsprossenen Lieder, im Alterthum sehr berühmt waren. Man erzählte oder dichtete, daß Sappho das verzehrende Feuer ihrer nicht erhörten Liebe nur in den Fluthen habe löschen können, in welche sie sich von dem Leukadischen Felsen hinabgestürzt. Gleichfalls aus Lesbos soll Terpander gewesen seyn, von dem eine Nachricht sagt, er habe durch die Tonkunst einen Aufruhr zu Sparta gestillt. Ueberhaupt soll er auf die Ausbildung der Musik in Lacedämon vielen Einfluß gehabt haben. Hier lebte und sang auch ein anderer Dichter, Namens Alkman, der nach Einigen auch in Sparta geboren, nach Andern aus Sardes in Lydien war. Des Tyrtäus, und der in derselben Stadt durch seine Gedichte hervorgebrachten wunderbaren Wirkungen, ist schon oben (S. 248.) gedacht. Zu den berühmten lyrischen Dichtern gehören ferner Ibykus aus Rhegium, und Simonides aus der Insel Ceos, dessen Aufenthalt in Athen schon oben erwähnt ist, wie auch, daß er die Freundschaft des Hipparch mit dem Anakreon aus Teos theilte. Die Gedichte des Letztern zeigten den Jonischen Geist in seiner heitern, zu den sinnlichen Freuden hingeneigten Stimmung.

Gleichen Inhalts, aber zugleich voll Klagen über die Vergänglichkeit dieser Lebensfreuden, sind die Elegien des gleichfalls Jonischen Mimnermus aus Kolophon, der viele Nachfolger hatte. Die Benennung Elegie bezeichnete aber bei den Alten weit weniger eine bestimmte und eigenthümliche Gattung der Poesie in Bezug auf den Inhalt, als vielmehr die Form, welche entstand, als dem epischen Hexameter noch der Pentameter zugesellt wurde. In dieser Versart wurden auch kurze, auf Regeln der Sittlichkeit und Lebensweisheit bezügliche Sinnsprüche gedichtet, bei den Griechen Gnomen genannt. Ein solcher Gnomendichter war Solon, der, wie überall wo er hervortritt, so auch auf dem Gebiete der Poesie ausgezeichnet ist; und besonders glänzte in dieser Gattung Theognis, ein Megarer, der etwa funfzig Jahre später als Solon blühte.

Eine solche ganz auf das praktische Leben und dessen Bedürfnisse gerichtete Weisheit trat auch in den Sprüchen der berühmten sieben Weisen Griechenland's hervor, welche ebenfalls in dem Zeitalter des Solon blühten. Solon selbst wurde zu ihnen gerechnet; ferner Thales von Milet; Pittakus aus Mitylene, welcher sein Vaterland von Tyrannen und Gesetzlosigkeit befreite, und die höchste Gewalt, die ihm anvertraut worden war, nach hergestellter Ordnung freiwillig niederlegte; Bias aus Priene in Klein-Asien, der eine große Beredsamkeit besaß, und sie zur Vertheidigung Armer und Unschuldiger vor Gericht anwandte. Er war es, der bei einer Plünderung seiner Vaterstadt, da die Bürger ihre Habe zu retten suchten, ledig hinausging, weil er Alles, was sein sey, bei sich trage; Chilon, ein Spartanischer Ephore; Kleobulus aus Lindus, und Periander, der Tyrann von Korinth*). Man sieht, wie dieselben Männer, welche in Staatsangelegenheiten eine große Rolle spielten, ja zum Theil Ordner und Herrscher ihrer Vaterstadt waren, hier als weise Lehrer erscheinen. So wenig waren Wissen und Handeln in jenen Zeiten getrennt.

In eben diese Periode fällt auch Aesopus aus Phrygien, der berühmte Fabeldichter, dessen Geschichte jetzt für uns selbst zur Fabel geworden ist. Seine artig erfundenen und eingekleideten Geschichten theilte er mündlich mit, und so haben sie sich auch noch lange nachher nur im Munde des Volkes erhalten. Aufgeschrieben wurden sie erst spät.

Neben jener praktischen Lebensweisheit, wie sie sich in den sieben Weisen darstellt, traten aber auch nun schon die Keime wissenschaftlicher Philosophie hervor, anfangs noch im dichterischen Gewande, wie sich denn auch die Philosophie bei den Griechen von dem Mythus und der Poesie erst nach und nach loswand. Die ersten Untersuchungen Griechischer Denker bezogen sich auf die Natur, d. h. nicht nur auf die Erklärung einzelner Naturerscheinungen, sondern auch auf den Urstoff und die Entstehung aller Dinge, deren Gesammtheit die erscheinende Welt bildet. Diese Richtung auf die Natur trat besonders in der Jonischen Philosophie hervor, denn auch die ersten Denker unter den Griechen hat Jonien aufgestellt. Ein solcher war der unter den Sieben schon genannte Thales von Milet (geb. 640), der auch wegen astronomischer und mathematischer Kenntnisse gerühmt wird. In seine

*) Statt der drei letzten sind jedoch im Alterthume von verschiedenen Schriftstellern Andere zu den sieben Weisen gezählt worden.

Fußstapfen traten Anaximenes und Anaximander. Ein anderer tiefsinniger Geist war Xenophanes aus Kolophon, bei dem die feindselige Richtung, welche die Griechische Philosophie gegen die Volksreligion nahm, deutlich hervortrat. Er verließ sein Vaterland und ging nach der Griechischen Stadt Elea in Unter-Italien, woselbst späterhin auch andere Philosophen lebten, die in seinem Geiste philosophirten, und von dieser Stadt Eleatische heißen.

---

18. Die Pythagoräer.

Der Pythagoräische Bund ist eine so merkwürdige Erscheinung in der Geschichte von Groß-Griechenland, und der Stifter desselben ein so außerordentlicher Mann, daß wir ihnen hier einen besondern Abschnitt widmen.

Obschon das Leben des Pythagoras ins sechste Jahrhundert vor Chr. fällt (er ist nach der beglaubtesten Angabe Ol. 49, 2 geboren), und also der völlig historischen Zeit so nahe liegt, so ist doch durch das wunderbare, geheimnißreiche Wesen seiner Wirksamkeit und Lehre auch sein Leben im Alterthume mit so vielen Mährchen und Uebertreibungen ausgeschmückt worden, daß alle näheren Umstände desselben schwankend und ungewiß erscheinen. Er war auf der Insel Samos geboren, und hatte früh eine körperliche und geistige Erziehung genossen, welche die natürliche Schönheit seines Leibes und seiner Seele entwickelte. Zur Vollendung seiner Bildung machte er darauf Reisen, von denen Vieles gefabelt worden; daß er aber Aegypten besuchte, dessen eigenthümliche Verfassung und Weisheit viele Geister Griechenland's an sich gelockt hat, kann nicht in Zweifel gezogen werden. Manche seiner nachmaligen Einrichtungen tragen Spuren von dem Einflusse Aegyptischer Lehren auf ihn, obschon sie sich auch wol aus ihm selbst und der Griechischen Bildung seiner Zeit entwickelt haben können *). Auch Kreta und Lacedämon besuchte er, und durchreiste Griechenland. Durch seine lehrreichen Vorträge erwarb er sich den damals noch ehrenvollen Titel eines Sophisten oder Weisheitslehrers, den er aber bescheiden in den Namen Philosoph (Weisheitsfreund) verwandelt haben soll, und als man ihn fragte, wie er die Kunst

*) Ritter, Geschichte der Pythagorischen Philosophie, S. 22 fg.

nenne, die er treibe, soll er gleichfalls geantwortet haben: Philosophie, — eine damals noch neue Benennung. Als er in sein Vaterland Samos zurückkehrte, fand er es unter der Herrschaft des Polykrates, und dies scheint ihn veranlaßt zu haben, die Insel bald wieder zu verlassen, und nach Unter-Italien zu gehen, um dort einen Schauplatz für seine Thätigkeit zu suchen. In Kroton trat er zuerst öffentlich auf. Seine körperliche Schönheit, seine auffallende und wahrscheinlich den Aegyptischen Priestern nachgeahmte Tracht in weißen wollenen Gewändern, erregten allgemeine Aufmerksamkeit, sein untadelhafter Wandel, seine mäßige und nüchterne Lebensart, endlich der hinreißende Fluß seiner Beredsamkeit, versammelten eine große Menge von Zuhörern um ihn, und gaben ihm ein Ansehen, durch welches er in Stand gesetzt wurde, eine große Idee, welche ihn erfüllte, ins Leben zu rufen. Es war dies die Stiftung einer Schule oder eines Bundes, dessen Glieder, durch eine eigenthümliche, geheime Gottesverehrung *), durch gemeinsame Bildung und gemeinschaftliches Leben eng vereinigt, theils wissenschaftliche Zwecke verfolgen, theils nach Antheil an der Staatsregierung trachten sollten, damit die öffentlichen Angelegenheiten nicht durch Leidenschaft und Beschränktheit, sondern durch Besonnenheit und Weisheit gelenkt würden. Diesen Einfluß erhielt der Bund auch in der That, wiewol nicht für lange Zeit.

Nicht Jeder, welcher sich meldete, wurde in diese Verbrüderung aufgenommen. Der Meister erforschte zuvor dessen Gemüthsart und Angewöhnungen, erkundigte sich nach seinem vorigen Betragen, und merkte selbst auf seine Gesichtszüge, seine Art sich auszudrücken und auf seinen Gang. Während der Prüfungszeit erfuhr der neue Schüler noch nichts von den Lehren der tieferen Weisheit; er wurde bloß zum Schweigen, zur Bezähmung unzeitiger Neugier und zur Pünktlichkeit in der Ausübung religiöser Gebräuche und täglicher Reinigungen gewöhnt. Wenn er in allen diesen Dingen die Zufriedenheit des Meisters erworben hatte, so wurde er unter die Eingeweihten aufgenommen.

Die ganze Lebensweise der Pythagoräer hatte etwas sehr Eigenthümliches und streng Geregeltes. Am Morgen, wenn sie aufgestanden waren, war ihr erstes Geschäft die doppelte Prüfung, was sie gestern gethan und geredet, und was sie heute thun und denken wollten. In ein weißes, durchaus reines Gewand gehüllt, gingen sie sin-

*) Ritter a. a. O., S. 77.

gend zur Lyra einsam der aufgehenden Sonne entgegen, verrichteten Gebete, und kehrten gesammelt zurück, um sich zu wissenschaftlichen Unterredungen und Beschäftigungen zu vereinigen. Hierauf folgten gymnastische Uebungen, wie sie bei allen Griechen gewöhnlich waren, und dann begann ein kurzes mäßiges Mahl, das nur in Brot und Honig bestand. Dann kamen Beschäftigungen mit den öffentlichen Angelegenheiten an die Reihe; gegen Abend lustwandelten einzelne Freunde zusammen, und wiederholten, was sie gehört und worüber sie gesprochen hatten. Ein Bad beschloß diese Spaziergänge, und dann erfolgte die Griechische Hauptmahlzeit, zu welcher sich die Gesellschaft vertheilte; mehr als zehn Brüder saßen nie beisammen. Hier genossen sie, außer Brot und Früchten, auch Fleisch von Opferthieren und Wein, doch Alles mit der ihnen vorgeschriebenen höchsten Mäßigkeit. Von den Pflanzen sollen den Pythagoräern die Bohnen gänzlich verboten gewesen seyn. Wenn die Brüder sich dann in ihre Zellen vertheilten, stellten sie Betrachtungen über ihre heutigen Fortschritte an, nahmen die Lyra zur Hand, und lockten durch sanfte Gesänge einen leichten, willkommnen Schlummer herbei. Ein täglich so fortgesetztes Leben füllte die Herzen dieser Menschen mit heiligen, überirdischen Gefühlen und Gesinnungen, leitete sie zur wahren Freundschaft, und fesselte sie so an ihren Meister, daß seine Aussprüche ihnen für Orakelsprüche galten. Er hat es gesagt, war einem Pythagoräer der stärkste Beweis für jede Wahrheit.

Welche Rolle die Musik bei den Pythagoräern spielte, geht aus der Schilderung ihrer Lebensweise hervor. Sie betrachteten sie als den Quell aller Harmonie, deren Gesetze und Verhältnisse zuerst von Pythagoras entdeckt wurden. Ueberdies waren ihnen Beschäftigungen mit den eigentlichen Wissenschaften, besonders mit der Mathematik, aufgegeben. Die letztere verdankte dem Pythagoras vorzügliche Entdeckungen, wie unter andern den nach ihm benannten Pythagorischen Lehrsatz, dessen Auffindung ihm so viel Freude machte, daß er den Göttern zum Dank eine Hekatombe (hundert Stiere) opferte. Außer diesen mathematischen Studien waren gewiß moralische und politische Untersuchungen Gegenstände des Unterrichts.

Der Pythagoräische Bund blieb nicht auf Kroton eingeschränkt. Dem Zwecke des Stifters gemäß, verbreitete er sich von da über mehrere Städte Groß-Griechenland's, wo ähnliche Verbrüderungen entstanden, die sich bemühten, Gesetze und Sitten zu verbessern, und

die Staaten nach ihren Grundsätzen zu lenken, zu welchem Zwecke sie die Regierung und Verwaltung in ihre Hände zu bringen, oder großen Einfluß darauf zu erhalten wußten. Eben darum mußte die Form ihrer Verfassungen aristokratisch seyn, und dieses war es, was die Volkspartei gegen sie aufreizte. Kurz nach dem Kriege, in welchem Sybaris zerstört worden war (oben S. 269.), erhob sich zu Kroton ein Aufstand gegen die Pythagoräer, in welchem sie theils getödtet, theils vertrieben wurden. Dieselbe Verfolgung erging über den Bund in den anderen Städten, und wo die Lenkung des Staats in den Händen der Pythagoräer war, wurde sie ihnen entrissen; tiefgreifende Erschütterungen, Unruhe und Gesetzlosigkeit waren die Folgen. Unter den verschiedenen Nachrichten über das Lebensende des Pythagoras ist die wahrscheinlichste, daß es ihm gelang, beim Ausbruche des Aufstandes nach Metapontum zu entfliehen, wo er nach einigen Monaten seinen Tod fand. Er starb in einem hohen Alter. Doch gab es auch nach der Vertilgung des eigentlichen Bundes noch in den folgenden Zeiten Pythagoräer, als eine philosophische Schule; und moralisch-politische und mathematische Studien blieben ihre vorzüglichsten Beschäftigungen. Ein solcher Pythagoräer war unter andern Archytas von Tarent, der zugleich als Feldherr und Staatsmann in seiner Vaterstadt sich berühmt gemacht hat.

---

19. Veranlassung zum Perserkriege durch den Aufstand der Jonier.

Indem wir nun wieder zur politischen Geschichte Griechenland's zurückkehren, kommen wir zu dem großen und entscheidenden Kampfe der Hellenen und Perser, der für die künftigen Schicksale beider Nationen überaus folgenreich wurde. Der Umfang des Persischen Reiches war ungeheuer, aber es bildete, wie wir schon oben in der Geschichte desselben sahen, nur ein schlecht zusammengefügtes Ganze, und enthielt alle Keime innerer Auflösung. So erdrückend daher das Uebergewicht seiner Masse gegen ein kleines Land auch scheinen mochte: es war dennoch dem aufstrebenden Griechischen Geiste nicht gewachsen, der Persien mit Kräften bekämpfte, welche diesem eben so fremd waren, als der Geist, der sie erzeugte. Denn nach allen Richtungen

zeigte sich die vollkommene Verschiedenheit Persien's und Griechenland's, oder, wenn man den Gegensatz in seiner allgemeinern Bedeutung nehmen will, Asien's und Europa's.

In Persien, sagt der Thessalische Jason beim Xenophon, ist Jeder Sklav, nur Einer ausgenommen. Euch Griechen, äußert dagegen beim Plutarch der Perser Artabanus gegen Themistokles, ist Freiheit und Gleichheit vor allem wichtig. Im Persischen Reiche stand ein herrschendes Volk an der Spitze beherrschter Völker, und es gab zwischen den Herrschenden und Beherrschten keinen innern Zusammenhang durch die gleiche Volksthümlichkeit, sondern nur einen äußern der Gewalt und des dadurch erzwungenen Gehorsams. In Griechenland dagegen waren, durch das lebendige Gefühl für staatsbildende Thätigkeit *) im Volke, Regierer und Regierte einander nahe gerückt. Geistige Ueberlegenheit machte sich leicht geltend, und vermochte jede andere Gewalt zurückzudrängen; der Gehorsam war gebaut auf freies Vertrauen. Daher jene Begeisterung und Vaterlandsliebe in Griechenland, mit welchen der Einzelne sich als Werkzeug des Ganzen dachte, und in demselben lebte und handelte. Die Verherrlichung dieses Ganzen und die Sorge für die freie Entfaltung aller geistigen Kräfte des ganzen Volks oder des einzelnen Stammes lag Allen am Herzen, während in jenem Reiche die beherrschten Völker für fremden Ruhm sich natürlich nicht begeistern konnten; das herrschende Volk aber suchte den Werth und das Ziel des Regierens in dem Genuß dessen, was die unterworfenen Völker ihm darbringen mußten. Daher hier Pracht und ins Große getriebene Ueppigkeit die Herrscher kenntlich machte; in Griechenland aber entsagte man entweder mit sittlicher Stärke allem verweichlichenden Genuß, oder vergeistigte ihn durch Kunst und Schönheit. Dieser Geist der Freiheit und Selbständigkeit hing auf das innigste zusammen mit jenem der Griechischen Sinnesart inwohnenden Triebe des Einzelnen, sich in dem Ganzen und dem Ganzen gegenüber auf eine eigenthümliche Weise zu entfalten. Wo Ein-

---

*) Aristoteles Politik VII, 7. sagt: die Völker der kälteren Gegenden und Europa's sind zwar voll Kraft, aber dürftiger an Geist und Kunst, daher sind sie zwar frei, aber ohne Sinn für den Staat (ἀπολίτευτα), und unfähig, über ihre Nachbarn zu herrschen. Die Asiatischen Völker haben einen sinn- und kunstreichen Geist, aber ohne Kraft. Daher werden sie immer beherrscht und dienen. Das Geschlecht der Hellenen aber ist sinnreich und kräftig, daher lebt es frei, hat die besten Staatseinrichtungen, und könnte über Alle herrschen, wäre es zu Einem Staat vereinigt.

förmigkeit der Gesinnungen und des ganzen Daseyns herrscht, da ist auch die lebendige Kraft der Staaten und der Einzelnen ertödtet; das wahre Leben hingegen entwickelt sich auch in geistiger Beziehung in der Mannichfaltigkeit und dem Formenreichthum der Natur. So in den Landschaften und Gemeinwesen von Hellas. Das friedliche Achaja, mit seinen verbundenen Städten, und das mächtige, aber ewig in sich zerrissene Thessalien; das wilde und rohe Aetolien und das in dem Glanze der alten Sagen prangende Argos; Arkadien mit seinem einfachen Hirtenleben neben dem reichen und handeltreibenden Korinth; das schwerfällige Böotien dicht neben dem kleinen aber von dem lebendigsten Geiste beseelten Attika; das kriegerische und erobernde Sparta und das einem heiligen Frieden gewidmete Elis — welche Verschiedenheiten bieten sie nicht dar, und alle in dem Raume des kleinen Griechenland's! Sie führten bei dem leicht zu erhitzenden Sinne des Volkes allerdings Reibungen und Kämpfe herbei, die oft — wie uns die Messenischen Kriege gezeigt haben — mit leidenschaftlicher Erbitterung geführt wurden. Aber diese Kämpfe hemmten den emporstrebenden Geist nicht, sie dienten vielmehr zur Erhaltung reger Thätigkeit, und entwickelten die Kräfte derjenigen Staaten, welche sich zu Vertretern und Leitern des Ganzen berufen fühlten. Sparta strebte, wie die erzählte Einmischung desselben in die Athenischen Händel bei und nach der Vertreibung der Pisistratiden zeigt, mit seinem Einflusse nun schon über die Grenzen des Peloponnes hinaus. Sein bedächtiger Geist, der zwar die Zukunft nicht mit kühner Hoffnung, aber das Gegenwärtige mit fester Kraft umfaßte, seine wohlgefügte Verfassung, die strengen Gehorsam forderte und fand, sein muthiges Fußvolk, dem eine harte Erziehung und der aus der Absonderung keimende Stolz eine unwiderstehliche Tapferkeit einflößte, der weit verbreitete Stamm, dem es angehörte — Alles dieses bewirkte, daß Viele seine Hegemonie theils aus Vertrauen, theils aus Furcht anerkannten. Aber der Persische Krieg, der diesem Streben Sparta's ein höheres Ziel gab, und es dadurch noch bedeutender und lebendiger machte, entwickelte zugleich die aufkeimende Größe Athen's, dessen Bewohner in Bildung und Sinnesart den Gegensatz Sparta's bildeten. Höchst beweglich und wandelbar gefielen sie sich in Veränderungen und neuen Gestaltungen. In seinen Hoffnungen rasch vorauseilend, in der Durchführung seiner Zwecke schnell und heftig, durch den Handel zu einem geselligen Geiste ausgebildet, knüpfte Athen seine Verbindungen überall in weiter Ferne

an, und begann, in seiner lebendigen Empfänglichkeit für Schönheit und Kunst, auf dem geistigen Gebiete den Hellenen voranzuleuchten. Alles dies nur noch im Keim Vorhandene wurde zu voller Gestaltung getrieben durch den großen Perserkrieg, dessen Veranlassung ein Aufstand der Jonier in Kleinasien gegen die Persische Regierung war.

Histiäus, der Beherrscher von Miletus, dieser Krone aller Griechisch-Kleinasiatischen Colonien, war für den wichtigen Dienst, welchen er dem Darius auf dem unglücklichen Scythenzuge (oben S. 165.) geleistet hatte, mit einem Landstrich in Thracien, am Flusse Strymon, beschenkt worden. Hier legte er eine Colonie an, und erregte dadurch die Besorgniß der Perser, da hier reiche Goldbergwerke waren, und der Ort eine nähere Verbindung mit den Europäischen Griechen erlaubte. Um ihn von dort zu entfernen, berief ihn Darius nach Susa, unter dem ehrenvollen Vorwande, er wünsche einen so verdienten Mann näher um sich zu sehen. An seine Stelle als Statthalter Milet's trat sein Schwiegersohn Aristagoras.

Histiäus vermißte am Hofe schmerzlich die verlorne Freiheit. Aber auch seinem Schwiegersohn brachte das neue Amt kein Glück. Er ließ sich von einer bedrängten Partei auf der Insel Naxos zum Beistande bewegen, und dazu ward ihm ein Perser, Megabates, mit zweihundert Schiffen beigesellt. Unterweges aber entzweiten sich beide Anführer, und Megabates verrieth aus Aerger den Naxiern, die überrascht werden sollten, die nahende Gefahr. So konnten die Bedrohten die besten Vertheidigungsanstalten treffen, und die Flotte mußte unverrichteter Sache wieder abziehen. Aristagoras war nun in großer Verlegenheit; er sollte die großen Kosten des mißlungenen Unternehmens tragen, und fürchtete noch außerdem, die Perser würden ihm die Tyrannis von Milet nehmen. In dieser Noth dachte er auf einen gewaltsamen Ausweg. Er hatte einen großen Anhang unter den Asiatischen Griechen; die Lust zur Empörung war in einem so beweglichen Volke bald angefacht; so wollte er wenigstens seinen Kopf so theuer als möglich verkaufen. Indem er noch schwankte, kam ein treuer Sklave des Histiäus aus Susa bei ihm an, und verlangte, daß ihm der Kopf glatt geschoren würde. Da fand man auf der Haut in wenig Buchstaben einen Aufruf zur Empörung. Histiäus hoffte nämlich bei solcher Gelegenheit nach Jonien zurückgeschickt zu werden. Aristagoras aber, durch diese Aufmunterung in seinem Vorsatz befestigt, schritt nun gleich zum Werke. Bei seinen Landsleuten in Asien wirkte

die Aussicht zur Unabhängigkeit schnelle Vereinigung, die Tyrannen wurden vertrieben, und allen Städten eine Volksregierung gegeben. Aber auch der Beitritt der Europäischen Griechen schien zu einem so gefahrvollen Unternehmen nöthig. Diesen zu erlangen, setzte sich Aristagoras zu Schiffe, und reisete von Stadt zu Stadt. Zuerst wandte er sich nach Sparta; mit einer ehernen Tafel, worauf die Erde abgebildet war, in der Hand, stellte er vor, daß den Anführern Griechenland's nichts näher liegen könne, als die Abkömmlinge dieses Landes aus der Sklaverei zu reißen, zugleich aber zeigte er dem Könige Kleomenes auf seiner Landkarte die Persischen Provinzen, und beschrieb ihm ihren Reichthum, ihre Producte und ihre Fruchtbarkeit, um die Ehrliebe in ihm durch Aussicht auf Gewinn zu verstärken. Kleomenes beschied ihn in drei Tagen wieder zu sich, und fragte ihn dann: wie weit es wol sey von dem Jonischen Meere bis zum Könige von Persien nach Susa. Hier, sagt Herodot, verließ den Aristagoras die Klugheit, mit welcher er bisher den König von Sparta zu behandeln gewußt, denn er hätte nicht die Wahrheit sagen müssen, um ihn nach Asien zu locken. Als er nun aber von drei Monaten sprach, die man brauche bis nach Susa, rief Kleomenes aus: „O geh', du guter Freund von Milet, und mache, daß du noch vor Sonnenuntergang aus Sparta kommst." Und damit brach er die ganze Unterredung ab.

Dennoch machte Aristagoras noch einen Versuch. Er ging zu eben diesem Könige ins Haus, wo er ihn gerade mit seiner neunjährigen Tochter Gorgo allein traf. Hier versprach er ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit zehn Talente*), wenn er seine Meinung ändern wolle. Vergebens. Er legte noch zehn, noch zwanzig, noch dreißig Talente zu. Kleomenes schüttelte immer mit dem Kopfe. Endlich bot er ihm funfzig Talente. „Vater, sagte da die kleine Gorgo, geh' weg, sonst besticht dich der Fremde noch." Auf dieses naive Wort wandte der König dem Milesier für immer den Rücken.

Aus Sparta vertrieben, ging er nach Athen, welches eben die Anmuthungen des Artaphernes zurückgewiesen hatte (oben S. 266.), und also schon in einem feindseligen Verhältnisse zu den Persern stand.

*) Die Geldsumme, welche man durch ein Talent bezeichnete, war verschieden, da es mehrere Arten derselben gab. Gewöhnlich versteht man Attische Talente, deren Eines etwa 1450 Thaler unseres Geldes betrug. Das Talent hatte sechzig Minen, die Mine hundert Drachmen.

Diese Stimmung kam dem Aristagoras sehr zu Statten, und als er nun vor dem Volke von den Herrlichkeiten Asien's sprach, und wie leicht die Perser zu besiegen wären, auch an die Jonische Stammverwandtschaft Athen's und Milet's erinnerte, fanden seine dringenden Vorstellungen Eingang*). Man versprach zwanzig Schiffe, wozu die Eretrier in Euböa einige von den ihrigen hinzufügten. Diese Schiffe, sagt Herodot, waren der Anfang aller Uebel für die Griechen und Barbaren.

Sobald die Athenisch-Eretrische Flotte angekommen war, standen die Jonier in Masse auf, und griffen den Darius in seinem eignen Lande an. Aristagoras ging nicht mit, sondern blieb in Milet, indeß das zusammengebrachte Heer nach Ephesus, und von da nach Sardes zog. Da ihnen hier noch Niemand Widerstand that, so nahmen sie die Stadt, bis auf die Burg, welche Artaphernes vertheidigte, leicht ein, und verbrannten sie mit dem Tempel einer einheimischen Göttin (503). Bei diesem unerwarteten Schicksale versuchten die Bewohner auf dem Markte ihrer brennenden Stadt eine verzweiflungsvolle Nothwehr, und die Jonier zogen sich auf das Gebirge Tmolus zurück. Die Perser, welche diesseits des Halys standen, kamen auf diese Nachricht den Lydiern zu Hülfe, fanden aber die Jonier nicht mehr, und verfolgten daher ihre Spur, bis sie die Aufrührer in Ephesus fanden. Hier zwangen sie dieselben zur Schlacht, und die Jonier wurden völlig geschlagen, worauf die Athener zurückgingen, und ihnen nun ihre Hülfe gänzlich entzogen. Da indeß die Unternehmung einmal angefangen war, so mußten die Jonier den Kampf fortsetzen so gut sie konnten. Der Zutritt der Karier und Cyprier schien anfangs den Verlust der Athenischen Bundeshülfe zu ersetzen. Bald aber unterwarfen die Perser Cypern wieder, und die Karier behaupteten sich mehr durch die Unterstützung der Jonier, als mit eigenen Kräften. Mehrere Aeolische und Jonische Städte wurden von den Persern erobert, und Aristagoras verzweifelte nun selbst an dem glücklichen Ausgang des Kampfes. Mit feiger und unwürdiger Gesinnung entzog er sich dem Unternehmen, dessen Urheber er gewesen, und unter dem Vorwande, den Milesiern, wenn sie unterliegen würden, eine Zuflucht zu eröffnen, führte er Ansiedler in den Thracischen Landstrich, welcher

*) „Denn es schien leichter, eine Menge zu gewinnen, als einen Einzigen, da er den einen Kleomenes von Lacedämon nicht im Stande war zu gewinnen, aber mit den 30,000 Athenern gelang es ihm.“ Herodot V, 97.

dem Histiäus geschenkt worden war, wurde aber dort mit den Seinen von den Eingebornen erschlagen.

Histiäus hatte sich indeß bei dem Darius gegen jeden Verdacht eines Antheils an der Empörung zu vertheidigen gewußt, und den König sogar überredet, ihn ziehen zu lassen, um den Aufstand zu dämpfen. So kam er nach Sardes. Hier aber konnte er seine zweideutige Rolle nicht lange fortspielen, Artaphernes gab ihm deutlich zu verstehen, daß er um seinen Antheil an der ganzen Empörung wüßte*). Histiäus rettete sich daher eiligst durch die Flucht, und kam zu den Joniern. Diese aber schalten ihn als den Urheber ihres Unglücks, und bei den Milesiern, welche nicht Lust hatten, wieder einen Herrn über sich zu erkennen, kam er sogar in Lebensgefahr. Endlich erhielt er von den Lesbiern einige Schiffe, mit denen er auf dem Meere sein Heil versuchte, und Jonischen Kauffahrern auflauerte.

Mit ihrer ganzen Macht zu Lande und zur See rückten indeß die Persischen Feldherren auf Milet, als den Quell und die Kraft der ganzen Empörung, los. Die Griechen beschlossen, den Kampf nicht zu Lande, sondern zur See zu versuchen, und bei der vor Milet liegenden Insel Lada versammelten sich dreihundert drei und funfzig Schiffe. Diese Macht schien den Persern so bedeutend, daß sie erst versuchten, sie durch Theilung zu schwächen. Auf ihren Antrieb forderten die aus den Griechischen Städten vertriebenen Tyrannen, die sich im Persischen Lager aufhielten, die Ihrigen insgeheim auf, sich von dem Bunde loszusagen, aber anfangs fruchtlos. Vielmehr machten die Jonier alle Anstalten zu einem kräftigen Widerstande, und überließen dem Dionysius aus Phocäa die Oberanführung, der allerlei zweckmäßige Uebungen und Vorbereitungen für die Schlacht mit ihnen vornahm. Anfangs unterzogen sie sich seinen Anordnungen mit Bereitwilligkeit, bald aber fanden sie aus Trägheit und Weichlichkeit Alles zu schwierig und anstrengend, und als einem Manne, dessen Vaterstadt nur drei Schiffe gestellt habe, kündigten sie ihm den Gehorsam auf. Als die Samier, welche allein sechzig Schiffe gestellt hatten, diese Lässigkeit und die entstehende Verwirrung bemerkten, knüpften sie mit ihrem vormaligen Tyrannen, Aeakes, dem Sohne des Syloson, die vorher zurückgewiesenen Unterhandlungen wieder

---

*) „Ich will dir sagen, Histiäus, läßt Herodot den Artaphernes sprechen, wie die Sache eigentlich ist: du hast den Schuh gemacht und Aristagoras hat ihn angezogen."

an*). Als es nun zur allgemeinen Schlacht kam, nahmen die meisten Samier bald die Flucht, und verschafften dadurch, obgleich die Chier auf das herrlichste kämpften, den Persern den völligen Sieg über die Griechen.

Der Fall der Stadt Miletus**) war die erste und nächste Folge davon (498). Von den Bewohnern wurden die Männer meistens getödtet, die Weiber und Kinder aber gefangen nach Susa geschleppt. Darius verpflanzte sie in eine Stadt am Tigris. Die meisten Inseln, Chios, Lesbos, Tenedos, und alle Städte, wurden nun den Persern unterworfen, welche dabei manche Gewaltthat verübten. Auch Histiäus fiel ihnen endlich in die Hände. Artaphernes ließ ihn sogleich ans Kreuz schlagen, den Kopf ließ er einsalzen, und schickte ihn nach Susa. Man hatte ihn nicht lebendig zu dem Könige bringen wollen, damit er bei diesem sich nicht wieder in Gunst setzen könnte. In der That war Darius mit dem Verfahren des Artaphernes sehr unzufrieden; er befahl, den Kopf abzuwaschen, einzuwickeln und anständig zu begraben, weil Histiäus, wie sehr er sich auch jetzt vergangen, ihm einst lieb gewesen sey und in dem Scythenkriege wichtige Dienste geleistet habe. — Eine wahrhaft königliche Gesinnung!

---

20. Erste Feldzüge der Perser nach Griechenland.

(495—490 vor Chr.)

Nichts hatte den Darius bei Gelegenheit der Jonischen Unruhen mehr verdrossen als die Keckheit der Athener. Auch unterließ der vertriebene Hippias, der jetzt am Persischen Hofe lebte, nichts, was den Zorn des Königs gegen dies Volk noch zu erhöhen vermochte. Als Darius die erste Nachricht von der Verbrennung der Stadt Sardes bekam, fragte er, wer denn diese Athener seyen, schoß einen Pfeil in die Luft mit der Bitte an die Götter, ihm Rache an dieser Stadt zu geben, und

---

*) Nicht alle Samier waren mit diesen Gesinnungen einverstanden; als Aeakes von den Persern zurückgeführt ward, wanderten Viele nach Sicilien.

**) Phrynichus brachte die Eroberung von Milet auf die Bühne zu Athen. Das Stück erregte aber eine solche Rührung, daß die Athener den Dichter dafür straften, weil er an ein sie so nahe angehendes Unglück erinnert habe, und verboten, das Stück je wieder aufzuführen.

befahl, daß ein Diener ihm täglich bei der Mahlzeit die Worte zurufen sollte: „Herr, gedenke der Athener!“

Aber nicht sie allein, ganz Griechenland sollte gestraft werden. Mardonius, ein Schwiegersohn des Darius, ward nach Vorderasien abgeschickt, diesen Auftrag auszuführen. Nachdem er hier alle Streitmittel aufgeboten und zusammengezogen, und in allen Griechischen Städten die Tyrannen ab-, und eine Volksregierung eingesetzt hatte, näherte er sich dem Hellespont, über den das Landheer auf Schiffen nach Europa gebracht wurde (495). Mit der Flotte unterwarf er die Insel Thasus, und mit dem Landheere die Macedonier der Persischen Herrschaft. Aber bald hatten diese glücklichen Fortschritte ein Ende. Denn die Flotte wurde, als sie das Vorgebirge Athos umsegeln wollte, von einem solchen Sturme überfallen, daß dreihundert Schiffe und gegen 20,000 Mann zu Grunde gingen. Auch das Landheer wurde von den Brygern, einer Thracischen Völkerschaft, überfallen, und erlitt dabei einen so empfindlichen Verlust, daß Mardonius mit dem Reste seiner Mannschaft und seiner Schiffe nicht weiter vorwärts zu dringen wagte, sondern mit Schimpf und Schande nach Asien zurückkehrte.

Indeß gab Darius, der den verfehlten Ausgang der Ungeschicklichkeit des Mardonius beimaß, den Gedanken an den Krieg nicht auf, sondern traf neue Vorbereitungen dazu. Vorher aber schickte er Herolde durch ganz Griechenland, welche die Zeichen der Unterwerfung, Erde und Wasser, fordern sollten. Viele Bewohner des festen Landes und die meisten Inseln erfüllten aus Furcht das Verlangen; die Athener aber warfen die Herolde in einen Abgrund, und die Spartaner in einen Brunnen, mit dem spöttischen Zusatze, sich dort Erde und Wasser zu holen. Auch wurde zu Athen, auf den Antrag des jungen Themistokles, der Döllmetscher am Leben gestraft, der die Griechische Sprache zum Ausdrucke der Befehle des Barbaren gemißbraucht habe.

Unter den Inseln, welche sich den Persern auf diese Weise unterwarfen, war auch Aegina. Die Dorischen Bewohner dieser Insel hatten sich wegen des felsigen Bodens derselben früh auf Schifffahrt und Handel gelegt, dadurch Wohlstand und eine nicht unbedeutende Seemacht erlangt. Dies erregte die Eifersucht Athen's, und bei geringem Anlaß brach zwischen beiden Staaten Hader und Krieg aus. Auch jetzt behaupteten die Athener, nur aus Haß gegen sie hätten sich die Aegineten den Persern unterworfen, um mit diesen vereint über sie herfallen zu können, und klagten sie bei den Spartanern als Ver-

räther Griechenland's an. Die Spartaner gaben dieser Anklage auch Gehör, und nöthigten die Aegineten, durch Stellung von Geiseln den Athenern ein Unterpfand für ihre Treue zu geben. Bald darauf aber wurde in Sparta eine andere Ansicht herrschend, und die Aegineten forderten ihre Geiseln wieder zurück. Als die Athener sich dessen weigerten, fingen die aufgebrachten Aegineten Krieg an, in welchem die Athener von den ihnen damals befreundeten Korinthern Schiffe leihen mußten, um ihren Feinden gewachsen zu seyn; so unbedeutend war damals Athen's Seemacht! Wie leicht mußte es daher dem Darius scheinen, diesen Staat zu überwältigen.

Zwei neue Feldherren, Datis und Artaphernes, denen der König mehr Klugheit und Geschick zutraute, wurden nun (490) an der Spitze einer großen Ausrüstung gegen Griechenland gesandt, und hatten insbesondere den Auftrag, Athen und Eretria zu züchtigen, deren Bürger sie als Knechte nach Persien bringen sollten. Um das gefährliche Vorgebirge Athos diesmal zu vermeiden, ward das ganze Heer auf die sechshundert Schiffe starke Flotte gesetzt, die von Samos aus durch die Inselgruppe des Ikarischen Meeres steuerte. Naxos und die übrigen Cykladischen Inseln wurden unterworfen, zum Theil mit Feuer verwüstet, auf Delos aber Wohnungen und Tempel verschont, aus Achtung gegen den Geburtsort der Götter Apollon und Artemis. Endlich geschah die gewaltige Landung auf Euböa, die Perser wütheten mit Feuer und Schwert, und von Eretria blieb nicht ein Haus stehen. Viele Einwohner flüchteten in die Gebirge, viele wurden niedergehauen, die übrigen zu Sklaven gemacht. Als hier nichts mehr zu verwüsten war, gingen die Perser wieder zu Schiffe, um nach Attika überzusetzen, geführt von dem Hippias, der durch die Macht der Barbaren die verlorene Herrschaft über Athen wiederzugewinnen hoffte.

Die Athener vernahmen die Nachricht von der Annäherung des Feindes nicht ohne Schrecken. Sie sandten daher eiligst zu den Spartanern, sich Hülfe zu erbitten. Jene waren auch bereit dazu, konnten aber diese Hülfe nicht sogleich senden, weil es bei ihnen ein durch die Religion geheiligtes Gesetz war, vor dem Vollmonde nicht auszuziehen. Nur die einzigen Platäer, Bürger einer Stadt in Böotien, die schon vorher aus Feindschaft gegen die Thebaner sich mit Athen verbunden hatten, kamen mit schleuniger Hülfe herbei. Die Athener boten in der Eil Alles auf, was in ihren Kräften stand; jeder der zehn Stämme lieferte seine Mannschaft und einen Feldherrn dazu, und sogar mehrere

Tausende von Sklaven wurden bewaffnet. Nicht zahlreich waren freilich diese Schaaren, aber fest entschlossen, für Vaterland und Freiheit Alles zu wagen, geübt in Kämpfen aller Art, kraftvoll, nicht durch Stärke allein, sondern auch durch Gewandtheit, einig unter einander durch die gemeinschaftliche Noth, voll Vertrauen auf ihre Anführer, voll persönlichen Hasses gegen ihre Feinde, und endlich mit weit bequemeren Waffen zum nahen Kampfe versehen als jene, deren Kraft vorzüglich in ihrer Reiterei und in ihren Bogenschützen bestand. So zogen sie nach Marathon dem Feinde entgegen, der hier von Euböa aus gelandet war, weil diese Gegend für die Persische Reiterei sehr bequem lag.

---

21. Die Schlacht bei Marathon.

(490 vor Chr.; Ol. 72, 3.)

Unter den zehn Anführern der Athener fanden es fünf doch bedenklich, eine so überlegene Macht anzugreifen, zumal da die Spartanische Hülfe ausgeblieben war. Da nun die Meinungen gleich getheilt waren so mußte in diesem Fall nach der Sitte Kallimachus, welcher Polemarch (d. i. der die Kriegsgeschäfte leitende Archon) war, den Ausschlag geben. Diesen zu bestimmen, unternahm ein Mann voll Muth und Klugheit, Miltiades, einer unter den zehn Anführern, dessen Freiheitsliebe wir schon bei dem Scythenzuge des Darius kennen gelernt haben (S. 165). Weil er den Persern wegen des ihnen schädlichen Rathes, den er damals gegeben, nicht traute, hatte er den Chersonnes verlassen, und war nach Athen zurückgekehrt. Gegen alles Widerstreiten hielt er eine Schlacht hier bei Marathon für durchaus nothwendig, und suchte den Kallimachus mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit davon zu überzeugen. Er stellte ihm vor, daß es jetzt allein von ihm abhange, Athen in die Knechtschaft zu stürzen oder es zu befreien, und sich selbst einen dauerndern Ruhm als Harmodius und Aristogiton zu erwerben. Unterwürfen sie sich den Persern, so würden sie dem Hippias Preis gegeben werden und das Schimpflichste leiden; siegten sie aber, so würde Athen die erste Stadt Griechenland's seyn. Sie würden aber siegen, wenn sie jetzt angriffen, ehe der Muth der Athener durch den Parteigeist geschwächt würde.

Kallimachus ward für des Miltiades Meinung gewonnen und der

Angriff beschlossen. Der Oberbefehl sollte eigentlich unter den zehn Feldherren so wechseln, daß Jeder ihn auf einen Tag führte; aber die fünf, welche für die Schlacht gestimmt hatten, erwogen, wie wünschenswerth es sey, daß Alles durch Einen Geist gelenkt werde, und daß Miltiades außer seinen übrigen Talenten noch besonders eine genaue Kenntniß des Persischen Kriegswesens durch seine früheren Verhältnisse voraus habe; daher traten sie ihm freiwillig ihren Tag ab. Es war Aristides, welcher den Uebrigen mit diesem Beispiele rühmlicher Bescheidenheit voranging.

Doch erst als nun der Reihe nach sein Tag kam, beschloß Miltiades den wirklichen Angriff, und ordnete die Schlacht. Rechts die Athener, links die Platäer, und in der Mitte die Sklaven; so eilte das Heer in starkem Laufe nach des Miltiades Befehl gegen den Feind, nachdem die Orakel während des Opfers Glück geweissagt hatten. Die Perser hielten es für Raserei, und den kleinen Haufen schon für vernichtet. Das Gefecht wurde indeß bald lebhaft, die Perser durchbrachen die von dem Miltiades absichtlich schwächer eingerichtete Mitte der Griechischen Schlachtordnung, indeß die beiden Flügel von den Griechen in die Flucht geschlagen wurden. Nun wandten sich die Griechischen Schwerter nach der Mitte, den weichenden Sklaven beizuspringen; und als auch hier die Perser endlich flohen, verfolgte der muthige Haufe der Athener und Platäer die Flüchtigen bis nach dem Meeresstrande, nahm ihnen sieben Schiffe weg, und plünderte das ganze Lager aus, welches die Perser mit allen darin aufbewahrten Schätzen im Stiche lassen mußten. Die ganze Ebene war mit Erschlagenen bedeckt; auch die Athener hatten ihren Polemarchen und zwei tapfere Feldherren, sammt vielen anderen vornehmen Bürgern, eingebüßt, aber der Verlust der Perser war überschwenglich größer gewesen*).

Eins versuchten die Fliehenden noch, mit ihren Schiffen schnell um die südlichste Spitze von Attika, das Vorgebirge Sunium, herumzusegeln, und Athen von der Westseite anzugreifen. Aber weit schneller war Miltiades zu Lande dorthin gekommen, und erwartete sie muthig am Hafen Phalerum. Als die Flotte ankam, warf sie die Anker aus, wagte jedoch keine Landung weiter, sondern segelte sogleich wieder ab,

---

*) So waren also, fügt Herodot hinzu, unter den Griechen die Athener die Ersten, welche im Lauf auf den Feind losgingen, und die Ersten, welche den Anblick der Medischen Tracht aushielten, denn bis jetzt war schon der Name der Meder den Griechen ein Schrecken.

und konnte dem Darius nichts weiter mitbringen, als die gefangenen Eretrier, an welchen derselbe — wiederum königlich — die Beleidigungen und den Mord der Herolde nicht rächte. Er ließ ihnen vielmehr die Fesseln abnehmen, und wies ihnen eine Gegend seines großen Reiches zur freien Bebauung an.

Größere Freude hat wol nie ein siegendes Heer empfunden, als das Athenische bei Marathon. Während der ganze Haufe die fliehenden Perser verfolgte, stürzte ein Einzelner in vollem Laufen die wenigen Meilen nach Athen hin, rief fast athemlos durch die Straßen und auf dem Markte: „Freuet euch, wir haben gesiegt!“ und fiel sogleich todt nieder. Die Athener feierten noch lange nachher diesen glänzenden Tag, hielten Aufzüge und Opfer auf dem Wahlplatze, setzten den Gefallenen daselbst Inschriften, und verewigten das Gedächtniß der zehn Feldherren durch ein großes Gemälde. Der Name Miltiades war Kindern und Greisen eine Losung zur Freude; das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter.

Eben als die tapferen Athener nach Hause zurückkehren wollten, kam in großer Eil ein Heer von Spartanern an, die nun nach eingetretenem Vollmonde zum Helfen bereit waren. Da sie zur Schlacht zu spät gekommen waren, wünschten sie doch sehr, die Meder wenigstens zu sehen; sie gingen daher nach dem Schlachtfelde, lobten der Athener herrliche That, und kehrten dann in ihre Heimath zurück.

---

22. Tod des Miltiades; Themistokles und Aristides.

Den Athenern konnte wol nichts lieber seyn, als daß sie die große Sache von Hellas ohne den Beistand Sparta's ausgefochten. Hatten sich diese herrschsüchtigen Peloponnesier bisher ihr verhaßtes Entscheidungsrecht auch über Athen angemaßt, so schien jetzt die Gelegenheit bequem, Sparta's Ansehen zu beugen. Der glorreiche Sieg über die Perser hatte den Athenern einen kühnern Schwung gegeben; und indem diese Stadt allein der gefürchteten Macht Asien's widerstanden hatte, schien sie sich berufen, für die Zukunft Vorstand der Staaten zu werden, die durch geringere Entschlossenheit die Griechische Ehre und Freiheit den Barbaren Preis gegeben hatten. So fingen in Athen Herrschsucht und Eroberungsgeist sich zu entwickeln an. Miltiades war es, der diese Gedanken vorzüglich anregte; er verlangte siebzig

wohlbemannte Schiffe zu einer Unternehmung, von der er große Schätze zurückzubringen versprach, und als er die Schiffe erhalten, segelte er nach Paros. Diese Insel hatte ein Schiff zu der Persischen Flotte stoßen lassen, und überdies wollte sich Miltiades an einem Parier rächen, der ihn früherhin bei den Persern verläumdet hatte. Aber das Glück war dem Unternehmen nicht günstig. Die starken Mauern der Hauptstadt Paros trotzten den in der Belagerungskunst noch unerfahrnen Athenern, und die tapferen Einwohner wiesen den Herold, der ihnen hundert Talente absorderte, verächtlich zurück. Miltiades selber zerschellte sich durch einen unglücklichen Fall das Bein, und gab endlich Befehl zum Abzuge, nachdem er die Stadt sechs und zwanzig Tage belagert, und das platte Land verheert hatte.

In Athen hatte indeß das Ansehn des Miltiades die republicanische Eifersucht geweckt. Schon bei seiner Zurückkunft aus dem Chersonnes hatte er, der dort unumschränkter Herrscher gewesen, Verdacht erregt, und jetzt sah man einen noch weit gefährlichern Feind der Freiheit in ihm. Die noch immer rege Partei der Alkmäoniden nahm daher von des Helden schimpflicher Rückkehr Anlaß, ihn als einen Mann, der die Athener betrogen, bei dem Volke auf Leib und Leben anzuklagen. Unfähig, selbst vor Gericht zu erscheinen, da seine Krankheit sich gefährlich verschlimmert hatte, mußte er seinen Freunden seine Vertheidigung überlassen. Vergebens erinnerten diese an den großen Tag von Marathon. Sie konnten damit nichts bewirken, als Erlassung der Todesstrafe, statt welcher er eine Geldbuße von funfzig Talenten bezahlen sollte. Da er diese aber nicht hatte, wurde er ins Gefängniß gesetzt, wo er bald an seiner entzündeten Wunde starb. Nach Athenischen Gesetzen mußte ihm nun sein Sohn Cimon ins Gefängniß folgen; für diesen aber bezahlte ein reicher Schwager die Summe. So starb der Sieger von Marathon im Elende. Die Geschichte wird uns ein solches Loos des ausgezeichnetesten Verdienstes in Republiken noch häufig zeigen, weil dort die stets wache Furcht, Geistesgröße und Liebe des Volkes gegen die Unabhängigkeit des Freistaats gerichtet zu sehen, das Gefühl der Dankbarkeit zurückdrängt.

Doch bei der Fülle von Kraft, welche Athen damals entwickelte, hatte der Staat keinen Mangel an trefflichen Männern, welche einen solchen Verlust zu ersetzen vermochten. Ein kühn aufstrebender Geist, Themistokles, war es jetzt, der die nur noch im Keime vorhandene Richtung, die Athen zu verfolgen habe, begriff, und sich berufen fühlte,

sie auszubilden. Schon als Knabe war er stolz, feurig, klug, nie den Spielen, wie andere Kinder, ergeben. Statt dessen hielt er aus dem Kopfe gerichtliche Reden, in welchen er seine Gespielen anklagte oder vertheidigte; im Unterrichte zog ihn nichts so sehr an, als was auf Staat und Krieg Bezug hatte, in den schönen Künsten aber war er träge und begriff nichts. Als daher in einer fröhlichen Gesellschaft, wo die Cither umherging, dieselbe auch an ihn kam, gab er sie zurück mit den Worten: „Spielen und singen kann ich nicht, aber einen Staat berühmt und groß zu machen, die Kunst verstehe ich." Aelter geworden, zeigte sich seine glühende Ruhmbegierde auch in dem Streben nach äußerem Glanze. Bei den Olympischen Spielen wetteiferte er mit dem jungen Cimon in der Pracht seiner Tafel, und als einmal ein berühmter Citherspieler aus Argolis nach Athen kam, ließ Themistokles ihn in seinem Hause spielen, um die Ehre zu haben, die vornehmsten Männer in der Stadt bei sich zu sehen. Bei der Menge wußte er sich durch Freundlichkeit und Gefälligkeit einzuschmeicheln; er konnte die einzelnen Bürger beim Namen nennen, und entschied ihre Streitigkeiten mit Gerechtigkeit. Die Kraft seiner feurigen und lebendigen Rede zog Alles mit sich fort. Als der Sieg bei Marathon des Miltiades Namen in Aller Munde verherrlichte, war Themistokles meist in Nachsinnen vertieft, und brachte die Nächte schlaflos zu. Seinen Freunden, die ihn um die Ursache fragten, erwiederte er: „das Siegesmal des Miltiades läßt mich nicht schlafen." Das Volk betrachtete die Niederlage der Barbaren als das Ende des Krieges, und ruhte in stolzer Sicherheit. Der tiefschauende Themistokles sah darin nur den Anfang zu größeren Kämpfen, für den Staat und sich selbst in der Zukunft eine neue Laufbahn und den Stoff zu großen Thaten. Nach dem Tode des Miltiades begann er den Plan desselben weiter fortzuführen, nämlich Athen's Macht und Einfluß auszudehnen. Themistokles sah es zuerst mit voller Deutlichkeit ein, daß eine solche Herrschaft sowol als ein kräftiger Widerstand gegen die Barbaren für Athen nur auf dem Meere zu finden sey, und daß der Staat daher zu einer Seemacht gebildet werden müsse.

Ein abermaliger Krieg mit Aegina gab ihm eine gute Gelegenheit für die Ausführung dieser Absicht zu wirken. Er that nämlich den Vorschlag, die reichen Einkünfte aus den Laurischen Bergwerken, die man sonst unter die Bürger vertheilt hatte, zur Erbauung von hundert neuen Schiffen anzuwenden. Sein Rath ward befolgt, und da-

durch der Grund zu dem großen Siege über Xerxes und zu der nachmaligen Größe des Athenischen Staats gelegt. Anfangs mochte wol dieser Plan, der, nach dem Ausdrucke eines alten Geschichtschreibers, den Bürgern Schild und Spieß raubte, und sie dafür an die Ruderbank fesselte, nicht eben allgemeinen Beifall finden. Das Ansehn Sparta's, dem man entgegen strebte, beruhete auf seiner Tapferkeit zu Lande, und der Sieg von Marathon hatte auch den Beruf der Athener von dieser Seite bewährt. Vielleicht mochte es auch schon damals den reichen Landbesitzern Athen's einleuchten, wie sehr Handel und Schifffahrt auf die Verfassung und deren Umbildung zu einer völligern Demokratie zurückwirken, indem sich dadurch andere Quellen des Reichthums eröffnen, und die Kraft und Vertheidigung des Staats in die Hände der niedern Classe des Volks kommt. Daher fand Themistokles bei allen Denen, welche diese Ansichten theilten, und zugleich eine mehr aristokratische Staatsform nach dem Muster Sparta's wünschten, großen Widerstand.

Ein Mann, welcher überall als der Widersacher des Themistokles auftrat, war Aristides. Dieser wollte lieber, daß dem Volke manches Heilsame vorenthalten werde, als daß Themistokles durch die Herrschaft seiner Meinungen, zum Schaden der Freiheit wie es ihm schien, immer mächtiger werde. Daher er auch einmal sagte: es sey das Heilsamste für Athen, den Themistokles und ihn in die Tiefe hinabzustürzen. Aristides strebte nach dem Ruhme unerschütterlicher Redlichkeit, und bemühte sich, dem Volke seine Uneigennützigkeit durch freiwillige Armuth zu zeigen. Durch Unparteilichkeit in schiedsrichterlichen Entscheidungen, welche ihm den Namen des Gerechten verschaffte, wollte er sich in den Gerichtssälen *) das Gewicht bilden, welches Themistokles in der Volksversammlung besaß.

Der Kampf beider Männer blieb nicht lange unentschieden. Themistokles drang durch, und Aristides wurde durch den Ostracismus auf zehn Jahre verbannt. Während des Abstimmens trat, wie erzählt wird, ein roher Mensch, der nicht schreiben konnte, an den Aristides, den er nicht kannte, heran, und reichte ihm eine Scherbe mit der Bitte, doch den Namen Aristides darauf zu schreiben. — „Was hat

*) Darauf scheint hinzudeuten, was Plutarch erzählt, daß nämlich Themistokles den Aristides angeklagt, er habe unvermerkt dadurch, daß er Alles entscheide und richte, sich eine Alleinherrschaft ohne Leibwache gebildet.

dir denn, fragte dieser, Aristides Böses gethan?" — „Nichts, antwortete jener, ich kenne den Mann nicht einmal, aber es ärgert mich, daß er überall der Gerechte heißt." — Ohne ein Wort zu erwidern, schrieb Aristides seinen Namen auf die Scherbe, und gab sie zurück.

So hatte denn Themistokles in der Meinung und dem Beifalle seiner Mitbürger den Sieg davon getragen. Wie sehr aber seine politischen Ansichten, die er nun ungestörter verfolgen konnte, den Athenern zum Heile gereichten, bewiesen die folgenden Begebenheiten.

---

23. Rüstungen in Persien zum dritten Feldzuge, und Aufbruch des Heeres.

Darius konnte die zwiefache Schmach seiner Heere in Griechenland nicht ruhig verschmerzen. Er beschloß, zum dritten Male mit verstärkter Macht eine sichere und nachdrückliche Rache an den Athenern zu üben. Zu diesem Ende schrieb er Werbungen aus durch sein ganzes Reich, ließ Flotten bauen und Vorräthe zusammenbringen, drei Jahre lang. Allein im vierten Jahre fiel Aegypten, welches für die Perser immer der unsicherste Besitz war, wiederum ab, und unter den Kindern des Darius entstand ein Streit über das Recht der Nachfolge, welchen die Alles vermögende Atossa, eine Tochter des Cyrus, zum Vortheil ihres ältesten Sohnes, des Xerxes, lenkte. Alles dieses hielt den Darius von seinem Unternehmen gegen Griechenland ab, bis er endlich darüber starb (485).

Sein Nachfolger Xerxes, der von Natur vielleicht nicht nach kriegerischem Ruhme strebte, bezeigte anfänglich zu dem Zuge nach Griechenland wenig Lust, und begnügte sich, die vorgefundene Macht zur Bezwingung Aegypten's anzuwenden. Allein von außen kommende Anregungen: die Reizungen der am Hofe zu Susa befindlichen Pisistratiden, Aufforderungen und Anerbietungen der Aleuaden, einer Herrscherfamilie in Thessalien, vor allen aber der Ehrgeiz des Mardonius, der über Griechenland zu regieren Lust hatte, weckten in dem jugendlichen Gemüthe des Xerxes die schlafende Eroberungsgier. Sobald die Aegypter wieder unterworfen waren, begannen neue Rüstungen gegen Griechenland. Und welche Rüstungen! Das ganze unermeßliche Reich ward in Bewegung gesetzt; mehr als funfzig Völkerschaften, an

Sprache, Sitten, Waffen und Kleidung ganz verschieden, mußten ihren Beitrag an Mannschaft stellen; ein Heer von dritthalb Millionen, das größte, das bisher die Welt gesehen hatte, soll nach Herodot's Angabe aufgebracht worden seyn *); die vornehmsten Herren vom königlichen Geblüte wollten, so wie der König selbst, persönlich mitgehen, und dies veranlaßte ein Gefolge von Sklaven, Köchen, Handwerkern und Weibern, welches eben so zahlreich als das Heer selbst war. Alle Küstenvölker, von Aegypten bis an den Hellespont, mußten Schiffe liefern, und besonders Vorräthe von Getreide in den den Persern schon zugethanen oder unterworfenen Küstenstädten von Thracien für das ankommende Heer anhäufen, denn die Erzeugnisse auch des fruchtbarsten Landes würden nicht hingereicht haben, eine solche Menge zu ernähren. Um das gefährliche Vorgebirge Athos nicht wieder umfahren zu müssen, ließ Xerxes die Erdzunge zwischen demselben und dem festen Lande durchgraben, ein ungeheures Werk, an welchem drei Jahre gearbeitet wurde.

Während dieser Zeit vollzogen zwei Griechische Männer eine außerordentliche That. Seitdem, wie oben erzählt ist, die Spartaner die Persischen Gesandten, die ihnen Erde und Wasser abzufordern gekommen waren, in den Brunnen gestürzt hatten, konnten die Priester im Tempel des Thaltybius (Agamemnon's Herold) zu keinem Opfer mehr günstige Zeichen erhalten. Sie versetzten durch ihre Klage darüber die ganze Stadt in tiefe Betrübniß, und bestanden darauf, man müsse, um die Götter wegen dieser Verletzung des Völkerrechts zu versöhnen, freiwillige Todesopfer an den Xerxes senden. Kaum war das Aufgebot dazu erschollen, so meldeten sich auf der Stelle zwei edle Spartaner, Sperthias und Bulis, freiwillig, verließen Weib und Kinder, und gingen getrosten Muthes nach Persien, zum Tode für das Vaterland.

Unterweges in Klein-Asien zog sie ein vornehmer Persischer Heerführer, Namens Hydarnes, an seine Tafel, und sprach unter andern

*) Daß diese Angabe außerordentlich übertrieben ist, und die Aufrichtung so wie der Marsch eines solchen Heeres gradehin unmöglich zu nennen sind, fällt in die Augen. Es wird aber hier die Geschichte des Perserkrieges nach Herodot gegeben, ohne die schöne Einheit seiner Darstellung durch Kritik zu unterbrechen, wenn sie sich von selbst macht. Herodot hat dergleichen gewiß nicht selbst erfunden, aber zuweilen die Angaben übertreibender, prahlender Griechen zu leichtgläubig aufgenommen. Seiner Glaubwürdigkeit im Allgemeinen, so wie auch in den allermeisten besonderen Zügen thut dies keinen Eintrag. Vgl. Dahlmann Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte Bd. II. Abtheilung 1. S. 176.

zu ihnen: „Ihr Männer von Lacedämon, warum sträubt ihr euch doch so sehr, Freunde des Königs zu werden? Seht doch an mir, wie der König rechtschaffene Leute zu ehren weiß. Auch euch, wenn ihr euch ihm ergäbet, würde er gewiß eine Herrschaft oder eine Statthalterschaft in Griechenland geben.“ Sie antworteten als echte Republicaner: „Hydarnes, was die Dienstbarkeit ist, weißt du, aber die Freiheit kennst du nicht. Hättest du von ihr eine Erfahrung, so würdest du uns rathen, Gut und Blut für sie hinzugeben.“

In Susa wollte man sie zwingen, vor dem König niederzufallen. Vergebens. Sie blieben dabei, es sey in ihrem Vaterlande nicht gebräuchlich, einen Menschen anzubeten. Stehend sprachen sie daher zum Monarchen: „König der Meder, die Lacedämonier haben uns hergeschickt, als Rach- und Sühnopfer für die Herolde zu büßen, die in Sparta umgebracht worden.“ Erstaunt und gerührt von so viel Mannssinn, erwiederte der gleichfalls nicht unedle Xerxes: er sey nicht gesonnen, das was er an ihren Landsleuten tadeln müsse, selbst zu thun, noch durch ihre Hinrichtung die Spartaner von ihrer Schuld frei zu machen. So kehrten die beiden Männer unverletzt zurück.

Als nun die vielerlei Heerschaaren alle gerüstet waren, trafen sie zu Kritala in Kappadocien, dem dazu bestimmten Orte, zusammen, und wurden zunächst vom Xerxes nach Sardes geführt. Bald nachdem man auf diesem Zuge über den Halys gegangen war, kam man in der Stadt Celänä in Phrygien an. Hier wohnte Pythius, ein Lydier, der reichste Mann in Asien nächst dem Perserkönige. Dieser bewirthete nicht nur den Xerxes mit seinem ganzen Heer auf das köstlichste, sondern erbot sich auch, denselben mit Hülfsgeldern zu unterstützen. Der erstaunte Monarch fragte ihn, wie groß denn sein Vermögen sey. „Ich habe es eben kurz vorher, als ich von deinem Kriegeszug vernahm, untersucht, erwiederte Pythius; da fand ich bei der Zusammenrechnung, daß ich an Silber zweitausend Talente, und an Golde vier Millionen weniger siebentausend Dariken (Goldstücke) besäße. Mit dieser Summe beschenke ich dich, denn meinen Unterhalt habe ich von meinen Sklaven und von dem Ackerbau.“ Xerxes war weit entfernt, einen unköniglichen Schein von Habgier gegen einen Unterthan blicken zu lassen; er freute sich vielmehr über den Wohlstand des Mannes, dankte ihm für seine kostbare Bewirthung, ernannte ihn zu seinem Gastfreunde, und schenkte ihm die noch fehlenden siebentausend Goldstücke dazu. Eine gleiche Handlung königlicher Freigebig-

keit ward an einem Platanenbaume auf dem Wege nach Sardes verübt, der durch seine ungemeine Größe und Schönheit des Königs Bewunderung auf sich gezogen. Er beschenkte ihn zum Andenken mit einem goldenen Schmucke, und ließ Wächter bei demselben zurück.

Von Sardes aus, wo der König überwinterte, sandte er noch einmal Herolde in die Griechischen Städte, Athen und Sparta ausgenommen, um Erde und Wasser einzufordern. Und da er beschlossen hatte, das Heer zu Fuß nach Europa überzusetzen, so hatte die ganze Flotte nach dem Hellespont segeln und zwei Schiffbrücken über die Meerenge schlagen müssen; ein ungeheures Werk, dessen erster Versuch, wie nicht zu verwundern ist, mißglückte, zumal da ein Sturm noch die Macht der Meereswellen verstärkte. Herodot erzählt, Xerxes habe dafür nicht bloß die Baumeister der Brücke hinrichten, sondern auch dem Meere selbst dreihundert Peitschenhiebe geben und ein Paar Fußeisen in dasselbe versenken lassen; eine Nachricht oder ein Gerücht, das gewiß von den freiheitsliebenden Griechen gern geglaubt und wieder erzählt ward, weil sich darin der von ihnen verabscheute Despotismus in einem wahren Zerrbilde zeigte.

Als die beiden Brücken fertig waren, brach Xerxes mit dem Heere von Sardes auf, und zog nordwestlich dem Hellespont zu. Ein gewaltiger Zug! Voran gingen die Lastträger und das Zugvieh, nach diesen kam ein gemischtes Heer aus allerlei Völkern, dann tausend Reiter und tausend Lanzenträger, beides erlesene Perser. Hierauf folgten, trefflich geschmückt, zehn Nisäische Pferde (auf dem heiligen Felde Nisäum in Medien erzeugt und der Sonne geweiht), nach ihnen der heilige Wagen, von acht weißen Rossen gezogen, aber von Niemand bestiegen, und hierauf der Wagen, in welchem Xerxes saß, mit Nisäischen Pferden bespannt. Hinter ihm gingen wieder zehntausend erlesene Perser zu Fuß und eben so viel zu Pferde, und erst nach diesen folgte der ganze übrige Zug.

Als man an den Skamander kam, hatte dieser aus dem Homer so berühmte Fluß, nach Herodot's Bericht, nicht Wasser genug, um alle die Millionen von Menschen und Thieren zu tränken. Der Ida blieb zur Linken liegen, Xerxes selbst aber ging nach Pergamum, begierig, die berühmte Stadt des Priamus zu sehen, wo zuerst Griechenland und Asien mit einander gekämpft hatten. Er opferte daselbst der Ilischen Athene tausend Rinder, und seine Magier gossen, den Manen

der Heroen des Landes zu Ehren, Trankopfer aus. Hierauf setzte man die Reise nach dem Hellespont fort.

Wenige Tage darauf erreichte das Heer die letzte Asiatische Stadt, Abydus. Hier wollte Xerxes eine allgemeine Heerschau halten. Die Abydener mußten ihm zu dem Ende eine hohe Bühne von weißen Steinen errichten, von der er das ganze unermeßliche Heer und die Flotte in dem weiten Meere überschauen konnte. Man machte ihm auch die Freude, ein Seegefecht aufzuführen, in welchem die Sidonier den Sieg gewannen. Er betrachtete das ganze ungeheure Gewühl von Menschen zuerst mit freudigem Erstaunen, zuletzt aber mit Wehmuth und Thränen. Ihm fiel ein, sagt Herodot, daß unter allen diesen Millionen kein Einziger vielleicht das hundertste Jahr erreichen werde. Wie würde er nicht erst geseufzt haben, wenn er gewußt hätte, daß die Hälfte von ihnen schon nach einem halben Jahre aufgerieben seyn würde.

Die Schiffbrücken über den Hellespont waren durch Hülfe vieler hundert großen Schiffe, die durch Anker und Stricke befestigt, und mit Balken und Brettern überdeckt waren, glücklich zu Stande gekommen. Sie waren über zweitausend Schritte lang, und von beiden Seiten mit Brettern verzäunt, um der Pferde willen. Ehe der Uebergang geschah, ward der Weg mit Myrthen bestreut, und Räucherwerk auf demselben angezündet. Xerxes selbst goß der aufgehenden Sonne zu Ehren ein Trankopfer aus goldener Schale aus, betete, und warf die Schale nebst einem goldenen Becher und einem Persischen Säbel in das Meer. Dann ward der Zug angetreten. Er dauerte, nach Herodot's Angabe, sieben Tage und sieben Nächte, ohne jemals inne zu halten. In Thracien, auf einer großen Ebene am Ausfluß des Hebrus, hielt Xerxes eine abermalige Heerschau, sowol über die Landmacht, als über die Flotte.

Wunderbar war das Gemisch der verschiedenen Trachten und Waffen der einzelnen Hülfsvölker. Da sah man Perser mit spitzigen Hüten, bunten engen Röcken mit Aermeln, langen Hosen, Spießen, Bogen, Pfeilen und Dolchen; Kissier mit Mützen; Assyrer mit Helmen und eisenbeschlagenen Keulen; Saker und Scythen mit Streitäxten; Inder in Baumwolle gekleidet, mit Bogen und Pfeilen von Rohr; Kaspier mit Pelzen; Saranger mit hohen Stiefeln; Aethiopen mit Löwen- und Pardelhäuten behängt, den nackten Leib halb weiß, halb roth bemalt, und über das Haupt die mit der Mähne abgestreifte Haut eines Pferdekopfes gezogen; Thracier mit Helmen und Fuchs-

bälgen, u. s. w. Auf diese Art beschreibt Herodot uns sechs und funfzig Völkerschaften, die alle den Zug mitmachten. Nicht minder verschiedenartig waren auch die Schiffe, deren Zahl sich auf zwölfhundert belief, wozu die Phönicier nebst den Syrern aus Palästina dreihundert, die Aegypter zweihundert, die Cyprier hundert und funfzig, die Jonier hundert, u. s. w. geliefert hatten. An der Spitze von fünf Karischen Galeeren segelte eine Frau, die Königin Artemisia. Auf jedem Schiffe war eine Besatzung von Persern und Medern. Vornehme Perser befehligten auch die einzelnen Völkerhaufen, und die einheimischen Obersten der einzelnen Völker zogen nicht als Hauptleute mit, sagt der Griechische Geschichtschreiber, sondern gleich den Uebrigen als Knechte.

Auf dem Zuge nach Thracien und Macedonien erhielt Xerxes ein recht deutliches Vorzeichen von den Göttern, wie Herodot versichert: eine Stute gebar nämlich einen Hasen, aber er achtete nicht darauf. Dem Flusse Strymon zu Ehren schlachteten die Magier weiße Pferde, und als sie in eine Thracische Gegend kamen, welche die neun Straßen hieß, so vergruben sie daselbst neun Knaben und neun Mädchen von den Landeseinwohnern, nach einer abergläubischen Sitte, lebendig in die Erde. In Macedonien legten ihnen die unwegsamen Wälder und Gebirge große Schwierigkeiten in den Weg; Löwen und andere reißende Thiere fielen die Kameele an, und in manchen Gegenden mußten erst mehrere Tage lang die Bäume umgehauen werden, um dem Heere einen Durchgang zu bahnen. Dafür aber hatte der König hier die Freude, mehrere von den Herolden, welche er von Sardes aus an die Griechischen Städte gesandt hatte, mit Erde und Wasser zurückkommen zu sehen. Gegen die übrigen, welche dies geweigert hatten, sollte nun der, wie es schien, leichte Kampf beginnen.

---

24. Themistokles, Griechenland's Retter.

Es ist eine Bemerkung Herodot's, daß, wenn auch Athen dem Schrekken vor den Barbaren nachgegeben hätte, es um das ganze Griechenland würde gethan gewesen seyn; Sparta würde zwar haben rühmlich sterben können für die Freiheit, als Erhalter und Retter derselben aber seyen nur die Athener anzusehen. Der in die Zukunft schauende Themistokles war es, welcher ihnen diesen Ruhm verschaffte. Sein

Werk waren die lange vorbereiteten Schiffe, das große Rettungsmittel für Hellas; seine Entschlossenheit und sein Muth begeisterten die Eifrigen, befestigten die Wankelmüthigen, verbanden die Getrennten. Denn Wenige theilten mit ihm die kühne Hoffnung, das Griechische Volk und seine Freiheit retten zu können vor Persien's Uebermacht; selbst das Orakel zu Delphi erklärte den Widerstand für Thorheit. Aber die Athener fleheten so lange, bis die Priesterin eine — wol Themistokles' Planen angepaßte — günstigere Antwort gab, in welcher eine hölzerne Mauer als das einzig Unzerstörbare bezeichnet wurde. Themistokles aber wußte seine Mitbürger zu überzeugen, diese hölzerne Mauer bedeute nichts anders als die Flotte, die man zum Seekriege rüsten solle.

Nicht Alle jedoch waren sich der Kraft bewußt, welche Griechenland, wenn es vereinigt war, entwickeln konnte; Feigheit, Selbstsucht, Haß gegen Andere, vermochten Viele, sich zu den Barbaren zu wenden, wie die Thessalier und Böotier. Wo Alleinherrscher waren, da hofften diese, für sich selbst besorgter als für das Fortbestehen des Volks in seiner Eigenthümlichkeit, von den monarchisch beherrschten Barbaren Befestigung oder Erweiterung ihrer Macht; kleinere Staaten aber gedachten die Erhaltung ihres äußern Daseyns durch Hingebung an die Perser zu erkaufen. Themistokles that indeß sein Möglichstes, die inneren Zwistigkeiten beizulegen. Es gelang ihm, zwischen Aegina und Athen Friede zu stiften; Argos aber und Sparta, durch jene Eifersucht über die erste Stelle im Peloponnes und einen kurz vorher geendeten blutigen Kampf gegen einander aufgebracht, konnten nicht ausgesöhnt werden. Argos machte Ansprüche auf die Mitanführung des Heeres, und da die Spartaner sich nicht dazu verstanden, so wollten die Argiver, wie sie sich ausdrückten, lieber den Barbaren gehorchen, als den Uebermuth Sparta's ertragen *).

Aehnliche Ansprüche vereitelten auch die Verbindung mit Gelon, dem damaligen mächtigen Beherrscher von Syrakus. Als dieser von Griechischen Abgeordneten um Beistand angegangen wurde, zeigte er sich dazu bereit, obgleich er vergebens in Hellas um Hülfe gegen andere Barbaren, die Karthager, geflehet habe; ja er versprach zweihun-

*) Herodot VII, 150. erzählt indeß auch ein anderes Gerücht, welches darüber in Griechenland umgegangen, daß Xerxes nämlich die Argiver durch Versprechungen bewogen habe, ruhig zu bleiben.

dert Schiffe, zweitausend Mann Reiterei, zwanzigtausend Schwerbewaffnete und so viel Korn zu liefern, als das ganze Heer in Griechenland während des Krieges brauche, wenn man ihm dagegen die Oberanführung geben wolle. Dieses aber schien den Gesandten, zumal von einer Colonie gegen das Mutterland, eine unerträgliche Anmaßung. „Was würde der Pelopide Agamemnon sagen, erwiederte der Spartanische Abgeordnete, wenn er hörte, daß Gelon und die Syrakuser den Spartanern die Hegemonie entrissen hätten!" Da nun Gelon zum wenigsten die Führung der Flotte verlangte, so widersprach sogleich der Athenische Gesandte, weil die Athener die größte Seemacht lieferten, und als das älteste, ursprünglichste Volk von ganz Hellas, den Syrakusern nie weichen würden, und daß sie überhaupt gekommen wären, um Heere, nicht um Feldherren zu suchen. Da hieß denn Gelon sie gehen, und im Gefühle der großen Macht, die er mit auf den Kampfplatz bringen konnte, ihrem Volke sagen, daß sie dem Jahre den Frühling raubten *).

Versteckter verfuhren die Bewohner von Korcyra (Corfu), welche damals nächst Athen die stärkste Seemacht hatten. Sie rüsteten zwar sechzig Schiffe aus, blieben aber an der Küste von Lakonien, und warteten den Ausgang des Krieges ab. Kreta wandte ein Orakel vor, das ihm allen Antheil am Kriege verbiete. So verblieb, bei den zweideutigen Gesinnungen vieler Anderer, nur ein kleiner Theil Griechenland's zum Widerstande fest entschlossen.

Xerxes hatte schon in Sardes ein solches Gefühl seiner Ueberlegenheit gezeigt, daß er Griechische Kundschafter, welche dort entdeckt worden waren, statt sie dem Tode zu überliefern, vielmehr in seinem Lager hatte umherführen und frei zurückkehren lassen. Eine genauere Kenntniß seiner Macht, meinte er, müsse die Griechen zur schnellen Unterwerfung bringen. Dieses Vertrauen des Xerxes mußte noch mehr wachsen durch den Beitritt aller der Völker, deren Gebiet er betrat. Denn nicht bloß die Thracier und Macedonier hatten sich an ihn angeschlossen, sondern auch Thessalien öffnete sich ihm, das erste Griechische Land, welches sogar durch die schwer zu erklimmenden Berge, von denen es umgeben ist, und durch seine tapferen Reiterschaaren ein wichtiges Bollwerk für Hellas hätte werden können.

*) Seine Hülfe aber würde doch zuletzt nicht haben kommen können, da er selbst in einen unten zu erzählenden Krieg mit den Karthagern verwickelt wurde.

Anfänglich waren die Griechen auch wirklich entschlossen gewesen, hier Stand zu halten. Ein Heerhaufe, unter dem sich Athener, von Themistokles geführt, befanden, war in dem berühmten Thal Tempe versammelt gewesen, wo der Fluß Peneus sich zwischen den Bergen Ossa und Olympus einen Ausgang nach dem Meere bahnt, und wo der Eingang aus Macedonien nach Thessalien ist. Aber der König Amyntas von Macedonien ließ ihnen sagen, sie möchten nur eilend sich zurückziehen, wenn sie nicht von den herannahenden Heerhaufen zertreten seyn wollten, ein Rath, welchen die Griechen sogleich befolgten. Theils mochte Themistokles seine Athener für einen andern Ort und für ein anderes Element aufbewahren wollen, theils erfuhr man, daß noch ein anderer Eingang aus Macedonien nach Thessalien führe, theils traute man wol endlich den Thessaliern selbst nicht. Eine Partei unter diesen hing zwar den Griechen an, aber die den Persern Zugethanen waren ebenfalls sehr zahlreich. Jetzt ergaben sich die Thessalier gänzlich dem Xerxes, und leisteten ihm die ersprießlichsten Dienste.

Xerxes rückte nun mit seiner ganzen Macht durch Thessalien gegen die Grenzen des eigentlichen Hellas vor. Ein einziger schmaler Durchgang verbindet beide Länder, der Paß bei Thermopylä, eine lange enge Schlucht, an deren westlichen Seite ungeheure Felsenwände in die Wolken ragen. Ostwärts grenzt der Weg an tiefe Sümpfe, die sich bis an das Meer erstrecken, welches zwischen Hellas und Euböa fließt. An manchen Stellen dieser Schlucht konnte nur Ein Wagen fahren. Diesen Paß beschlossen die Griechen zu vertheidigen, und zugleich die Flotte in der Nähe desselben bei der Meerenge von Artemisium aufzustellen, wo sie bequem in Uebereinstimmung mit dem Landheere wirken konnte. Achttausend Mann wurden daher nach Thermopylä gesandt, und die Flotte, zu welcher Athen, die Insel Aegina, Korinth, Epidaurus, Trözen, Lacedämon und andere Städte ihre Schiffe hergegeben hatten, segelte durch den Euripus (zwischen Böotien und Euböa) nach Artemisium.

Zum Anführer der achttausend Mann bei Thermopylä war einstimmig von allen Bundesgenossen Leonidas, König von Sparta, dem herkömmlichen Ansehen dieses Staates gemäß, erwählt worden. Ueber die Flotte hingegen entstand ein Zwist, denn die Athener, da sie die meisten Schiffe, nämlich hundert sieben und zwanzig, hergaben, verlangten auch die Führung derselben. Aber auch hier beschwichtigte Themistokles durch seine Mäßigung und Klugheit den Streit, und

bewog seine Landsleute zur Nachgiebigkeit. Er sah, daß der Vorrang Athen's in der Folge nothwendig von selbst kommen würde, wenn sie in diesem entscheidenden Kampfe siegten. So fügten sich die Athener dem Willen der übrigen, meist Dorischen Bundesgenossen, die sonst ihre Schiffe zurückziehen wollten, und überließen dem Spartaner Eurybiades die Führung der Flotte.

---

25. Leonidas bei Thermopylä.

(480 vor Chr.; Ol. 75, 1.)

Die achttausend Mann, welche Leonidas anführte, bestanden aus Arkadiern, Korinthern und anderen Peloponnesiern, aus Lokrern, Phociern, Thespiern, und aus dreihundert auserlesenen Spartanern. Auch die Thebaner hatte Leonidas aufgefordert, Truppen zu liefern, um ihre verdächtige Treue zu prüfen; und sie stellten, weil sie ihre wahre Gesinnung noch nicht verrathen wollten, wirklich vierhundert Mann, denen man aber natürlich nicht trauen konnte. Daß man nicht mehr als achttausend Streiter hieher sandte, kam theils daher, daß man in Sparta eben ein Fest feierte, auch gerade in denselben Sommer die Olympischen Spiele *) fielen, die als gottesdienstliche Feier niemals ausgesetzt werden durften; theils weil man diese Zahl zur Vertheidigung eines solchen Passes, wenigstens auf einige Zeit, für hinreichend hielt. Als nun der kleine Haufe bei Thermopylä angekommen war, wälzte sich schon die gewaltige Woge Asien's heran, und lagerte sich jenseits des Hohlweges. Bei der Nachricht von der Nähe und Größe des Feindes geriethen die verbündeten Peloponnesier in Staunen und Furcht, und wollten sich zurückziehen, um den Isthmus zu besetzen. Aber die Phocier und Lokrer widersetzten sich diesem Entschlusse, aus Besorgniß für ihr zunächstliegendes Land, Leonidas aus Tapferkeit und Einsicht von der Wichtigkeit des Postens. Seine Spartaner, gleicher Gesinnung voll, schmückten sich, flochten ihr langes Haar, und stellten

---

*) Zwei Ueberläufer kamen im Persischen Lager an und wurden gefragt, was die Griechen machten. „Sie schauen Wettspielen zu," war die Antwort. — „Und welches ist der Kampfpreis?" — „Eine Krone von Olivenblättern." — „O Mardonius, rief ein vornehmer Perser aus, gegen was für Leute führst du uns, die um Tugend, nicht um Schätze kämpfen!"

Kampfspiele an, lauter Vorbereitungen zur Schlacht. In dieser Beschäftigung überraschte sie ein Persischer Kundschafter, und setzte durch die Nachricht davon den König in das höchste Erstaunen. Xerxes hielt es für Raserei, wenn so Wenige seiner Uebermacht widerstehen wollten. Im Vertrauen auf seine Masse wartete er vier Tage lang, ob etwa die Griechen freiwillig abziehen würden*). Endlich am fünften Tage befahl er den Angriff.

Der Kampfplatz war den Griechen ungemein vortheilhaft, denn von seinen Millionen konnte der Feind ihnen in dem Hohlwege doch immer nur Wenige gegenüberstellen, von seiner gefährlichen und furchtbaren Reiterei aber gar keinen Gebrauch machen. Xerxes befahl; die Meder und Kissier drangen wüthend voran, aber vergebens versuchten sie, was sonst bei ihnen Tapferkeit hieß. Eine große Zahl stürzte, von Griechischen Spießen getroffen, nieder, die Uebrigen wichen, und wurden von dem zweiten Treffen abgelös't, welches mit frischen Kräften die ermüdeten Griechen angriff, aber kein besseres Schicksal hatte. Der König mußte fühlen, sagt Herodot, daß er viel Menschen, aber wenig Männer hatte. Er sandte nun den auserlesenen Persischen Heerhaufen, die zehntausend Unsterblichen genannt. Aber auch diese mußten der Spartanischen Tapferkeit weichen, und Xerxes, der aus weiter Ferne, auf einem hohen Throne sitzend, dem Gefecht zusah, sprang mehrmals unmuthig auf, da ihn seine gewisseste Hoffnung betrog. Er ließ am folgenden Tage neue Versuche machen, und die Barbaren flohen von Neuem.

Doch leider fand sich ein Elender, selbst ein Grieche, mit Namen Ephialtes, der nichtswürdig genug war, den Persern einen Fußsteig seitwärts von Thermopylä zu entdecken, auf dem er einen Theil des Heeres in der Nacht heimlich über das Gebirge zu führen versprach. Der Schurke hoffte sich damit eine große Belohnung von Xerxes zu

*) Spätere Schriftsteller erzählen, was vielleicht weniger im Charakter eines Persischen Machthabers ist, er habe eine Gesandtschaft an den Leonidas geschickt, und den Griechen die Waffen abgefordert; der Spartanische König aber habe mit Lakonischer Kürze geantwortet: „Komm und hole sie.“ Andere lassen ihn anders antworten. Ueberhaupt mochte man besser wissen, was Leonidas in diesem Falle habe sagen können, als was er wirklich gesagt. Dahin gehören auch wol andere Aussprüche, die den Spartanern in den Mund gelegt worden, um ihre Entschlossenheit zu zeigen; doch von dem Spartaner Dienekes erzählt auch Herodot, daß, als Jemand ihm sagte, der Feinde wären so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinsterten, er antwortete: „Desto besser, so werden wir im Schatten fechten.“

verdienen, aber er entging seiner Strafe nicht. Die Amphiktyonen setzten einen Preis auf seinen Kopf, er floh nach Thessalien, und ward daselbst von einem Trachinier umgebracht. Doch konnte sein Tod die edlen Krieger nicht wieder erwecken, die seine bübische Verrätherei dem Feinde geopfert hatte.

Matt vom männlichen Kampfe ruhten die siegreichen Griechen am Eingange des Passes, sammelten Kräfte zur morgenden Schlacht, und hofften, noch lange an dieser Stelle dem Feinde den Eingang zu wehren. Siehe, da schlich in nächtlicher Stille der Verräther Ephialtes mit einem erlesenen Perserheere das Gebirge hinauf. Durch dicke Eichenwälder führte der schmale Fußsteig die Kletternden, endlich erreichten sie den Gipfel des Berges, und stiegen nun wieder hinab. Da gewahrten sie beim ersten Morgendämmern einen Trupp gelagerter Menschen, die sich, erschreckt vom Waffengeklirr, aufrichteten. Es waren tausend Phocier, welche diesen Posten bewachen sollten, nun aber, unerwartet von einem dichten Pfeilregen der Perser getroffen, schnell die Flucht ergriffen.

Die Nachricht davon verbreitete mannichfaltige Empfindungen bei den in Thermopylä versammelten Griechen. Leonidas und seine Spartaner waren entschlossen zu bleiben. Man hatte ein Orakel: entweder werde Lacedämon von den Feinden zerstört werden, oder einer seiner Könige fallen. Genug für die Heldenseele des Leonidas, sich als ein Opfer für die Erhaltung und den Ruhm seines Vaterlandes darzubringen. Die übrigen Verbündeten schwankten in ihrem Entschlusse und waren zum Rückzuge geneigt; Leonidas bestärkte sie in ihrer Neigung, und ließ sie abziehen. Nur die Thespier und Böotier blieben, die Letzteren, weil sie als Geiseln bleiben mußten, die Ersteren, weil sie bleiben wollten, aus Liebe für Griechenland's Freiheit den edlen Tod mitzusterben.

Wohl wissend, daß er in den unvermeidlichen Tod gehe, rückte Leonidas am folgenden Morgen vor, und griff die Perser in dem weitern Theile des Thales an, weil es jetzt nur noch darauf ankam, sterbend die größte Verwüstung unter den Feinden anzurichten. Wüthender als je hieben und stachen die löwenmüthigen Helden um sich, und zahllos waren die Leichen der Perser. Selbst da den Meisten schon die Spieße zerbrochen waren, und sie nur mit den Schwertern fechten konnten, waren sie noch den Feinden furchtbar, die von ihren Anführern mit Geißeln auf sie losgetrieben werden mußten; viele

Barbaren wurden in das Meer gedrängt. Leonidas, an der Spitze der Tapferen am tapfersten fechtend, fiel unter den Ersten, die Uebrigen kämpften um seinen Leichnam und entrissen ihn den Feinden, bis die Schaar, welche der Verräther Ephialtes führte, ihnen in den Rücken fiel. Mit aller Besonnenheit sammelte sich jetzt das kleine Häuflein auf einem Hügel am Eingange des Passes, und setzte hier seine Vertheidigung fort. Die Thebaner trennten sich jetzt von ihnen, sie gingen den Persern entgegen und beriefen sich auf ihre Gesinnung, doch litten Manche in der Verwirrung den Tod. Von den Spartanern und Thespiern wollte Niemand diesen Tag überleben. Sie starben bis auf den letzten Mann.

Zwei dieser Helden waren vor dem Treffen wegen einer schmerzlichen Augenkrankheit vom Leonidas aus dem Lager fortgeschickt worden. Als ihnen aber die Nachricht von dem Verrathe des Ephialtes zu Ohren kam, eilte der eine derselben, Eurytus, dennoch nach Thermopylä, und fand mit den Uebrigen seinen Tod. Der zweite, Aristodemus mit Namen, kehrte allein nach Sparta zurück, aber hier war Schimpf und Schande sein Loos. Ein dritter, der wegen einer Botschaft nach Thessalien nicht hatte an dem Gefechte Theil nehmen können, und ebenfalls in Unehre fiel, erhängte sich vor Verzweiflung.

Höchst beneidenswürdig schien den Griechen das Loos der gefallenen Vaterlandsvertheidiger; für den Xerxes waren sie hassenswürdige Gegenstände des Zorns und der Rache. Er ließ, ganz gegen die heimathliche Sitte, auch an den Feinden die Tapferkeit zu ehren, dem Leichnam des Leonidas den Kopf abschlagen, und denselben auf einen Pfahl stecken, zum Zeichen, wie Herodot sagt, daß er gegen keinen Menschen in der Welt mehr als gegen diesen erbittert gewesen. Denn wie ein mächtiger Damm hatte er den wilden Strom aufgehalten, der nun mit verdoppelter Wuth durch die enge Schlucht hindurchstürzte, und sich über Griechenland verbreitete. Von den Thessaliern geführt, zogen die Barbaren durch die Persischgesinnte Provinz Doris nach Phocis, an der die Thessalier eine alte Feindschaft, die Perser die Anhänglichkeit an die Griechische Sache rächten. Feuer und Schwert wütheten mit unbeschreiblicher Wuth. Die Städte gingen in Feuer auf, und an den Menschen, die sich nicht auf das Gebirge Parnassus oder zu den Lokrern hatten retten können, wurde wilder Uebermuth geübt. Hierauf theilte sich das Heer, das Hauptheer zog mit dem Xerxes in das freundlichgesinnte Böotien, wo Thespiä und Platää,

als der Griechischen Sache ergeben, in Aschenhaufen verwandelt wurden; ein anderer Theil ging auf Delphi los, um den reichen Tempel zu plündern. Allein ein heftiges Ungewitter, welches von der zürnenden Gottheit zum Schutze des Heiligthums erregt schien, schreckte sie in die Flucht, und die Delphier fielen von den Gebirgsgipfeln herab über die Fliehenden her, und erschlugen ihrer eine große Menge.

---

26. Themistokles bei Artemisium.

Während Xerxes gegen Thermopylä rückte, erschien auch seine Flotte bei dem Vorgebirge Sepias, Artemisium gegenüber. Hier gereichte ihr die eigne ungeheure Größe zum Verderben. Denn da Ein Hafen sie nicht fassen konnte, mußte sie, acht Schiffe hoch hinter einander aufgereihet, tief in die See hinein vor Anker liegen, und als ein fürchterlicher Sturm sich erhob, der drei Tage lang mit heftigem Brausen anhielt, wurden vierhundert große Persische Schiffe an den Felsen des Vorgebirges zerschmettert. Die Griechen frohlockten, beteten zum Retter Poseidon, und opferten ihm *). Allein da trotz des Verlustes die Persische Flotte noch immer groß und gewaltig erschien, wollten die Meisten sich doch lieber von Artemisium nach den Küsten des Peloponnes zurückziehen. Die Bewohner der Insel Euböa vernahmen dies mit Schrecken, und wollten wenigstens erst ihre Angehörigen retten. Sie wandten sich daher an den Themistokles, der ohnehin die Griechen hier festzuhalten wünschte, und schickten ihm heimlich ein Geschenk von dreißig Talenten. Themistokles bot nun dem Oberfeldherrn Eurybiades fünf Talente an, und drei dem Befehlshaber der Korinthischen Schiffe, Adimantus, welcher besonders zum Rückzuge rieth. Beide widerstanden diesem Ueberredungsmittel nicht **), und man beschloß, an dieser Stelle Stand zu halten.

*) Die Athener hatten, einer Weissagung zu Folge, vor dem Sturme zum Boreas gebetet. „Ob nun die Barbaren auf ihrem Ankerplatz deshalb vom Boreas überfallen worden, kann ich nicht sagen, fügt Herodot sehr charakteristisch für seine Betrachtungsweise hinzu; die Athener aber glaubten es, und baueten dem Gotte nachmals einen besondern Tempel am Fluß Ilissus."

**) Den größten Gewinn, sagt Herodot, hatte indessen Themistokles, der das übrige Geld für sich behielt, und zugleich die Spartanischen und Korinthischen Führer glauben ließ, er gebe dies Geld auf der Athener Befehl.

Die Perser dagegen, welche gar keinen Widerstand mehr erwarteten, waren nur besorgt, die Griechen möchten sich durch die Flucht retten, und schickten daher zweihundert Schiffe um Euböa herum, ihnen allen Rückzug abzuschneiden. Die Griechen aber, von diesem Anschlage unterrichtet, gingen auf die feindliche Hauptflotte los und griffen an. Der Sieg blieb unentschieden, doch nahmen die Griechen dreißig Schiffe der Barbaren. Viel größern Schaden that den Persern ein neues furchtbares Unwetter, welches mit Donner und Blitz vom Pelion herstürmte, und vorzüglich die um Euböa herumgesandten Schiffe an Felsen und Klippen zerstörte. Die Griechen erhielten diese Kunde zugleich mit einer Verstärkung von drei und funfzig neuen Athenischen Schiffen, und dies ermuthigte sie, am folgenden Abend einen neuen Angriff zu versuchen, welcher die Vernichtung der Cilicischen Schiffe zur Folge hatte.

Diese Keckheit der Griechen und die Furcht vor dem Zorne des Xerxes bewogen endlich am dritten Tage die feindlichen Anführer zu einem Hauptangriffe. Beide Theile fochten mit großem Muthe, aber beide Flotten litten auch bedeutend, so daß die Griechen, als die Nacht den Streit trennte, ernstlich auf den Rückzug dachten. In diesem Entschlusse bestärkte sie die Nachricht von dem Ausgang der um dieselbe Zeit vorgefallenen Kämpfe bei Thermopylä, und daß Xerxes nun in Griechenland weiter vordringe.

Themistokles, dessen rastloser Geist nichts unterließ, was dem Feinde schaden konnte, eilte mit leichtrudernden Schiffen voran, und schrieb an mehreren Plätzen dieses Weges, wo die Perser nachkommen mußten, in die Felsen eine Aufforderung an die Ionier, zu den Griechen überzugehen, oder wenn dieses nicht möglich wäre, im Treffen vorsätzlich feige zu seyn. Folgten die Ionier dieser Aufforderung auch nicht, so sollten doch wenigstens die Feinde gegen ihre eigenen Bundesgenossen mißtrauisch gemacht werden, und auch dies mußte ein nicht unbedeutender Gewinn scheinen.

---

27. Die Schlacht bei Salamis.

(Septbr. 480 vor Chr.)

Die Griechische Flotte hatte indeß ihren Rückzug um Sunium herum genommen, und stand, 370 Schiffe stark, zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis. In ihr sah Themistokles noch die einzige

Hülfe. Vergebens hatte er gehofft, die Peloponnesier mit vereinter Kraft in Böotien den Persern zur Schlacht entgegenrücken zu sehen. Sie waren, so viele ihrer nicht gar Persisch gesinnt waren, nur um den Peloponnes besorgt, und auf dem Isthmus geschäftig, die schmale Landenge durch einen Wall zwischen beiden Ufern des Meeres zu sichern. Hinter diesem wollten sie die Halbinsel gegen die heranrückenden Perser schützen, welche jetzt gegen das wehrlose und verlassene Athen, das Hauptziel ihrer Rache, heranströmten. Themistokles sah für die Seinigen keine andere Rettung, als daß sie den Erdboden verließen, und auf dem Meere ihre Heimath suchten. Allein es war nichts Kleines, die Menge zu einer solchen That zu bewegen. Sie hielt fester an den äußerlichen Dingen, an den Wohnungen der Menschen und der Götter und an den Werken ihres Fleißes, als an jener Kraft des Geistes, die alles dieses, wenn es auch vor der Zerstörungswuth in den Staub sank, wieder erzeugen konnte. Wenn man den heimathlichen Boden einmal aufgegeben hätte, glaubte die Menge keiner Hülfe mehr bedürftig und keines Sieges mehr benöthigt zu seyn.

Indeß kam der Macht des Themistokles über die Gemüther der religiöse Glaube mit seiner Allgewalt zu Hülfe. Die große Schlange, welche man für den göttlichen Wächter in dem Tempel der Minerva auf der Burg hielt, und der man gewöhnlich Opferspeisen darbrachte, verzehrte diesmal dieselben nicht wie sonst, zum Beweise, daß die Göttin selbst die Stadt verlassen hatte. Nun siegte die Meinung des Themistokles ob, die Steine und Mauern den Barbaren Preis zu geben. Die Streitbaren gingen auf die Schiffe, die Weiber, Greise und Kinder flüchteten theils nach Trözen, welches sie besonders gastfreundlich aufnahm, theils nach Salamis und Aegina. Es war ein rührender Anblick, so viele Familien in die Fremde wandern zu sehen. Ja selbst die treuen Hausthiere erweckten wehmüthige Empfindungen; sie folgten ihren Gebietern bis an den Hafen, und erhoben ein jämmerliches Geheul, als sie zurückbleiben mußten, und Jene davonrudern sahen. Ein Hund stürzte sich seinem Herrn nach ins Meer, und folgte schwimmend dem Schiffe, mit aller Anstrengung erreichte er Salamis, sank aber dort erschöpft sogleich todt zu Boden.

Themistokles war ganz erfüllt von dem Gedanken, Athen und ganz Hellas zu retten durch einen Kampf zur See bei Salamis, wo die Enge des Raums den Griechen abermals große Vortheile versprach; aber so dachten die Uebrigen nicht, Furcht machte die Menge unge-

horsam, und riß die Führer, bei denen auch Neid und Eifersucht herrschten, mit sich fort. Dazu kam die Nachricht, daß die Perser, die in Attika eingerückt waren, auch die Burg von Athen eingenommen und in Asche gelegt hatten. Alle wollten nun nach dem Isthmus ziehen, weil sie im Fall einer Niederlage sich in der Nähe des Peloponnes sichrer retten zu können hofften. Aber Themistokles' unbezwinglicher Geist dachte nicht an Niederlage, sondern nur an Sieg, und trug die Gründe für die Wahrscheinlichkeit desselben, wenn man hier fechten würde, in der Versammlung der Führer mit aller der Kraft vor, die aus dem Gefühl der Wahrheit entsprang. Hitzig rief ihm der Korinther Adimantus zu: „In den Wettspielen bekommen Diejenigen Ohrfeigen, welche vor der Zeit aufstehen." — „Ja, antwortete Themistokles, aber die Zurückbleibenden werden nicht gekrönt." Und da Adimantus ihn wiederum anfuhr, und sagte, wer selbst keine Stadt mehr habe, dürfe nicht gehört werden, erwiederte Themistokles mit Würde und Bedeutung: „Wir haben zwar, du Armseliger, unsere Häuser und Mauern verlassen, weil wir um todter Steine willen keine Sklaven seyn wollten. Aber diese zweihundert wohlbemannten Schiffe sind unsere Stadt, und die größte aller Hellenischen, die euch jetzt Beistand leisten wird, wenn ihr euch durch sie retten wollt. Wenn ihr uns aber zum zweitenmale verrätherisch verlasset, so ziehen wir nach Italien und gründen dort einen neuen Staat."

Dies bestimmte endlich Eurybiades, nachzugeben, indem die übrigen Schiffe, ohne die Athenischen, auch selbst beim Isthmus sich dem Feinde nicht einmal würden haben zeigen können. Allein bald darauf, als das Persische Landheer wirklich den Peloponnes bedrohete, regte sich in allen Verbündeten von Neuem der vorige Unmuth, Athen's wegen, wie sie wähnten, an dieser Stelle kämpfen zu müssen, und in einer neuen Berathschlagung wurde nun der Abzug in der That beschlossen. Jetzt, wo alles Gegenreden nichts mehr half, faßte Themistokles einen Entschluß, der seinen kühnen und sichern Geist zeigt; die Furchtsamen sollten wider ihren Willen, ehe sie noch auseinandergehen könnten, zum Fechten gebracht werden. Er sandte einen treuen Diener, Sicinnus, heimlich auf einem Boote zu Xerxes, und ließ diesem mit der Miene des freundlichsten Wohlwollens sagen, die Griechen wären uneinig unter sich, und gedächten zu entwischen, er könne sie daher, wenn er ihnen zuvorkomme, leicht umzingeln. Xerxes fand den Rath gut, und ließ alle seine Schiffe Bewegungen machen,

die unbesorgten Griechen zu umgarnen. Aristides, der, in dieser Zeit der Noth von dem Volke herbeigewünscht, aus seiner Verbannung zurückkehrte, und in derselben Nacht aus Aegina sich zur Griechischen Flotte begeben wollte, bemerkte zuerst die feindliche Bewegung. Er vergaß in diesem Augenblicke alle persönliche Feindschaft, eilte zum Themistokles, und theilte ihm mit, was er gesehen. Themistokles vertraute ihm, daß er selbst dies herbeigeführt, und bat ihn, nur den übrigen Griechen das Anrücken der Feinde als ein glaubwürdiger Augenzeuge zu melden. Dies that er auch, fand aber doch bei den Meisten keinen Glauben, bis endlich ein Tenisches Schiff, welches trotz dieser Noth zu den Griechen überging, ihnen allen Zweifel benahm. Nun da keine Wahl mehr war, rüstete sich Alles zur Schlacht und bestieg die Schiffe, der anrückenden feindlichen Flotte entgegenzugehen. An dem einen Ende derselben waren die Phönicier, als die Tapfersten, den gewandten Athenern gegenüber gestellt; das andere Ende nahmen die Jonier ein, damit sie, denen die Perser nie trauten, nicht mit ihren Stammgenossen zusammenträfen. Xerxes, welcher glaubte, daß die Niederlage bei Artemisium nur wegen seiner Abwesenheit erfolgt sey, wollte dieses Mal von einem hohen Berge am Ufer zuschauen, damit er durch seine Gegenwart Alles zur Tapferkeit ermuntere. Mit Tagesanbruch trafen die Flotten zusammen, und das Handgemenge ward allgemein. Die Persische Seemacht kämpfte wirklich anfangs mit Muth, und selbst die Jonier zeigten sich tapfer, aber dessenungeachtet entschied sich der Kampf sehr bald zum Nachtheil der Perser. Ihre eigne Menge ward ihnen in den engen Gewässern hinderlich, und stopfte sich bald so sehr, daß sie weder vor- noch rückwärts konnten. Viele Persische Schiffe wurden in den Grund gebohrt, viele kamen wegen der Enge des Raumes gar nicht zum Gefecht, eins hinderte das andere, und als die hintersten flohen, drängten sie die vorderen mit sich fort. Mit jedem Augenblicke wuchs die Verwirrung in der feindlichen Flotte. Athener und Aegineten, die Ausgezeichnetesten unter allen Griechen, wetteiferten mit einander *); die Ersteren vernichteten in dem Gedränge die feindlichen Schiffe, welche Widerstand thaten, die Letzteren lauerten allen, welche sich nach dem Hafen Phalerum unter den Schutz des Landheeres flüchten wollten, auf, so daß

*) Von der Korinther und ihres Führers Adimantus Tapferkeit erzählten, nach Herodot's Aussage, die Athener nicht viel Rühmliches. Aber wahrscheinlich waren es Schmähungen, die der Haß beider Staaten gegen einander erzeugte.

wer den Händen der Athener entgangen war, in die der Aegineten fiel. Die Königin Artemisia, welche dem Xerxes klüglich von einer Seeschlacht abgerathen hatte, war ebenfalls nahe daran, von einem Athenischen Schiffe überwältigt zu werden. Da segelte sie auf ein Persisches Schiff los und bohrte es in den Grund. Der Athenische Hauptmann, welcher glaubte, das Schiff der Artemisia müsse wol ein bundesverwandtes seyn, weil es ein Persisches niedersegle, wandte um, und die erschrockene Königin entkam.

So glorreich und über Alles glänzend dieser Sieg der Griechen bei Salamis war, so groß waren auch seine Folgen. Xerxes ließ noch in der folgenden Nacht seine Schiffe nach dem Hellespont aufbrechen, mit einer Eil und Stille, daß die Griechen, die am folgenden Tage einen neuen Angriff erwarteten, voll Verwunderung den Abzug der feindlichen Flotte erfuhren, und nun berathschlagten, was ferner zu thun sey. Themistokles' Rath und der Athener Wunsch war, sich eiligst des Hellespont's zu bemächtigen. Aber Eurybiades widersprach, er rieth, den Xerxes fliehen zu lassen, und seine Meinung behielt die Oberhand *).

Xerxes trat auch bald seinen Rückzug an, doch nicht mit seinem ganzen Heere. Denn Mardonius, voll Wuth und Scham über den unglücklichen Ausgang eines Unternehmens, das er vorzüglich angeregt, bewog den König, ihm zu erlauben, einen nochmaligen Versuch zur Ueberwältigung Griechenland's zu machen. Zu diesem Behufe blieben dreimalhunderttausend Mann, meistens Perser, Meder, Saker, Baktrier und Inder, in Thessalien zurück; mit den Uebrigen zog der König weiter. Allein verheerende Krankheiten und ein solcher Mangel an Nahrungsmitteln, daß das Heer oft Wurzeln und Baumrinden essen mußte, rieben einen großen Theil auf, ehe es noch auf Schiffen über den Hellespont setzte.

---

*) Diodor und Plutarch erzählen, Themistokles habe nun durch eine List den Perserkönig vollends aus Hellas hinweggeschreckt. Er habe ihm nämlich sagen lassen: die Griechen seyen im Begriff, nach dem Hellespont zu segeln, Themistokles aber, besorgt um den König, rathe ihm, schleunigst nach Asien hinüberzugehen. — Nach Herodot hingegen wollte er, da seine Meinung nicht durchgegangen war, den gefaßten Beschluß für sich benutzen, und um sich für den Fall der Noth bei dem Xerxes einen Zufluchtsort zu eröffnen, sandte er ihm eine Botschaft des Inhalts: „Themistokles hat die Hellenen von ihrem Vorsatze, die Brücken über den Hellespont zu zerstören, abgehalten, um dir einen Dienst zu leisten." Dieses Zeugniß ist das ältere und bewährtere, jenes stellt den Themistokles allerdings in einem reineren Lichte dar.

Die Griechen hatten indeß einige der Inseln, welche sich aus Furcht an die Perser angeschlossen, zur Strafe gezogen, wobei Themistokles, nach Herodot's Bericht, ohne Vorwissen der Uebrigen große Summen erpreßte *). Nach der Rückkehr berathschlagte man über den Dank, welcher Göttern und Menschen für ihren Antheil an dem herrlichen Siege gebühre. Ueber die Weihung dreier erbeuteter Kriegsschiffe und eines großen Standbildes mit einem Schiffschnabel in der Hand, nach Delphi, ward die fromme Dankbarkeit bald einig; als aber entschieden werden sollte, welcher der Helden die meiste Ehre verdiene, traten die Leidenschaften hervor. Den ersten Preis erkannte Jeder sich selbst zu, den zweiten jedoch die Meisten dem Themistokles. Hierin leuchtete indeß die unwillkürliche Anerkennung seines Verdienstes hervor, und die allgemeine Meinung der Hellenen bestätigte sie. In Lacedämon, wohin er eine Reise machte, ließ man dem großen Manne die schuldige Gerechtigkeit widerfahren; den Preis der Tapferkeit zwar gaben die Spartaner dem Eurybiades, aber den Preis der Weisheit und Geschicklichkeit dem Themistokles, doch in einerlei Zeichen, einem Kranze von Oelzweigen. Ueberdies ehrten sie ihn auch auf ausgezeichnete Art. Sie beschenkten ihn mit dem schönsten Wagen, der in Sparta zu finden war, und auf seinem Heimwege geleiteten ihn dreihundert Spartanische Männer, welche die Ritter hießen und den Königen zu einer Ehrenbegleitung im Kriege dienten, bis an die Grenze des Landes, eine Ehre, die bis dahin noch nie einem Menschen erwiesen war. Als darauf das nächste Mal die Olympischen Spiele gefeiert wurden, und auch Themistokles in den Schranken erschien, erregte er so sehr die Aufmerksamkeit des versammelten Griechenland's, daß alle Zuschauer der Kämpfer vergaßen, und nur auf ihn die Augen richteten. Man zeigte ihn den Fremden mit Bewunderung, und sein Name floß von allen Lippen. Hier ward seine Ruhmbegierde gesättigt, und innig gerührt gestand er den Freunden, daß er jetzt die Frucht alles dessen ernte, was er für Hellas gethan habe.

*) Diese bei mehreren Gelegenheiten hervorleuchtende Gewinnsucht des Themistokles ist kein schöner Zug in seinem Charakter, wie sehr man auch annehmen mag, daß er des Geldes zu bedürfen glaubte, um sich gegen seine reichen und mächtigen Feinde, die Alkmäoniden, zu behaupten. Aber überhaupt ist es kein rühmliches Zeugniß für die Denkungsart aller Hellenen, daß die den Feinden Anhängenden unter ihnen dem Persischen Oberanführer oft riethen, mehr von Bestechungen Gebrauch zu machen.

28. Neue Gefahren.

Der wiederkehrende Frühling rief die Griechen zu neuen Kämpfen; noch stand Mardonius mit 300,000 Mann in Thessalien, voll stolzer Hoffnung, mit dieser Masse zu siegen, denn die Schmach der verlornen Seetreffen traf weniger die Perser, als die unterjochten Völker. Da die Persische Flotte ruhig bei Samos lag, um das verdächtig gewordene Jonien zu beobachten, so wünschte Mardonius, um sich wieder zum Herrn des Meeres zu machen, das seemächtige Athen für sich zu gewinnen, wobei er vielleicht auf die ihm nicht unbekannte Uneinigkeit der Hellenischen Staaten rechnete. Der damalige, den Persern unterworfene, König von Macedonien Alexander gab den Vermittler ab. Seine Familie stand noch von Alters her in gastfreundschaftlicher Verbindung mit den Athenern; er selbst war mit einem vornehmen Persergeschlechte verschwägert. Er überbrachte den Athenern die Anerbietungen des Mardonius: Sicherung ihrer bisherigen Freiheiten, Wiederaufbau ihrer zerstörten Tempel, und endlich Erweiterung ihres Gebiets, wenn sie mit Persien ein Bündniß schließen, und die übrigen Griechen unterjochen helfen wollten.

Die ihrer vorigen Lauigkeit gegen Athen sich bewußten und deshalb bangen Spartaner fürchteten, man würde dort solchen Lockungen Gehör geben, und schickten daher bei der ersten Nachricht von diesen Unterhandlungen sogleich Gesandte, um sie wo möglich zu verhindern. Absichtlich verstattete man diesen Gesandten zu Athen den Zutritt zu der Versammlung, wo Alexander's Antrag berathen werden sollte. Kaum hatte dieser zu reden aufgehört, so erhoben sich die Spartaner. Sie beschworen die Athener, Griechenland nicht zu verlassen, auf das sie zuerst den Zorn der Barbaren gelenkt hätten, und Versprechungen nicht zu trauen, die ein Tyrann (Alexander) von einem andern Tyrannen (Xerxes) überbringe. Der Beschluß, welchen die Athener auf den Rath des Aristides faßten, zeigte, wie sehr sie die Stimme der Ehre und der Freiheitsliebe allen eigennützigen Betrachtungen vorzogen. So lange die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf vollende, so lange würden die Athener gegen den Perserkönig kämpfen, lautete ihre Antwort; den Alexander selbst ermahnten sie, nie wieder mit einem so entehrenden Auftrage in Athen zu erscheinen, denn sie möchten nicht gern, daß ihm ein Leid widerführe, da er ihr Gast und Freund sey. Den

Lacedämoniern wurde erwiedert: es sey eine schimpfliche Furcht, daß Athen je mit den Persern vereint die Unterjochung der Griechen wollen könnte, mit denen es durch einerlei Sprache, einerlei Götter und einerlei Sitte vereinigt sey. Keine Fülle von Gold, und keine Schönheit eines Landes werde sie je zu anderen Gesinnungen bringen. Nur sollten auch die Spartaner bald Hülfstruppen zu dem bevorstehenden Kampfe senden.

Was vorherzusehen war, geschah. Mardonius rückte in Böotien ein, wo sich die Thebaner gleich wieder völlig Persisch zeigten. Das unbeschützte Attika sah einer neuen fürchterlichen Verheerung entgegen, und doch zögerten die Spartaner mit der zugesagten Hülfe. Den Athenern blieb nichts übrig, als ihre Stadt zum zweitenmale zu verlassen, und nach Salamis zu flüchten. Mardonius nahm die leere Stadt ein, hoffte aber, die abermalige Noth werde die Athener jetzt geschmeidiger machen, und ließ ihnen nochmals die vorigen Friedensbedingungen antragen. Aber auch jetzt wurden sie zu Salamis mit solcher Entschlossenheit verworfen, daß einer von den Senatoren, der sie anzunehmen und dem Volke mitzutheilen vorschlug, dafür zu Tode gesteinigt wurde. Nach Lacedämon aber schickten die Athener Gesandte, sich über das Zaudern und die Saumseligkeit der Spartaner zu beklagen, und vorzustellen, wie aufrichtig die Athener gegen Griechenland, wie hinterlistig dagegen dieses gegen sie verfahre; man möge jetzt ein Heer so schnell als möglich absenden, um, was man in Böotien versäumt habe, nun in Attika zu thun und die Barbaren anzugreifen. Die Spartaner zauderten zehn Tage, eine bestimmte Antwort zu geben, und arbeiteten indeß an der Vollendung der Mauer auf dem Isthmus. Aber ein sehr verständiger und in Sparta hochangesehener Fremder aus Tegea machte die Ephoren aufmerksam, wie auch die stärkste Mauer kein Schutz für den Peloponnes seyn werde, wenn man einmal die Athener gezwungen habe, zu den Barbaren überzugehen. Dies nahmen die Ephoren zu Herzen, und sandten noch in derselben Nacht ein Heer von fünftausend Spartanern und fünf und dreißigtausend Heloten, die als Leichtbewaffnete fochten, ab, zu denen späterhin noch fünftausend Perioiken stießen.

Durch die Persischgesinnten Argiver, welche sogleich einen Eilboten nach Attika abschickten, ward Mardonius schnell von diesem Anzuge der Spartaner benachrichtigt. Nun verzweifelte er gänzlich an der Nachgiebigkeit der Athener, verwüstete das bis jetzt noch ziemlich

verschonte Gebiet derselben völlig, und zog sich nach Böotien zurück, dessen herrliche Ebenen der Reiterei, einer Hauptstärke der Perser, freien Spielraum gaben. Hier verschanzte er sich längs dem Flusse Asopus. Am gegenüberstehenden Ufer desselben, am Fuße des Berges Cithäron, stellten sich die Griechen auf; zu den Spartanern waren außer anderen Bundesgenossen achttausend schwerbewaffnete Athener, unter dem Aristides, gestoßen; in allem waren sie 110,000 Mann stark. Den Oberbefehl über das Ganze führte Pausanias, Vormund und Oheim des noch jungen Königs von Sparta Plistarchus, welcher ein Sohn des Leonidas war.

---

29. Schlacht bei Platää.

(Septbr. 479 vor Chr.; Ol. 75, 2.)

Es dauerte lange, bevor beide Theile zum wirklichen Angriff kamen, da jeder von dem Vortheile der Stellung Gebrauch machen wollte, die er nach der Beschaffenheit seiner Streitkräfte gewählt hatte. Mardonius suchte sich in den weiten Ebenen jenseit des Asopus zu behaupten, wo er seine Menge entfalten und seine Reiterei bewegen konnte; die Griechen dagegen hatten ihre Stellung an dem Gebirge, wo sie sich in einem engen Raume dem Feinde ohne Nachtheil entgegenstellen konnten. Daher auch vielleicht die Griechischen Opferpriester, mit denen beide Heere versehen waren, ganz im Einklang mit der Kriegsklugheit dem Theile den Sieg versprachen, der sich vertheidigen und nicht angreifen würde.

Mardonius ließ indeß von der Reiterei häufig Angriffe machen, welche besonders die Megarer trafen, bis diese vom Kampfe ermüdet abgelöst zu werden verlangten. Dazu fanden sich freiwillig dreihundert auserlesene Athener bereit, denen es in kurzem gelang, den Anführer der Persischen Reiterei, Masistius, zu erlegen, der nächst Mardonius der angesehenste Mann beim Heere war, eine That, welche den Persern eben so viel Schrecken als den Griechen Freude erregte. Der Todte wurde auf einem Wagen durch die Glieder des Griechischen Heeres geführt, zum freudigen Vorzeichen für die folgenden Kämpfe.

Man fand indeß die gegenwärtige Stellung wegen Wassermangel unbequem, und zog sich weiter nach Platää hin. Mardonius folgte. Unter den Griechen erhob sich hier ein heftiger Wortwechsel zwischen

Denen von Tegea in Arkadien und den Athenern. Beide verlangten den linken Flügel einzunehmen, so wie die Spartaner den rechten behaupteten. Letztere entschieden den Streit zum Vortheil der Athener.

Endlich nach Verlauf von elf Tagen ward Mardonius des Zauderns überdrüssig, und beschloß, auch ohne günstiges Opfer eine allgemeine Schlacht zu liefern. Die Griechen erhielten sogleich Kunde von diesem Entschluß. In der Nacht kam Alexander, der König von Macedonien, der wahrscheinlich zu dem Glücke der Perser kein Vertrauen mehr hatte *), und bei den Griechen, wenn sie siegen würden, sich ein Verdienst erwerben wollte, an das Lager der Athener herangeritten, und meldete ihnen des Mardonius Absicht. Er bat sie, sich auf einen Angriff gefaßt zu machen, auf jeden Fall aber auszuharren, weil die Perser nur noch auf wenige Tage zu leben hätten. Zunächst aber wurden die Griechen von Mangel heimgesucht. Die Persischen Reiter verstopften ihnen ihre einzige Wasserquelle, und schnitten ihnen die Kornzufuhr ab. Vor diesen Uebeln schienen sie gesichert, wenn sie noch mehr westwärts nach Platää sich hinzögen. Der Abzug ging in der Nacht vor sich, aber nicht ohne manche Unordnung. Mardonius, dem der anbrechende Tag verrieth, was geschehen war, und der es für Flucht hielt, brach sogleich auf, und verfolgte an der Spitze seiner Reiterei die Abziehenden; das übrige Heer, voll Freude, ohne Schwertschlag die Griechen zu fangen, eilte nach ohne Ordnung und Maß. Sie stießen zuerst auf die Lacedämonier und Tegeaten, die auf dem Cithäron fortzogen. Pausanias sandte sogleich nach den Athenern, die auf der andern Seite in der Ebene zogen, daß sie ihm zu Hülfe kommen sollten. Als aber die Athener aufbrachen, stießen sie auf die Böotier und Thessalier, die Griechischen Bundesgenossen der Perser, mit welchen ein hitziges Gefecht begann, so daß nun die Spartaner, die mit den Tegeaten zusammen einen Haufen von 53,000 Mann ausmachten, es allein mit der Persischen Hauptmacht aufnehmen mußten. Anfangs wurden viele von ihnen durch die Pfeile der Perser erlegt **),

---

*) Die Besonnenen unter den Persern scheinen selbst diese Besorgniß getheilt zu haben. Herodot erzählt wenigstens ein Gespräch, welches ein Böotier auf einem großen Mahl zu Theben mit seinem Persischen Nachbar hatte, der ihm unter Thränen sagte, daß in kurzem von allen Persern, die hier schmauseten, und von dem ganzen Heere im Lager, nur eine kleine Anzahl übrig seyn würde.

**) Unter diesen war auch Kallikrates, einer der schönsten Spartaner. Für Griechenland zu sterben, rief er aus, gereut mich nicht, wol aber das, daß ich mit meinem Arm kein tapfres Werk habe verrichten können.

denn sie saßen eine Zeitlang ruhig, das von Pausanias angestellte Opfer abzuwarten, welches anfangs ungünstig ausfiel. Indeß erhoben sich die Tegeaten und brachen zuerst in die Persischen Glieder ein; diesen folgten, als das Opfer bald darauf günstig wurde, die Spartaner nach. Nun entstand ein heißer Kampf. Denn auch die Perser ließen es, nach dem Zeugnisse des Herodot, weder an Kraft noch an Willen fehlen; nur ihre leichtere Bewaffnungsweise gegen die schwerere der Griechischen Krieger, und der Mangel an Kunst oder vielmehr an strenger Kriegszucht, setzten sie den Griechen nach. So lange daher Mardonius noch von seinem weißen Pferde herab muthig fechtend die Seinigen begeisterte, blieb der Sieg unentschieden; sobald er aber von der Lanze des Spartaners Aeimnestus gefallen war, und sein Haufen nach großem Verluste wich, da gerieth bald das übrige Heer in Verwirrung, und die Flucht ward allgemein. Auch die Böotier mußten den Athenern weichen. Nur die feindliche Reiterei deckte tapfer den Rückzug der Ihrigen. Der Persische Feldherr Artabanus, welcher sich dem Feldzuge des Mardonius schon früher widersetzt, und mit seinem Heerhaufen an der Schlacht keinen Antheil genommen hatte, führte diesen durch Phocis dem Hellespont zu; der übrige Theil des Heeres flüchtete in das verschanzte Lager, wo ihm die Spartaner nachsetzten, aber unkundig in der Belagerungskunst so lange nichts ausrichteten, bis die Athener ankamen. Diese erstiegen zuerst die hölzernen Mauern, und die hineingeflüchteten Barbaren wurden fast sämmtlich niedergehauen.

Die Beute, welche das siegende Heer hier machte, war unermeßlich. Ein Zehntel ward für die Götter und ein anderes zum Geschenk für den Pausanias abgesondert, das Uebrige theilte man unter die anderen Staaten. Ueber den Preis der Tapferkeit drohte ein gefährlicher Streit zwischen den Spartanern und Athenern auszubrechen; er wurde aber durch den klugen Vorschlag eines Korinthers dahin vermittelt, daß man diesen Preis den Platäern zuerkannte, deren Boden der Schauplatz des glorreichen Kampfes für Griechische Freiheit gewesen war. Aristodem, jener von den Dreihunderten bei Thermopylä schimpflich übrig Gebliebene, hatte hier bei Platää mit der ausgezeichnetesten Tapferkeit gefochten; dennoch gaben die Spartaner einem Andern den Vorzug, denn er habe nur wegen der auf ihm haftenden Schuld den Tod gesucht.

Nachdem die Tapferen geehrt und belohnt waren, sollten die Schuldigen nun auch zur Strafe gezogen werden. Elf Tage nach der

Schlacht erschien das siegreiche Heer vor Theben, und verlangte, daß die Häupter und Vornehmsten unter den Anhängern der Perser ausgeliefert würden. Man verweigerte diese Auslieferung anfangs, bis endlich die Verwüstung des Gebiets und die Anstalten zu einer ernsthaften Belagerung die Thebaner zur Nachgiebigkeit nöthigten. Die Ausgelieferten wurden von Pausanias nach Korinth geführt, und dort der gerechten Strafe geopfert.

---

30. Schlacht bei Mykale.

Nach dem Verluste der Schlacht bei Salamis fürchtete Xerxes den Abfall der Asiatischen Griechen, und ließ deswegen, wie oben schon erwähnt ist, seine Flotte bei Samos, um alle Regungen gleich unterdrücken zu können. Trotz dem ergingen heimliche Aufforderungen der Jonier an die Griechen, ihnen beizustehen, und das Persergeschwader zu überfallen. Wirklich machte sich auch die Griechische Seemacht, unter der Führung des Spartanischen Königes Leotychides, und des Atheners Xanthippus *), nach Samos auf. Auf diese Nachricht schickten die Perser, die ein Seetreffen scheuten, die Phönicischen Schiffe fort, die übrigen zogen sie bei Mykale, wo ein zur Behauptung Jonien's bestimmtes Landheer stand, ans Land, und ließen eine Verschanzung rund um dieselben errichten. Die Griechen näherten sich, und Leotychides wiederholte die Kriegslist des Themistokles bei Artemisium; er forderte die Jonier durch einen Herold auf, im Kampfe ihrer Freiheit zu gedenken. Er erreichte auch seinen Zweck, die Perser ließen die Samier entwaffnen, und entfernten die Milesier.

Die Griechen waren indeß gelandet, und eilten zur Schlacht, deren Kampfpreis, wie Herodot sagt, der Hellespont und die Inseln waren. Es war an demselben Tage, wo bei Platää gestritten wurde, und ein Gerücht von einem Siege über den Mardonius durchlief das Griechenheer, sey es, daß es sich in einer solchen Zeit der Erwartung von selbst erzeugte, oder daß es absichtlich von den Feldherren verbreitet wurde, um den Muth der Griechen zu erhöhen. Auch die Bar-

*) Dem Themistokles gaben, nach Diodor, die Athener darum den Befehl über die Flotte nicht wieder, weil sie unwillig auf ihn waren, daß er die oben erwähnte Belohnung von den Lacedämoniern angenommen hatte.

baren, vorzüglich die eigentlichen Perser, leisteten tapfern Widerstand, mußten aber dennoch den Hellenen weichen, und die Jonier thaten was sie konnten, ihren Brüdern beizustehen. Die Griechen erstürmten die Verschanzungen, richteten eine große Niederlage unter den Feinden an, verbrannten ihre Schiffe und Vertheidigungswerke, und machten abermals eine ansehnliche Beute.

Die rühmlichste aber, die sie davon trugen, war die Freiheit der Jonier. Die Samier, Lesbier, Chier und alle Inselbewohner wurden sogleich in den Bund der Griechen aufgenommen, um sie hinfort vor der Herrschaft der Perser zu schützen. Die aber, welche auf dem festen Lande wohnten, zu vertheidigen, schien schwierig; daher schlugen die Peloponnesier vor, Asien überhaupt den Barbaren zu überlassen, und die Jonier nach dem eigentlichen Hellas in die Städte und Besitzungen derjenigen Griechen, die es mit den Persern gehalten hatten, zu versetzen. Allein die Athener verschmähten diese gefährliche Einmischung der Peloponnesier in die Angelegenheiten der Jonischen Colonien, und verwarfen den Vorschlag. Sie wollten als ein handelnder Staat nicht diese Ausgänge von Asien's Schätzen, und als ein schon auf Eroberungen sinnendes Volk nicht diese Zugänge zu Erwerbungen in Asien verlieren. Auch würde bei einer Verpflanzung dieser Städte Athen nicht so leicht ein Mittelpunkt für dieselben haben seyn können, wie es dies nachher wurde.

---

31. Gleichzeitiger Kampf der Sicilischen Griechen mit den Karthagern.

(480 v. Chr.)

Auch außer aller Verbindung mit dem Mutterlande fochten um dieselbe Zeit Griechische Städte zu ihrer Selbsterhaltung gegen einen andern Feind einen eben so glücklichen Kampf, nämlich in Sicilien. Daß dieses schöne und fruchtbare Eiland schon früh ein Hauptsitz Griechischer Niederlassungen und ein Schauplatz Griechischer Thätigkeit geworden war, ist schon erzählt (oben S. 269). In den Staaten desselben herrschten eben so, und fast noch häufiger als in dem eigentlichen Griechenland, unaufhörliche Kämpfe der verschiedenen staatsbürgerlichen Parteien, und ein rascher Wechsel von ganz freien Verfassungen und Tyrannenherrschaften. Die letzteren bestanden damals in den

meisten Sicilisch-Griechischen Staaten. Vor allen diesen Herrschern glänzte der weise Gelon, ursprünglich Tyrann von Gela. Allmählig Herr geworden der ganzen östlichen Küste von Sicilien, eines kleinen Theiles der nördlichen und des größern der südlichen, hatte er die Stadt Syrakus zum Mittelpunkt seiner Herrschaft gemacht, und sie durch Verpflanzung der angesehensten Einwohner aus mehreren anderen eroberten Städten vergrößert. Der Umfang seiner Macht, auf den schon jene den Griechen des Mutterlandes bei der Annäherung des Xerxes geschehenen großen Anerbietungen schließen lassen, zeigte sich auf das glänzendste in dem Erfolge, womit er um dieselbe Zeit einen großen und furchtbaren Angriff Karthago's vereitelte.

Dieser letztere Staat (oben S. 62) hat als Mittelpunkt eines ausgebreiteten Handelsverkehrs und als große Seemacht eine Zeitlang eine überaus glänzende Rolle in der Weltgeschichte gespielt. Die Verfassung von Karthago rechnen Aristoteles und Polybius zu den gemischten, und vergleichen sie mit der Spartanischen, der Letztere auch mit der Römischen. Vorherrschend war hier wie in Sparta das aristokratische Element. Wie in allen Republiken der alten Welt, welche sich über die Grenzen eines einzelnen Stadtgebiets hinauserstreckten, war auch in diesem Staate Eine Stadt das Haupt aller übrigen, und auch hier die Regierung in den Händen der Volksversammlung und eines Senats. Von letzterem war ein engerer Ausschuß, die Hundertmänner genannt, vorzüglich mächtig. Er bildete, wie es scheint, ein hohes Staats- und Polizeitribunal, das für die Aufrechthaltung der bestehenden Verfassung zu sorgen hatte *), und öfters mit grausamer Strenge handelte. Die an der Spitze des Staates standen, wie in Sparta die Könige, und in Rom die Consuln, hießen in Karthago Suffeten, auch hier zwei; die Dauer dieser Magistratur ist sehr ungewiß. Oefters verbanden sie mit ihrer Würde auch den Oberbefehl im Kriege **). Die Stadt war groß und schön, und ringsumher das Land herrlich angebauet; man sah die schönsten Gärten, Landhäuser, Weinberge Felder, Wiesen und Canäle, und der Hafen war beständig mit Schiffen angefüllt, denn die meisten Bürger nährten sich von Handel und Schifffahrt. Die Karthager hatten nicht nur in Nordafrica ein ausgebreitetes Gebiet, auch ihre Colonien und Besitzungen außerhalb die-

*) Heeren Bd. XIII, S. 127.

**) Kluge ad Aristot. de polit. Carthag. p. 91.

ses Erdtheils waren beträchtlich, und viele Phönicische gingen im Laufe der Zeit auf sie über. Sardinien, die Balearischen Inseln und Malta hatten sie ganz inne, auf der Sicilischen Küste gehörten ihnen mehrere Städte, und in Spanien war ihr Besitz nicht nur an der Küste, sondern auch im innern Lande ausgebreitet. Auch an der Westküste von Africa legten sie Handelsplätze an. Ein so reges, blühendes Leben hatte sich, schon vor den Zeiten des Cyrus, vom Orient her, jener Wiege der Menschheit und ihrer Bildung, auch über den westlichen Theil von Europa's milderer Zone verbreitet.

Die Absicht der Karthager, ihre Herrschaft in Sicilien auszubreiten, mußte sie nothwendig zu Kriegen mit den dortigen Griechen führen. Kein Zeitpunkt schien dazu günstiger, als der, wo Xerxes seinen Zug gegen Griechenland unternahm. Daß die Karthager von diesem Herrscher zu gemeinschaftlicher Mitwirkung aufgefordert waren, wie einige spätere Schriftsteller, aber nicht Herodot, erzählen, ist höchst unwahrscheinlich. Den Vorwand zum Angriffe gab ihnen der Tyrann Terillus, welcher, vertrieben von seiner Stadt Himera, nach ihrer Unterwerfung durch den Tyrannen Theron von Agrigent, sich nach Karthago geflüchtet hatte. Ihn wollten die Karthager wieder in seine Herrschaft zurückführen, allein ihre Rüstungen waren von solchem Umfange, daß man auf einen weit umfassendern Zweck schließen konnte. Sie verstärkten ihre Seemacht, und warben, nach ihrer Weise Krieg zu führen, ein Heer von Miethstruppen aus Africa, Spanien, Sardinien, Corsica und den Balearischen Inseln, so daß die Zahl dieser Truppen sogar auf 300,000 (gewiß höchst übertrieben) angegeben wird.

An der Spitze einer solchen Macht landete der Karthagische Feldherr Hamilkar in Sicilien, und belagerte Himera; Theron ersuchte den Gelon um Hülfe, und dieser sandte seinen Bruder Hiero mit zweihundert Kriegsschiffen den vereinigten Karthagischen und Etruskischen Flotten entgegen; Gelon selbst aber zog an der Spitze von zehntausend Mann schwer bewaffneten Fußvolks, zweitausend Reitern und einem großen Haufen leichtbewaffneter Sklaven dem Landheere der Agrigenter zu. Seine Truppen erkämpften zur See und zu Lande den herrlichsten Sieg; Hamilkar ward getödtet (480; nach Einer Nachricht am Tage des Treffens bei Thermopylä, nach Anderen, an dem von Salamis). Karthago mußte sich zum Frieden bequemen, nach welchem es zweitausend Talente Kriegskosten bezahlte, und seine Menschenopfer abzuschaffen versprach.

Gelon hatte durch diesen Sieg das Ansehen und Vertrauen, welches ihm seine milde und weise Verwaltung bei seinen Mitbürgern erworben hatte, noch stärker befestigt. Er erhielt davon bald darauf einen glänzenden Beweis. Er berief nämlich alle Syrakuser bewaffnet zur Volksversammlung, bestieg wehrlos die Rednerbühne, gab umständliche Rechenschaft von seiner Verwaltung des Staats in Krieg und Frieden, und legte sich und sein Schicksal in ihre Hände. Aber das Volk nannte ihn mit lautem Beifallruf Retter, Wohlthäter und König, und verlangte, daß er die Regierung behielte. Er starb im Jahre 477. Man ehrte sein Andenken durch den Gehorsam gegen seinen Bruder, den prächtigen und glanzreichen Hiero (st. 467), der auch Agrigent in das Bündniß mit Syrakus brachte, und entzog denselben erst dem dritten Bruder Thrasybul, dessen in einer zehnmonatlichen Regierung bewiesene Grausamkeiten keine Aehnlichkeit mit Gelon mehr ahnen ließen. In Syrakus und den übrigen Städten wurde nun die Volksregierung wieder eingeführt, Gelon's Name aber blieb noch in späten Zeiten den Syrakusern heilig.

---

32. Athen und Themistokles nach den Perserkriegen.

(478 — 477 vor Chr.)

Die großen Kämpfe, welche die Hellenen mit so glänzendem Ruhme bestanden hatten, mußten nothwendig auf ihr äußeres und inneres Leben einen höchst bedeutenden Einfluß haben. Die unermeßliche Beute an Gold und anderen Kostbarkeiten, welche der Sieg über die Perser den Staaten sowol als den Einzelnen verschaffte, veränderte gewiß schnell den Besitzstand und das vorige Maß von Reichthum und Wohlhabenheit; und das äußere Leben strebte der Höhe nach, zu welcher so glorreiche Kämpfe die Gemüther der Griechen erhoben hatten und dauernd erhoben. Denn so wie der einzelne Mensch die Erinnerungen seines vergangenen Lebens immer in sich trägt, so hatten auch die Griechen das Mittel zu finden gewußt, alles dieses Glorreiche in dem Bewußtsein ihres Volks zu erhalten; Vergangenheit und Gegenwart blieb bei ihnen immer in einem innern Zusammenhange, der den Geist ihrer folgenden Geschichte ganz eigenthümlich belebte.

Jenes Mittel bot ihnen die Religion dar, sie knüpfte diese Erinnerungen an die Verehrung der unsterblichen und nie alternden Götter.

Weil die göttliche Hülfe in den Augen der frommen Griechen das Hauptrettungsmittel aus der großen Noth gewesen war, so feierten sie die jährliche Wiederkehr jener Tage als heilige Feste, an welchen der Ruhm der Gefallenen durch den Mund großer Redner vor dem Volke immer neu verherrlicht ward. Durch diese Reden und durch Denkmäler aller Art blieben jene Großthaten dauernd im Gedächtniß der Menschen. Das Schlachtfeld bei Marathon — welches man noch in sehr späten Zeiten, als den nächtlichen Tummelplatz grauser gespenstischer Erscheinungen, mit abergläubischem Schauer betrachtete — fand Pausanias, ein Griechischer Reisebeschreiber (170 nach Chr.), noch mit den beiden Grabmälern, wovon das eine den gefallnen Athenern, deren Namen auf den hervorragenden Säulen zu lesen waren, das andre den Platäern und Sklaven gesetzt war; ein besonderes ehrte den Miltiades. Der Boden von Thermopylä war theils im Namen von ganz Griechenland durch die Amphiktyonen, theils von Privatpersonen mit Denkmälern geziert, mit Inschriften zu Ehren der „viertausend Peloponnesier, die hier wider dreitausendmal Tausend fochten," oder der dreihundert Spartaner, welche „Sparta's Gesetzen gehorchend" hier lagen. Leonidas' Gebeine selbst brachte der Feldherr Pausanias nach Sparta, wo jährlich zu seinem Andenken Reden gehalten wurden. Jedes Jahr feierten die Platäer das Andenken der bei Platää Gefallenen als ein Volksfest, wobei die Erstlinge aller Früchte den Schutzgöttern des Vaterlandes und den Manen seiner Helden geopfert wurden, und wobei kein Sklave einen Dienst thun durfte, weil hier Helden für die Freiheit gefallen waren. Dieselben Platäer bauten von den achtzig Talenten Silbers, welche sie bei der Vertheilung der Persischen Beute erhielten, der Athene einen prächtigen Tempel, und zierten ihn mit Gemälden, welche der Geschichtschreiber Plutarch noch sechshundert Jahre nachher in vollkommener Frische sah. Auch jene wichtigen und viel besuchten Oerter, wie der Tempel zu Olympia, der Isthmus, besonders aber der Tempel zu Delphi, erinnerten durch eine Menge von Denkmälern an diese große Zeit, in welcher die Hellenen sich ihres Namens stolzer bewußt worden waren.

Kein Staat hatte dieses Selbstgefühl in einem höhern Grade und mit größerem Rechte als Athen. Seine Kraft hatte dem Schrecken wie den Lockungen der Barbaren am herrlichsten widerstanden; nun entfaltete sich aber auch in ihm der im Sturm des Kampfs gepflanzte und mit dem Blute der Barbaren befruchtete Keim eines neuen Le-

bens und Berufs in thatenreicher Fortentwicklung. Es war der große und schöpferische Geist des Themistokles, der auch ferner mit jener Weisheit, Gewandtheit und Tüchtigkeit, welche er während des Perserkrieges gezeigt hatte, das begonnene Werk weiter zu führen wußte.

Während die Athener, nach ihrer in einen Schutthaufen verwandelten Stadt zurückgekehrt, nur auf die Wiedererbauung ihrer Häuser bedacht waren, richtete Themistokles seinen Blick, wie immer, auf das Allgemeine und Zukünftige. So wehrlos, wie es jetzt da stand und vorher gestanden hatte, war Athen dem Ueberfall eines jeden Feindes bloßgestellt. Und wie leicht konnte die jetzt so hoch gesteigerte Eifersucht Sparta's nicht zum Ausbruch kommen! Dies erwägend bewirkte Themistokles einen Volksbeschluß, daß alles andre Bauen so lange verschoben werden sollte, bis eine feste und zugleich erweiterte Mauer um die Stadt vollendet wäre.

Diese Anstalten entgingen den eifersüchtigen Blicken der lauernden Nachbarn nicht. Die Dorischen Aegineten, deren Feindschaft gegen Athen nach dem Verschwinden der allgemeinen Gefahr sogleich wieder hervortrat, gaben den Spartanern Nachricht davon, und diese machten sogleich bei den Athenern Vorstellungen dagegen, weil „man durch solche Mauern, im Fall eines fremden Angriffs, dem Feinde nur einen festen Waffenplatz gebe, dergleichen im letzten Kriege Theben den Persern geworden sey."

Die Athener, jetzt nicht auf einen Krieg mit der ganzen Macht des Peloponnes gefaßt, versprachen, nach des Themistokles Rath, nächstens Gesandte mit befriedigender Auskunft deshalb nach Sparta zu schicken. Unterdeß baueten sie aber mit großem Eifer fort; die freien Bürger mit ihren Weibern und Knaben legten mit den Sklaven vereint Hand an, so daß nachmals die Mauer, durch die eingefügten Trümmer aller Art von den zerstörten Gebäuden, die Spur der Eil trug, womit sie aufgeführt war. Themistokles ging selbst als Abgesandter nach Sparta, zögerte aber dort mit der abzugebenden Erklärung, und entschuldigte dies mit dem Ausbleiben seiner Mitgesandten, die noch durch Geschäfte verhindert würden. Diese Zögerung hatte er selbst dringend angerathen, um den Bau indeß fördern zu können. Indeß kamen immer neue Nachrichten von der wachsenden Höhe der Mauern, Themistokles jedoch läugnete noch immer, und forderte die Spartaner auf, selbst Gesandte nach Athen zu schicken. Dies geschah, aber die Athener hielten diese Abgeordneten, nach des Themistokles

Anweisung, als Unterpfand für ihn und seine beiden Mitgesandten, Aristides und Abronychus, fest. Denn diese Letzteren waren indeß in Sparta angekommen, und hatten die Nachricht mitgebracht, daß die Mauer bereits eine hinlängliche Höhe erreicht habe. Nun erklärte Themistokles den Spartanern mit aller Freimüthigkeit eines Athenischen Bürgers: „er höre jetzt mit Vergnügen, daß Athen für seine Sicherheit hinlänglich befestigt sey. Die Athener wären auch vollkommen im Stande zu entscheiden, was ihnen selbst sowol als dem gemeinen Besten fromme. Sie hätten ohne Zuziehung der Spartaner Entschlossenheit genug gehabt, ihre Stadt zu verlassen und zu Schiffe zu gehen, als sie es für dienlich gehalten; und so scheine es ihnen jetzt wiederum dienlich, die Stadt mit einer Mauer zu umgeben, sowol zum Heil der eignen Bürger als aller Bundesgenossen. Ein solches Gleichgewicht sey durchaus erforderlich, und entweder müßten alle Bundesgenossen offne Städte haben, oder auch die Athener müßten Mauern haben dürfen." Die Spartaner sahen sich überlistet, und verbargen klüglich ihren Verdruß. Sie entließen die Athenischen Gesandten, worauf auch die ihrigen zurückkehrten.

So war also für Athen's Sicherheit im Fall eines Landkrieges gesorgt. Dabei aber blieb des Themistokles rastloser Geist nicht stehen. Stets behielt er sein großes Ziel im Auge, die Hegemonie Athen's auf dem Meere, zu welcher er durch die Schlacht von Salamis den Grund gelegt hatte. Zur Sicherung der dazu erforderlichen Seemacht gehörte vorzüglich ein fester und geräumiger Hafen, und die Bucht Piräeus bedurfte nur einer geringen Nachhülfe menschlicher Kunst, um der schönste und größte von ganz Griechenland zu werden. Da es aber bedenklich war, diesen Vorschlag öffentlich vorzutragen, weil er dann bald zur Kunde der eifersüchtigen Spartaner gekommen seyn würde, so forderte Themistokles das Volk auf, zwei Männer, zu denen es das größte Vertrauen habe, auszuwählen, damit er Diesen seinen Plan vortragen könne. Das Volk wählte Aristides und Xanthippus, weil sie nicht bloß einsichtsvoll waren, sondern auch politische Gegner des Themistokles. Beide erklärten nun zwar, der ihnen vorgelegte Plan sey nicht allein heilsam für die Stadt, sondern auch leicht ausführbar, aber das durch den geheimnißvollen Betrieb dieser Angelegenheit mißtrauisch gewordene und für seine Freiheit besorgte Volk verlangte vorher noch Mittheilung an den Rath. Erst als dieser eben

so wie jene Beiden urtheilte, gab es dem Themistokles Vollmacht, seinen Plan auszuführen.

Er that es wieder nach gewohnter Weise so rasch, daß die Spartaner kaum Zeit gehabt haben würden, sich zu widersetzen, wenn sie auch den Vorstellungen des Themistokles von dem Nutzen für ganz Griechenland, einen so festen und sichern Hafen zu haben, im Fall die Perser noch einmal wiederkommen sollten, kein Gehör hätten geben wollen. Sie mußten daher abermals ruhig zusehen, wie sich Mauern erhoben, noch fester als die der Stadt, wodurch Athen vom Lande wie vom Meere her fast unangreifbar wurde. Ueberdies bewog Themistokles das Volk zu dem Beschluß, jährlich eine bestimmte Anzahl neuer Schiffe zu bauen, und traf noch einige Einrichtungen, wodurch er viele Fremde in die Stadt lockte, welche Athen mit Handwerkern aller Art, und mit den hinlänglichen Matrosen versehen sollten. Diese nachmals in Athen sehr zahlreich gewordenen Schutzverwandten (μέτοικοι) lebten frei, aber ohne alle staatsbürgerliche Rechte.

---

33. Athen's Hegemonie. Letzte Schicksale des Pausanias und des Themistokles.

Während auf diese Weise des Themistokles großer Geist der Stadt Athen ihren Beruf vorzeichnete, und ihr den Weg zu einer neuen Größe ebnete, mußte Sparta dagegen von seiner alten und gewohnten Höhe herabsteigen, oder doch wenigstens den ersten Rang in der Meinung der Nation mit einem andern Griechischen Staate theilen. Zwar that es den Vorschlag, jeden Staat, der nicht wider die Perser gefochten, von dem Amphiktyonenbunde auszuschließen, wobei es vorzüglich auf die mächtigen Thebaner und Argiver abgesehen war, nach deren Verdrängung Sparta in dieser Versammlung ein noch viel größeres Gewicht zu erhalten hoffte; doch auch hier trat ihm Themistokles entgegen und vereitelte seine Zwecke.

Aber noch viel schädlicher wurde den Spartanern ein Mann aus ihrer eignen Mitte, Pausanias, der Sieger von Platää. Dieser war an der Spitze der verbündeten Flotte, die jetzt noch die Spartanische Oberleitung anerkannte, in Verbindung mit dem Atheniſchen Geschwader, welches Aristides und Cimon, der Sohn des Miltiades, befehligten, ausgesegelt, um die Inseln und die Küsten am Hellespont von

den Persern vollends zu reinigen. Mit leichter Mühe wurden die Barbaren aus der Insel Cypern und aus Thracien vertrieben, und Byzanz (S. 268) ward erobert. In der letztern Stadt bekam man viele der vornehmsten Perser, sogar Verwandte des Königs, gefangen.

Trotz aller dieser Siege ward Pausanias aber in einem andern Betracht von den Persern selbst besiegt. Die hohe Gewalt eines Persischen Königs, die sich noch in seinen Stellvertretern, den Satrapen, so glänzend abspiegelte; die Pracht, die Lebensgenüsse, welche man in der Siegesbeute so anschaulich hatte kennen lernen, — alles dieses stellte allmählig in den Augen des Pausanias die Einfachheit und Aermlichkeit der Spartanischen Lebensweise, und besonders die durch die Ephoren beschränkte königliche Macht, deren Verweser er überdies nur war, in einen starken Schatten. Treue und Vaterlandsliebe wichen den Lockungen jener Fülle des Genusses und der Begierde nach Herrschaft so sehr in ihm, daß er sich sogar durch den Erbfeind Griechenland's, durch Persien, in den Besitz der ersehnten Güter setzen wollte. Er sandte dem Xerxes die in Byzanz gemachten Gefangenen zurück, und schrieb ihm zugleich, daß er die Absicht habe, seine Tochter zu heirathen, und ihm ganz Hellas zu unterwerfen. Nichts konnte dem Xerxes erwünschter kommen als ein solches Anerbieten. Er befahl dem Satrapen Artabazus, die Unterhandlungen mit dem Pausanias fortzusetzen, und schmeichelte ihm auf alle Weise. Der Unbesonnene ward dadurch so berauscht, daß er alle Schranken der Mäßigung und Klugheit überschritt. Als ob er schon Persischer Satrap wäre, ließ er sich von Medischen und Aegyptischen Trabanten begleiten, richtete Tafel und Kleidung nach Persischer Sitte ein, und behandelte die Griechischen Bundesgenossen mit Härte und Uebermuth.

Dies erregte allgemeine Unzufriedenheit. Die Peloponnesischen Bundesgenossen segelten nach Hause, die von den Inseln und aus Ionien aber, die Stammgenossen der Athener, boten dem Aristides die Oberanführung an, und übergaben sich dem Schutze Athen's *). Sparta rief zwar den Pausanias zurück, und schickte den Dorcis an dessen Stelle, aber es war zu spät. Die Milde und Leutseligkeit des Aristides und Cimon hatten einen unvermerkten aber desto sicherern

*) Der Anfang dieser Athenischen Hegemonie wird von den Meisten in das Jahr 470, von Andern aber richtiger schon drei Jahre nach der Schlacht bei Salamis, 477, gesetzt. Die ganze Chronologie dieser nächsten Jahrzehende nach dem Perserkriege ist dunkel, und voll von Schwierigkeiten.

Sieg davon getragen. Die Spartaner verschmerzten diesen Verlust ihres vorigen Einflusses ohne Mühe; theils fürchteten sie wol bei anderen ihrer Bürger, die in der Fremde und im Besitz einer großen Macht waren, ähnliche schlimme Folgen wie beim Pausanias; theils mochten sie, des Persischen Krieges müde, die Athenische Macht und Geschicklichkeit zur See auch der Hegemonie auf diesem Elemente für würdiger halten. Die Athener ihrerseits zeigten in der Benutzung ihres neuen Vortheils anfangs viele Behutsamkeit. Zum Versammlungsort der Verbündeten wählte Aristides nicht Athen, sondern die Insel Delos, welche wegen ihres berühmten Apollotempels und der dort gefeierten Feste allen Griechen als heilig galt. Der dortige Tempel sollte zugleich Schatzhaus seyn für die Summen, welche von den Bundesgenossen zur Fortsetzung des Krieges gegen Persien beigetragen werden mußten. Aristides erhielt zuerst das Amt eines Schatzmeisters dieser Gelder, und vertheilte diese Steuer, welche im Ganzen vierhundert und sechzig Talente betrug, auf die einzelnen Staaten. Die ihm eigenthümliche Gerechtigkeit, Besonnenheit und Uneigennützigkeit *), welche er dabei bewies, trugen nicht wenig dazu bei, das ganze Verhältniß in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen.

Indeß hatte sich Pausanias in Sparta durch sein Ansehn und sein Geld von der Hauptanklage wegen seiner Unterhandlungen mit Persien frei zu machen gewußt. Bald darauf aber schiffte er eigenmächtig wieder nach dem Hellespont, und knüpfte seine Unterhandlungen mit dem Xerxes wieder an. Er wurde zum zweitenmale zurückberufen, aber obgleich man nun schon deutlichere Spuren seines kühnen und verrätherischen Ehrgeizes hatte, da man sogar wußte, daß er durch das Versprechen der Freiheit die Heloten aufzuwiegeln trachtete, so wagten die Ephoren, aus Mangel eines bestimmten Zeugnisses, doch noch nicht, ihn anzutasten. Endlich lieferte ihnen ein Vertrauter des Pausanias einen Brief in die Hände, welchen er dem Artabazus hätte bringen sollen, und verschaffte ihnen sogar Gelegenheit, einem Gespräche

*) Indeß gehören die großen Lobeserhebungen seines Verfahrens gewiß einer spätern Zeit an, wo diese Beiträge so sehr erhöhet wurden, daß man die Zeiten des Aristides für die glücklichen hielt. Denn es mochte doch diese neue Last, auch im Anfange, den Völkern nicht sonderlich gefallen; daher auch Pausanias, indem er vom Miltiades an bis auf Philopömen, die um das ganze Griechenland verdienten Männer aufzählt, vom Aristides sagt, er habe durch die Einführung des Tributs seinen Ruhm befleckt.

zwischen ihm und dem Pausanias heimlich zuzuhören, in welchem dieser sich über seine Persischen Angelegenheiten ganz offen äußerte.

Jetzt vollkommen unterrichtet, wollten die Ephoren sich seiner Person bemächtigen, aber Pausanias, durch Freunde gewarnt, entsprang nach dem Tempel der Minerva. Man konnte nichts thun, als ihn durch Verschließung des Tempels aushungern, weil die Religion verbot, selbst den Schuldigen einem solchen Zufluchtsorte mit Gewalt zu entreißen. Erst als er dem Tode schon nahe war, zog man ihn, damit sein Leichnam das Heiligthum nicht beflecke, aus dem Tempel hervor, worauf er sogleich verschied. Seinen Körper wollten die Spartaner anfangs in die Grube stürzen, in die man die Missethäter zu werfen pflegte, aber, durch ein Orakel nachmals ermahnt, scharrten sie ihn zuletzt da ein, wo er gestorben war (469).

Es gelang den Spartanern überdies, in diesen Sturz des Pausanias einen Mann zu verwickeln, in welchem sie noch stets ihren gefährlichsten Feind erstehen zu sehen fürchteten, den Themistokles nämlich, welcher damals schon seinen Gegnern hatte weichen müssen, und Athen zu verlassen gezwungen worden war. Denn durch die Vollendung einer solchen That, wie die Erhebung seiner Vaterstadt war, hatte sich dieser große Mann über das Maß der Gleichheit erhoben, welches der demokratische Geist Athen's von keinem Bürger überschritten wissen wollte. Seit den Perserkriegen war das Volk noch allgemeiner von diesen demokratischen Gesinnungen durchdrungen als vorher, weil in jenem Kampfe, der mit den Kräften Aller ausgefochten worden, auch Alle das Daseyn dieser ihrer Kräfte und die Nothwendigkeit derselben für das Ganze inniger und stärker gefühlt hatten. Jeder Vorzug, den ein Einzelner verdiente oder begehrte, schien eine Störung dieses Gefühls. Als Miltiades einst in der Versammlung einen Kranz von Oelzweigen verlangte, rief man ihm zu: „Wenn du allein kämpfend die Barbaren besiegen wirst, wirst du auch allein geehrt werden." — Auch auf die Verfassung hatten die Fortschritte dieses Sinnes Einfluß, zum Nachtheil des von Solon bezweckten Gleichgewichts. Denn in dieser Zeit erhielten auf den Antrag des Aristides alle Bürger, ohne Unterschied des Vermögens, Antheil an den höheren Staatsämtern, von welchen nach der ursprünglichen Solonischen Einrichtung die vierte Classe ausgeschlossen war.

Für ein so gesinntes Volk mußte Themistokles, dessen ganzes Staatsleben eine stete Erinnerung an seine Verdienste war, Gegenstand der

Furcht und Eifersucht werden. Hiezu kam der Unmuth vieler vornehmen Geschlechter, die im Drange des Krieges ihrer Reichthümer, und also auch ihres Ansehns, verlustig gegangen waren, und nun ungern Andere, wie vor Allen den Themistokles, mit neu erworbenen Schätzen und neu erworbenem Ansehn glänzen sahen. Es hatten daher Einige von ihnen schon vor der Schlacht bei Platää eine Verschwörung gemacht, die Volksherrschaft umzustürzen, oder sich und den Staat den Persern zu übergeben, welche damals durch des Aristides Wachsamkeit vereitelt worden war. Außer diesen gab es endlich Männer, die, wie Cimon, verschiedene Ansichten über die Zwecke hatten, welche der Staat besonders in Beziehung auf Persien und Sparta zu verfolgen habe. So vielen vereinigten feindlichen Kräften mußte Themistokles unterliegen. Er wurde durch den Ostracismus verbannt (471), und hielt sich seitdem in Argos auf.

Dorthin verfolgte ihn die Anklage der Spartaner, er habe Antheil an der Verrätherei des Pausanias gehabt. Zwar hätte es den Athenern genügen sollen, was Themistokles gewiß mit Wahrheit auf diese Beschuldigungen erwiederte: zu herrschen habe er immer gesucht, aber sich beherrschen zu lassen, dazu sey er weder fähig noch geneigt, und nimmer würde er sich mit dem ganzen Griechenland den Barbaren Preis geben. Allein seine persönlichen Feinde drangen durch; es wurde beschlossen, ihn gefangen nach Athen führen zu lassen und vor Gericht zu stellen. Dieser Gewaltthat entzog sich Themistokles durch Flucht zu den Korcyräern, welche aber den Zorn Athen's und Sparta's zu sehr fürchteten, und ihn nach Epirus schafften. Auch dort verfolgt, beschloß er zum Admetus, dem Könige der Molosser, der nicht sein Freund war, seine Zuflucht zu nehmen. Er fand ihn nicht zu Hause, setzte sich aber, auf den Rath der Fürstin, mit dem Kinde derselben als ein Flehender an den Heerd, und erwartete den König. Als dieser ankam, sicherte er gerührt dem edlen Flüchtling seinen Schutz zu, und hielt sein Wort, auch als die Athener und Spartaner seine Auslieferung forderten. Er entließ ihn erst, als Themistokles selbst den Entschluß faßte, zum Könige von Persien zu gehen. Von Ephesus aus meldete er diesem *) seine Schicksale, und berief sich auf die Wohl-

---

*) Ob es Xerxes war, oder dessen Nachfolger Artaxerxes, wußten schon die Alten nicht mehr mit völliger Bestimmtheit. Da Themistokles höchst wahrscheinlich im Todesjahre des Xerxes nach Asien kam, so ist die Verschiedenheit der Nachrichten sehr erklärlich.

thaten, die er dem Xerxes in der Noth erzeigt, und nachdem er während eines Jahres sich mit der Persischen Sprache und Sitte hinlänglich bekannt gemacht hatte, begab er sich persönlich nach Susa.

Er fand beim Könige eine gute Aufnahme, und erhielt nach Persischer Sitte die Einkünfte dreier Städte angewiesen: Magnesia zum Brote, Lampsakus zum Wein und Myus zum Gemüse. Im Besitze dieser Güter lebte er noch einige Zeit, und starb endlich zu Magnesia, nach Einigen an einer Krankheit; Andere aber erzählen, er habe selbst sein Leben durch Gift geendet. Denn früher habe er dem Könige verheißen, ihm Hellas zu unterwerfen, nun aber, an die Erfüllung gemahnt, habe es ihm unausführbar geschienen, und er habe nicht zum Vaterlandsverräther werden wollen. Daß die Liebe zum Vaterlande nie in ihm erloschen war, scheint auch die Erzählung zu bestätigen, daß er seinen Angehörigen befohlen, seine Gebeine nach Attika zu bringen. Gewiß hat er auch in Asien, seinem frühern Leben gemäß, klug und würdig gedacht und gehandelt, er, von dem Thucydides sagt: durch die bloße Kraft seiner geistigen Natur, ohne künstliche Ausbildung, war er der Fähigste, immer im Augenblick das Rechte zu finden, und in der Zukunft das Kommende zu sehen *).

---

34. Cimon's Staatsverwaltung.

Cimon, der Sohn des Miltiades, hatte sich schon früh neben Männern wie Themistokles und Aristides durch seine Geburt sowol als durch seine Fähigkeiten den Augen des Volks bemerkbar zu machen gewußt. Als Themistokles bei dem Einfalle der Perser in Attika vorschlug, den Staat auf die Schiffe zu retten, und das Volk anfangs darüber in Bestürzung gerieth, ging Cimon zuerst mit seinen Freunden in den Tempel der Athene, und hing dort einen Zügel auf, zum Zeichen daß man jetzt keiner Reiterei bedürfe. Eben so trug, wie wir schon bemerkten, seine Freundlichkeit und Gewandtheit neben des Aristides Gerechtigkeit dazu bei, den Athenern die Anführung der Bundesgenossen zu verschaffen, so daß er an dieser Erhebung seiner Vaterstadt keinen unbedeutenden Antheil hatte. Seit der Entfernung des The-

*) Themistokles starb als ein Mann von fünf und sechzig Jahren. Sein Todesjahr aber ist höchst ungewiß. Einige setzen es schon 466, Andere erst 449, wo auch Cimon starb, gegen den er eben die Perser habe vertheidigen sollen.

mistokles stand Cimon als der Einflußreichste an der Spitze des Athenischen Staats. Denn auch Aristides war gestorben (wahrscheinlich im J. 468) und in so großer Dürftigkeit, daß der Staat die Kosten seines Leichenbegängnisses übernehmen mußte. Dankbar sorgten die Athener für den Unterhalt seiner Familie.

Cimon stimmte in seinen politischen Ansichten keinesweges mit dem Themistokles überein. Zwar trachtete er, die Gunst des Volkes auf alle Weise und besonders durch große Freigebigkeit zu gewinnen. Wohin er ging, folgten ihm Sklaven mit Geldbeuteln, um die Bitten der Hülfsbedürftigen auf der Stelle befriedigen zu können. Oft mußte einer seiner Begleiter auf der Straße sein Pallium (Obergewand) abnehmen, und es einem armen Bürger schenken, dem es daran gebrach. Er ließ die Umzäunungen seiner Gärten wegnehmen, damit Jeder die Früchte genießen könne, und hielt für die Bürger seines Stammes täglich offene Tafel. Aber dem Uebergewichte des Volkes in der Staatsregierung strebte er nach Kräften entgegen, und suchte die ursprüngliche Solonische Verfassung zu erhalten, die sich, gegen die damals herrschende und immer mehr wachsende Richtung gehalten, einigermaßen aristokratischen Grundsätzen näherte, also Spartanischen Einrichtungen, für welche Cimon sehr eingenommen war. Hierin sprachen sich seine Ansichten über die Verfassung und das Innere aus; in den Verhältnissen nach Außen aber trachtete er die stets regsame Thätigkeit der Griechen fortwährend gegen Persien zu richten, und deshalb unter den Griechischen Staaten, besonders zwischen Athen und Sparta, als den beiden sich gegenseitig ergänzenden Hauptkräften des Ganzen, einen sichern und festen Frieden zu erhalten.

Diesen letztern Zweck, den Krieg mit Persien, scheint Cimon besonders mit Liebe und mit der ganzen Kraft seines Lebens verfolgt zu haben, und auf diesem Schauplatze verrichtete er herrliche Thaten. Die erste derselben war die Eroberung der Stadt Eion an der Thracischen Küste, welche ein Persischer Kriegshaufe noch besetzt hielt, der sich, von Cimon belagert, bis zur Verzweiflung wehrte. Endlich, nachdem ihn Cimon durch das Abschneiden aller Zufuhr in die äußerste Noth gebracht hatte, ließ der Persische Befehlshaber die Stadt anzünden, und stürzte sich mit seinen Angehörigen und seinen Schätzen in die Flammen. Viele der Barbaren kamen dabei um. Drei Ehrensäulen, welche die Athener in ihrer Stadt dem Cimon errichteten, verkündeten durch ihre Inschriften noch späten Nachkommen diese Be-

gebenheit. Die Athener erhielten hier einen fruchtbaren Landstrich, wo sie nachmals Amphipolis gründeten. Auch die Insel Scyrus, die ein Raubnest für Seeräuber war, eroberte Cimon. Hier entdeckte er zugleich das Grabmal des Theseus, und brachte, einem Orakelspruche zufolge, den Aschenkrug des alten Athenischen Heros (oben S. 186) auf einem eignen, prächtig verzierten Schiffe nach Athen.

Aber glänzender als alles dieses, war der Sieg am Eurymedon in Pamphylien, welchen Cimon über die Perser davon trug (470 v. Chr.; Ol. 77, 3.). Xerxes, der unter den Ränken und Wollüsten des Harems die Regierung seines Staats aus den Augen verlor, hatte wenig kräftige Maßregeln ergriffen, den Fortschritten der Griechen ein Ziel zu setzen. Nur da Cimon auch in Karien und Lycien mit vielem Glück angriffsweise verfuhr, viele Städte eroberte und die Persischen Besatzungen vertrieb, scheinen die Perser aufmerksam geworden zu seyn. Sie versammelten am Eurymedon ein Landheer und eine Flotte, und nahe bei der Mündung dieses Flusses kam es zu einer blutigen Schlacht, in der abermals Griechische Gewandtheit über Persische Schwerfälligkeit siegte. Nachdem Cimon die Flotte geschlagen, landete er mit großer Kühnheit im Angesichte des Feindes. Das Persische Landheer schlug sich zwar tapfer und hartnäckig, endlich aber wandte es sich nach großem Verluste zur Flucht, und ließ eine reiche Beute zurück. Nach dieser glorreichen Schlacht, in welcher ein Feldherr an einem Tage zwei feindliche Heere zu Wasser und zu Lande zugleich besiegt hatte, wandte sich Cimon nordwärts, und entriß den Persern auch noch den Schlüssel zu Europa, den Thracischen Chersonnes. Durch alle diese Schläge ward die Persische Macht zur See und zu Lande so gelähmt, daß seit dieser Zeit kein Persisches Schiff westwärts über die Chelidonischen Inseln, oder die Cyanischen Berge am Pontus Euxinus, hinaussegelte, und keine Persischen Truppen in der Weite einer Tagereise zu Pferde sich dem Meere näherten. Dies war wol nur stillschweigende Anerkennung der Griechischen Uebermacht von Seiten Persien's; indeß sahen Mehrere es für Bedingungen eines wirklich geschlossenen Friedens an, welchen man den Cimonischen nennt, weil die Siege dieses Feldherrn ihn den Persern abgezwungen haben sollen *).

So furchtbar hatten sich die Athener den Feinden gemacht, aber

*) Ueber die Gründe gegen die Annahme dieses Friedens s. m. besonders Dahlmann in den Forschungen auf dem Gebiete der Gesch. Bd. I. Uebrigens setzt Plutarch denselben nach der Schlacht am Eurymedon, Diodor aber zwanzig Jahre später, bei Cimon's Tode.

auch zu gleicher Zeit ihren Freunden, den Bundesgenossen, welche zu allen diesen Siegen das ihrige beigetragen hatten. Denn jene Gleichheit, worauf es anfänglich bei der Verbindung der Inselbewohner und Asiatischen Griechen mit den Athenern angelegt war, verschwand allmählig, und das Verhältniß Athen's zu denselben ward immer mehr und mehr das einer Oberherrschaft *). Die gemeinschaftlichen Berathschlagungen, die zu Delos gehalten werden sollten, wurden durch bloße Verordnungen und Befehle von Athen aus ersetzt, die Beiträge mit Zwang und Härte eingetrieben, und wer widerspenstig seyn wollte, erblickte an der Insel Naxos ein abschreckendes Beispiel. Sie hatte den Versuch gemacht, abzufallen, war aber durch eine förmliche Belagerung zur völligen Unterwerfung gezwungen worden (466). Eine ähnliche Behandlung erfuhren auch die Bewohner der Insel Thasus. Sie verlangten ihre in Thracien liegenden Goldgruben von den Athenern zurück, und griffen, als diese sich weigerten, zu den Waffen. Sie kämpften tapfer, und der Krieg dauerte drei Jahre (465—463); aber am Ende wurden sie völlig besiegt, mußten ihre Schiffe ausliefern, ihre Mauern niederreißen, und ihren Besitzungen auf dem festen Lande entsagen.

Diese verschlimmerte Lage der Bundesgenossen war im Grunde die Folge ihrer eignen Unklugheit. Aus Trägheit und Bequemlichkeit waren sie bald des beschwerlichen Seedienstes müde geworden, und hatten deshalb den listigen Vorschlag des Cimon, statt der von ihnen zu stellenden Schiffe und Bemannung sich mit Gelde abzufinden, gern angenommen. Sie merkten nicht, daß sie dadurch unkriegerisch wurden, und den Athenern, die von diesem Gelde Schiffe bauen ließen, und sie mit ihren eigenen Leuten bemannten, die volle Gewalt über sich in die Hände lieferten, bis endlich der immer höher steigende Druck und die Vergeblichkeit aller Versuche, sich zu befreien, ihnen ihre Ohnmacht zeigte. Nun blieb ihnen nichts mehr übrig, als von fremder Hülfe Rettung zu erwarten, und sie blickten mit Sehnsucht auf Sparta, dessen alte Eifersucht mit der steigenden Macht Athen's wieder neue

---

Der letztere Schriftsteller fügt den obigen Bedingungen auch noch die Unabhängigkeit der Griechischen Städte in Asien bei, aber es läßt sich beweisen, daß die Perser diese Städte immer als die ihrigen in Anspruch nahmen.

*) In einer Rede beim Thucydides entschuldigt sich ein Athener hierüber damit, daß es nicht Unrecht gewesen, Diejenigen zu beherrschen, die ehemals unter dem Persischen Könige gestanden, oder mit demselben gegen Athen ausgezogen wären, so daß sie nicht bloß selbst die Knechtschaft geduldet, sondern dieselbe auch ihnen hätten bringen wollen.

Stärke bekam. Der wachsende Haß zwischen den beiden Hauptmächten Griechenland's ließ zuletzt einen Ausbruch vorhersehen, und dem Cimon mußte die Durchführung seiner politischen Grundsätze in Athen immer schwieriger werden.

---

35. Perikles und Cimon.

Der Geist und die Absichten des Themistokles, die bisher durch Cimon's und der Gleichgesinnten Bemühung zurückgedrängt worden waren, fingen an, in einer vergrößerten und verschönerten Gestalt wieder aufzuleben in dem Perikles. Dieser, ein Sohn des Xanthippus, des Siegers bei Mykale, war durch seine Geburt auf das Streben nach Bedeutung im Staate hingewiesen, und von der Natur mit hohen Fähigkeiten dazu ausgerüstet. Die Lehren des damals nach Athen gekommenen Philosophen Anaxagoras, dessen Unterricht Perikles genoß, entwickelten diese Anlagen trefflich, erhoben die Würde seiner Gesinnung, und vermehrten seine Einsicht. Auch dienten sie ihm zur Ausbildung einer unwiderstehlichen Beredsamkeit, deren Kraft seine Zeitgenossen mit dem Donner und Blitz verglichen, und die, als das frische Erzeugniß der immer höher steigenden Ausbildung der Sprache, die Zuhörer bezauberte. Zuerst nahm er nur an kriegerischen Unternehmungen Theil, später wandte er sich zu den Staatsgeschäften, und mit so großem Eifer, daß man ihn fortan nie mehr auf einem andern Wege sah, als auf dem zum Rathhause, daß er nie mehr bei Gastmählern und ähnlichen Festlichkeiten erschien.

Perikles trat mit Grundsätzen und Zwecken auf, welche, wie schon angedeutet, denen des Cimon gerade entgegengesetzt waren. Sein erstes und wichtigstes Unternehmen in dieser Hinsicht war ein Angriff auf den Areopagus, diesen stärksten Stützpunkt der aristokratischen Partei, für deren Haupt Cimon galt. Wenn die Verfassung zu einer völligen Demokratie umgebildet werden sollte, in welcher Perikles die Sicherheit fand, durch die Macht seiner Talente ungestört zu regieren, so mußte die Macht jenes Gerichtshofes gebrochen werden. Perikles wählte zur Ausführung dieses wichtigen Planes eine Zeit, wo Cimon an der Spitze des Heeres in Thracien abwesend war, und nun ließ er, klug genug nicht selbst vorzutreten, durch einen gewissen Ephialtes*)

*) Dieser, dessen Uneigennützigkeit und Vaterlandsliebe die alten Geschichtschreiber ein gutes Zeugniß geben, wurde von den Aristokraten nachmals umgebracht.

bei dem Volke darauf antragen, dem Areopagus die Verwaltung der wichtigsten Angelegenheiten zu nehmen, wohin auch die des öffentlichen Schatzes gehörte. Das Volk stimmte bei, und der Areopagus dauerte seit der Zeit nur noch als ein Gerichtshof fort. Dieser Sieg der Volksfreunde führte auch den Sturz des Cimon herbei, der, zurückgekehrt, seinen Unmuth über diese Vorfälle nicht verhehlte, und bald darauf durch eine mit seinen Staatsgrundsätzen zusammenhängende Begünstigung Sparta's seinen Gegnern eine Veranlassung gab, alle Leidenschaften des Volks gegen ihn in Bewegung zu setzen.

Ein fürchterliches Erdbeben hatte nämlich Sparta um diese Zeit an den Rand des Verderbens gebracht. Fast die ganze Stadt war zerstört, und an zwanzigtausend Menschen waren dabei umgekommen. Dieses plötzliche Unglück nahmen die Tausende von Heloten und Messeniern, die in einer drückenden Knechtschaft lebten, als eine Gelegenheit wahr, ihr unerträgliches Joch abzuschütteln, sie bewaffneten sich und gingen auf Sparta los. Die Gefahr war groß, aber die Besonnenheit des Königs Archidamus rettete die Stadt. Gleich bei dem Erdbeben hatte er einen solchen Aufstand gefürchtet, und daher die Schlachttrompete blasen lassen, als ob ein Feind in der Nähe wäre; auf dieses Zeichen versammelten sich sogleich die zum strengsten Gehorsam gewöhnten Bürger auf dem Markte, und stellten sich in Schlachtordnung. Die Aufrührer kehrten bei diesem Anblick bestürzt zurück, bemächtigten sich aber des festen Ithome, dessen starke Mauern ihnen bei dem Ungeschick der Spartaner zu Belagerungen einen langen Schutz versprachen.

In dieser Noth riefen die Spartaner ihre sämmtlichen Nachbarn um Hülfe an, und sogar die Athener, weil diese in der Belagerungskunst für die Erfahrensten gehalten wurden. In Athen war Ephialtes mit seiner Partei natürlich dagegen, allein Cimon stimmte das Volk zu dem entgegengesetzten Beschlusse; man müsse Griechenland, sagte er, nicht des einen seiner Füße berauben und hinkend machen. Ein Heer, von ihm selbst geführt, ward nach dem Peloponnes gesandt, aber der gegenseitige Stammhaß vereitelte Cimon's gute Absichten. Die Belagerung von Ithome zog sich in die Länge, und die Spartaner fingen an zu fürchten, es möchten sich die Athener bei ihrer bekannten Geschäftigkeit und Gewandtheit wol gar mit den Heloten und Messeniern verstehen. Dies brachte sie dahin, sie unter dem Vorwande, daß sie ihrer nicht mehr bedürften, zu entlassen, während die übrigen Bundesgenossen blieben.

In Athen erregte diese schimpfliche Zurücksendung den bittersten

Unwillen; der langverhaltene Groll brach hervor, das Volk hob sogleich den mit Sparta während der Perserkriege gemachten Bund auf, und schloß eine Verbindung mit Argos, dem Erbfeinde Sparta's. Cimon, mit dem Spottnamen Lakonenfreund belegt, wurde bald darauf von dem erzürnten Volke durch den Ostracismus auf zehn Jahre verwiesen. Der Ausbruch eines blutigen Kampfes zwischen den beiden Hauptstaaten Griechenland's wurde indeß durch die Fortsetzung jenes Krieges der Spartaner gegen ihre Unterthanen, welcher der dritte Messenische heißt, noch verhindert. Zehn Jahre lang hielten sich die Messenier in Ithome, und die Spartaner mußten sie endlich, einem Delphischen Orakelspruche zufolge, mit Weibern und Kindern ziehen lassen (454). Die Athener nahmen diese Auswanderer gern auf, und wiesen ihnen den trefflichen Seehafen Naupaktus, den sie kurz vorher erst den Ozolischen Lokrern abgenommen hatten, zum Wohnsitz an. Die Erschöpfung Sparta's durch diese Begebenheiten brachte dem ihm verbündeten Mycenä den Untergang; denn die diesem feindseligen Argiver benutzten diese Zeit, es zu erobern und zu zerstören.

Athen seinerseits war mit weitaussehenden Unternehmungen gegen Persien beschäftigt. In diesem Reiche offenbarten sich Schwäche und beginnender Verfall seit dem verunglückten Versuche, Griechenland zu unterjochen, nach innen und außen. Xerxes sank unter dem Dolche seines Günstlings Artabanus, der sich selbst zum König machen wollte, aber in dem Versuche das Leben verlor. Der Sohn des Xerxes, Artaxerxes, mit dem Beinamen Makrocheir (Langhand), gelangte auf den Thron (465). Bald mußte er Aegypten unter der Leitung des Libyschen Königs Inarus in Empörung sehen; und die Athener, begierig, den Persern zu schaden, unterstützten diesen Abfall mit zweihundert Kriegsschiffen (460). Anfangs versprach Alles den glücklichsten Erfolg. Die Stadt Memphis ward bis auf die feste Burg erobert, und das Land den Persern fast ganz entrissen; vergebens bot Artaxerxes den Spartanern Geld, wenn sie Athen angreifen wollten; der damals noch fortdauernde Messenische Krieg lähmte ihre Kräfte. Doch auch die Athener hatten um diese Zeit Fehden mit Griechischen Nachbarstaaten zu bestehen. Wegen Megara, das von der Verbindung mit Sparta zu der ihrigen überging, geriethen sie mit den Korinthern in einen Krieg, und bald trat auch das stets feindliche Aegina gegen sie auf, aber mit schlechtem Glücke. Der Athenische Feldherr Leokrates besiegte die Aegineten in einer Seeschlacht, nahm ihnen zehn Schiffe,

landete auf der Insel selbst, und schritt zur Belagerung der eigentlichen Stadt. Jetzt, wo Athen in Aegina und in Aegypten hinlänglich beschäftigt schien, glaubten die Korinther dasselbe keines Widerstandes mehr fähig, und fielen in Verbindung mit den Epidaurern und anderen Peloponnesiern in das Megarische Gebiet ein. Allein Athen's Streitkräfte waren noch nicht erschöpft; ohne die Belagerung von Aegina aufzuheben, stellte es ein neues Heer auf, und der Anführer desselben, Myronides, vereitelte durch eine glückliche Schlacht (458) die Absichten der Feinde. Aegina wurde (456) genöthigt, sich den Athenern zu ergeben, verlor seine Schiffe und Mauern, und mußte sich zu einer jährlichen Geldabgabe verpflichten.

Die Macht Athen's würde nach solchen Vorfällen noch furchtbarer erschienen seyn, wenn nicht der Ausgang des Aegyptischen Krieges so unglücklich gewesen wäre. Ein neues Persisches Heer unter dem Megabyzus schlug die Aegypter, vertrieb die Griechen aus Memphis, und schloß sie auf der Insel Prosopitis ein. Achtzehn Monate hielten sie hier eine Belagerung aus, endlich mußten sie den Platz räumen (455). Von der großen Anzahl retteten sich nur Wenige durch Libyen nach Cyrene, und die großen Erwartungen, welche Athen von diesem sechsjährigen Kriege gehegt hatte, waren bitter getäuscht. Die Persische Regierung ihrerseits hatte zwar Aegypten, bis auf einige sumpfige Gegenden, die nicht zu bezwingen waren, und wo sich ein gewisser Amyrtäus hielt, wieder in ihre Gewalt gebracht, aber bald offenbarte sich ihre große Schwäche von Neuem. Inarus war auf Befehl des Hofes ans Kreuz geschlagen worden, worüber Megabyzus, der ihm das Leben zugesagt hatte, so zürnte, daß er sich empörte, und mit solchem Glücke, daß er dem Könige die Bedingungen der Aussöhnung vorschreiben konnte.

Um dieselbe Zeit führte eine Fehde zwischen Doris und Phocis eine unmittelbare feindliche Berührung der Athener und Spartaner herbei. Die Spartaner waren Doris, als ihrem Mutterlande, zu Hülfe gezogen, und hatten die Phocier bezwungen. Als sie nun zurückkehren wollten, hatten die Athener, als Freunde der Phocier, mit ihrer Flotte den Krissäischen Meerbusen besetzt, und den Landweg durch ihre Besatzungen in Megara und Pagä versperrt. Es blieb daher den Spartanern nichts anders übrig, als in Böotien noch zu verweilen. Dort wollten sie Theben behülflich seyn, seine seit den Perserkriegen verlorne Herrschaft über die Böotischen Städte wieder zu gewinnen, damit daraus gegen Athen eine ihnen befreundete Gegenmacht entstehen

könnte; auch traten die Feinde der Volksherrschaft in Athen mit den Spartanern in heimliche Unterhandlungen. Desto mehr eilte die herrschende Partei, die verhaßten Spartaner aus der gefährlichen Nähe zu vertreiben. Ein Heer, durch tausend Argiver und einen Haufen Thessalischer Reiter verstärkt, rückte in Böotien ein, wo es bei Tanagra zur Schlacht kam (457 v. Chr.; Ol. 80, 4). Der verbannte Cimon hatte sich bei dem Heere eingefunden und an der Schlacht Theil nehmen wollen; der Rath der Fünfhundert hatte aber aus Mißtrauen in seine Absichten dem Feldherrn ausdrücklich befohlen, ihn nicht zuzulassen. Ehe er fortging, beschwor er seine Freunde, welche, wie er, Lakonischer Gesinnungen verdächtig waren, sich wacker zu halten und den Argwohn durch Thaten zu widerlegen. Von dieser Rede begeistert, fochten sie so tapfer, daß sie Alle, hundert an der Zahl, fielen, doch verloren die Athener durch eine Verrätherei der Thessalier das Treffen. Die Spartaner, denen nun der Rückweg nach dem Peloponnes gebahnt war, begnügten sich statt weiterer Unternehmungen mit einer Verwüstung des Megarischen Gebiets. Und schon zwei Monate nach der Schlacht bei Tanagra stand Myronides mit einem neuen Athenischen Heere in Böotien, gewann bei Oenophyta einen vollständigen Sieg über die Thebaner (Anfangs 456), und machte die Böotischen Städte bis auf Theben, so wie die Phocier von Athen abhängig. Die Opuntischen Lokrer mußten zum Unterpfande ihrer Ergebenheit hundert Geiseln stellen. Andere Feldherren waren gegen den Peloponnes glücklich. Tolmides umsegelte diese Halbinsel, steckte das Schiffslager der Spartaner in Brand, eroberte die den Korinthern gehörige Stadt Chalcis, und schlug nach geschehener Landung die Sicyonier. Dieses Unglück erfuhren die Letzteren bald darauf zum zweitenmale von dem Perikles, der einen ähnlichen Streifzug gegen den Peloponnes unternahm, und von den Achäern und Argivern unterstützt auch Akarnanien angriff. Mitten unter diesen Kriegsunruhen wurde der schon früher begonnene Bau der langen Mauern vollendet. Bisher waren Stadt und Hafen von Athen zwar befestigt gewesen, aber getrennt, so daß sie bei einem Einfalle der Feinde in Attika leicht von einander abgeschnitten werden konnten. Jene Mauern verbanden nun die Stadt mit den Befestigungen des Piräeus, so daß beide feindlichen Angriffen als ein Ganzes entgegenständen.

Die schöne Selbstverläugnung und Vaterlandsliebe, welche Cimon vor der Schlacht bei Tanagra gezeigt hatte, und das Andenken an

seine vorige siegreiche Laufbahn, erweckten in Athen den Wunsch, ihn wieder zu besitzen, und Perikles trug selbst in der Volksversammlung auf seine Zurückberufung an. Kaum hatte sich Cimon wieder eingefunden, als er auch sogleich, seinem bekannten politischen System gemäß, um zweierlei Dinge sich bemühte, um den Frieden zwischen Athen und Sparta, und, was dann erst möglich war, um die Fortsetzung des Krieges gegen Persien. Allein besonders der erstern Absicht scheinen sich große Schwierigkeiten in den Weg gestellt zu haben, die in der großen Spannung beider Staaten und in dem gegenseitigen Mangel an Vertrauen lagen, so daß selbst ein Vermittler, wie Cimon, sie nicht sogleich überwinden konnte. Erst nach dreijährigen Unterhandlungen konnten sich Sparta und Athen vereinigen, und doch nur über einen fünfjährigen Waffenstillstand (450). Die dadurch entstandene Ruhe zu befestigen, eilte Cimon sogleich, die geschäftige Thätigkeit der Athener von aller Berührung mit den Griechen abzuwenden, und auf den allgemeinen Feind, die Perser, zu richten. An der Spitze von zweihundert Triremen (dreirudriger Schiffe) segelte er nach der den Persern unterworfenen Insel Cypern, deren Besitz höchst lockend für eine Seemacht seyn mußte, weil sie mit ihren Naturproducten allein ein Schiff vollständig auszurüsten im Stande war. Sechzig Schiffe sandte Cimon dem Amyrtäus, der sich noch in Aegypten hielt, auf sein Ansuchen, mit den übrigen belagerte er Citium auf Cypern.

Aber hier starb er (449), nach Einigen an einer starken Verwundung, nach Anderen an einer Krankheit, und da überdies die Athener anfingen, Mangel zu leiden, so hoben sie die Belagerung auf, gingen der Persischen Macht entgegen, und besiegten sie bei Salamis auf Cypern zur See und zu Lande. Es war die schönste Todtenfeier für den Helden, der bei dieser Unternehmung seine ruhmvolle Laufbahn geschlossen hatte. Mit ihm ruhten nun auch die Angriffe auf das Persische Reich für eine geraume Zeit, und die lange von einander gehaltenen Fluthen der Griechischen Kräfte stürzten bald nachher zu brausender Gährung gegen einander.

---

36. Athen auf seiner Mittagshöhe unter der Verwaltung des Perikles.

Nach dem Tode des Cimon trat der ältere Thucydides an die Spitze der Aristokratenpartei, da ihm aber das große Feldherrntalent seines Vorgängers mangelte, so konnte er auch kein Gegengewicht wider den

Perikles bilden, und zuletzt mußte er, durch den Ostracismus verbannt (444), ihm völlig weichen. Nun stand Perikles ohne Nebenbuhler da, und lenkte die leicht bewegliche Volksversammlung durch die Kraft und Milde seines Geistes und durch seine gewaltige Beredsamkeit ganz nach Gefallen. Ueber jede niedrige Selbstsucht war er erhaben, und seine Uneigennützigkeit, in der er gewiß selbst vom Aristides nicht übertroffen worden ist, war so groß, daß er während seiner Verwaltung sein Vermögen nicht um eine Drachme vermehrte. Diese Gesinnung trat um so bedeutender hervor, je reicher der Staat geworden, und je glänzender der Gebrauch war, den des Perikles Kunstsinn von diesem Reichthum machte.

Schon Cimon hatte angefangen, die eben zur schönsten Blüthe sich entfaltende Kunst in die Stadt einzuführen, aber dies war Bestreben eines Einzelnen. In den großartigen Unternehmungen des Perikles dagegen ging es aus dem erwachten Geiste des ganzen Staates und Volkes hervor. Neben der kriegerischen Herrschaft Athen's sollte auch die friedlichere der ewigen Kunst bestehen, welche freilich durch jene erst möglich wurde. Denn da die Abhängigkeit der Bundesgenossen von Athen nun immer entschiedener hervortrat, und sogar der Gesammtschatz von der Insel Delos nach Athen verlegt worden war, glaubte Perikles ihnen auch keine weitere Rechenschaft über die Verwendung ihrer Beiträge schuldig zu seyn, wenn sie nur gegen die Barbaren geschützt würden. In diesen Schatzungen fand er nun eine reiche Quelle, um die Kosten der erhabenen Kunstwerke zu bestreiten, in welchen er Athen den schönsten und glänzendsten Schmuck gab. Denn nur den Staat, das Ganze, sollte nach dem unter den Griechen herrschenden Sinne die Kunst verherrlichen, nicht der Prunkliebe Einzelner dienen. Die vorzüglichsten Meister der Bau- und Bildhauerkunst waren bei diesen Werken thätig, vor allen der unsterbliche, schöpferische Künstler Phidias, der Freund des Perikles, welcher das Ganze der Unternehmungen leitete.

Zunächst ward die Burg Athen's gänzlich umgeschaffen. Schon in der Straße, welche auf sie zuführte, ergriff den Fremden Staunen und Bewunderung. Er sah hoch über die gewöhnlichen Häuser erhaben ein breites glänzendes Säulenthor, ganz von Marmor, mit fünf hohen Durchgängen, und zu beiden Seiten mit großen Flügelgebäuden versehen. Zu dem prächtigen Thore führte eine der prächtigsten Treppen in der Welt, von vielen Stufen, so breit als das ganze Thor und ebenfalls von Marmor. Diese berühmten Propyläen oder Vor-

hallen*) waren ein Werk des Atheners Mnesikles; der Bau derselben kostete zweitausend und zwölf Talente.

Durch die Propyläen kam man in die eigentliche Burg. Im Innern des Hofes war der große marmorne Athenentempel, Parthenon genannt, ein vorzügliches Meisterwerk der alten Baukunst, in der Form eines länglichen Vierecks. Rings um alle vier Seiten lief eine Halle, die auf schönen Marmorsäulen ruhte. Wegen der Höhe des Felsens war das Parthenon von allen Seiten zu sehen, man mochte zur See oder zu Lande nach Athen kommen. Die darin aufgestellte Bildsäule der Athene, der Schutzgöttin der Stadt, in kolossaler Größe, sechs und dreißig Fuß hoch, war ein hochberühmtes Werk des Phidias, von Elfenbein und Gold gearbeitet. Der Künstler hatte anfangs Marmor dazu vorgeschlagen, als er aber zu den übrigen Gründen noch bemerkte, daß Marmor weit wohlfeiler sey: so verlangte das Volk gleich, er solle jene kostbaren Stoffe anwenden. Eine andre kolossale Statue derselben Göttin in Erz, von Phidias aus der Marathonischen Beute gegossen, stand auf der höchsten Spitze der Burg, so daß Helmbusch und Lanze den Seeleuten, wenn sie um Sunium schifften, in einer Entfernung von fünf Meilen schon entgegen leuchteten.

So große Summen alle diese und noch viele andere Bauten und Kunstwerke auch kosteten, so hatte Perikles doch für einen bedeutenden Schatz gesorgt. Auch gewann das Volk bei diesen Unternehmungen und der großen Thätigkeit, welche dadurch angeregt wurde, auf die mannichfachste Weise. Für die Aermeren eröffneten sich Erwerbsquellen, und für die mechanischen Arbeiten, welche die Ausführung so vielfacher Kunstwerke in Anspruch nahm, verbreitete sich große Fertigkeit und Geschick. Der Sinn für Schönheit, der aus jenen Werken der freien Kunst hervorleuchtete, ging auch auf die Gegenstände der Lebensbedürfnisse über, und die Erzeugnisse der Fabriken und Manufacturen Athen's wurden bald in allen den Gegenden gesucht, wohin es nur mit seinen Schiffen kam. Von dem Meere fast umströmt, ward es der Mittelpunkt eines großen und ausgebreiteten Handels, von dem es einen Jeden, vermöge seiner Herrschaft zur See, nach Willkür ausschließen, und durch denselben auf dem wohlfeilsten Wege seine Bedürfnisse eintauschen konnte. So führte es aus dem fruchtbaren Tau-

*) Die Propyläen sind bei dem Brandenburger Thore in Berlin nachgebildet worden; da aber alle übrige Umgebungen mangeln, kann nur ein geringer Theil jener großen Wirkung erzeugt werden.

rien eine große Menge Getreide für den Unterhalt seiner zahlreichen Bürger herbei (oben S. 269.) und holte aus den Thracischen Gebirgen die Masten und das Bauholz zu seinen Schiffen. Die bedeutenden Zölle, die aus diesem großen Handelsverkehr hervorgingen, bereicherten den öffentlichen Schatz nicht minder, als der Handel selbst die Einzelnen.

Diese Quelle des Reichthums, welche durch die Maßregeln des Perikles jetzt erst recht ergiebig wurde, beförderte die Richtung auf das Meer und die Beherrschung desselben, welche der Athenische Staat seit dem Themistokles genommen hatte, immer mehr, denn für einen großen Handel war Seeherrschaft nothwendig, die sich nicht ohne Kriege behaupten ließ. Das Interesse derjenigen Bürger, welche von dem Seehandel lebten und dadurch wohlhabend wurden, durchkreuzte sich nicht selten mit den Wünschen der Landbesitzer und Ackerbauer, und hieraus läßt sich mancher Kampf der Meinungen und Maßregeln in der folgenden Zeit erklären. Nach innen standen Handelsvortheil und Seewesen mit der Erhaltung und Befestigung der Demokratie in genauem Zusammenhang. Perikles begünstigte diese, wie wir wissen, auf alle Weise. Dahin gehört auch die von ihm eingeführte Besoldung für die Richter, und die Bezahlung der Theilnehmer an den Volksversammlungen, welche um dieselbe Zeit erscheint. Sie sollten zugleich dienen, die gefährliche Freigebigkeit Einzelner, dergleichen zum Beispiel Cimon gezeigt hatte, durch die Spendungen des reichen Staats zu verdrängen und die Bürger an denselben zu binden. An der Richterbesoldung konnten sehr Viele Theil nehmen, da die Richter aus dem Volke gewählt wurden, und ihre Anzahl sich zuweilen auf sechstausend belief, wo sie fast mit der Volksversammlung zusammenfloß *). Der Sold für die Theilnahme an der letztern war noch mehr im Interesse des Demokratismus, denn die Aermern, welche sie aus Trägheit, oder um ihrem Unterhalt nachzugehen, vernachlässigten, sollten dadurch zu einem recht fleißigen Besuche derselben angelockt werden, um durch ihre Anzahl dem Einflusse der aristokratisch Gesinnten entgegen zu wirken. Den Tadel der Verständigen und den Spott der Komödiendichter aber hat diese Einrichtung wohl verdient, denn sie trug dazu bei, den Demokratismus auf eine Höhe zu treiben, wo

*) Die tägliche Besoldung für die Richter sowol als für die in der Volksversammlung Erscheinenden betrug anfangs einen, später drei Obolen (2 Gr. 10 Pf.). Man sieht übrigens aus Aristoteles' Politik, daß auch in anderen Staaten diese Beförderungsmittel der Demokratie angewendet worden sind.

er bald in wilde Pöbelherrschaft umschlagen mußte. Hat nun gleich Perikles selbst an der Einführung dieses Soldes keinen Antheil *), so war sie doch der Richtung, in die er den Staat führte, nicht fremd, und fehlte sein Geist einmal, so fehlte auch der letzte Damm, der die Wogen abhielt, durchzubrechen.

Er selbst aber, so lange er lebte, verstand die bewundernswürdige Kunst, die Elemente, zu deren Aufregung er beigetragen, in Schranken zu halten, und so verdiente er das Vertrauen doppelt, mit welchem das Volk ihm, seinem Lenker und Führer, folgte, und ihn schützte **) bei seinen Unternehmungen und Anordnungen, die Athen zu einer außerordentlichen Größe erhoben. Denn jetzt vereinigte diese Stadt alle Seiten der Cultur in sich, und alle Richtungen menschlicher Thätigkeit gingen aus ihr als einem lebendigen Mittelpunkte hervor; ein Zustand, den man nicht besser beschreiben kann als mit den Worten des Xenophon. „Wer bedarf nicht der Stadt Athen? sagt er. Nicht alle Länder, welche reich sind an Korn und Heerden, an Oel und Wein? Nicht Alle, welche mit ihrem Verstande oder mit ihrem Gelde wuchern können? Handwerker, Sophisten, Philosophen, Dichter, Die, welche nach sehens- und hörenswerthen Dingen begierig sind, Die, welche schnell Vieles kaufen und verkaufen wollen, wo könnten sie dieses alles leichter erlangen als in Athen?“

---

37. Kämpfe Athen's bis zum Ausbruche des Peloponnesischen Krieges.

(448—432 vor Chr.)

Während sich das Innere Athen's unter des Perikles Leitung auf die beschriebene Weise ausbildete, war der Staat zugleich mit mancherlei Kämpfen beschäftigt, um sich die Bundesgenossen zu erhalten, und das eifersüchtige Sparta von sich abzuwehren. Beides glaubte der besonnene Perikles zu erreichen, wenn Athen weder nach neuen Erwerbungen

*) Böckh, Staatshaushaltung der Athener, Bd. I. S. 245.

**) Wenn daher die Gegner des Perikles auch sein eignes Ansehen nicht erschüttern konnten, so griffen sie dafür seine nächsten Umgebungen an, und zwar so, daß er selbst sie nicht retten konnte. Solchen Angriffen erlagen Anaxagoras und Phidias, Beide seine Freunde und die Pfleger seiner Ideen. Der erstere mußte Athen verlassen, der zweite wurde angeklagt und starb wahrscheinlich im Gefängnisse. Auch die schöne und geistreiche Aspasia, die Freundin, zuletzt die Gemahlin des Perikles, ward angeklagt, aber durch seine kräftige Beredsamkeit gerettet.

strebte, noch den Perserkönig durch Angriffe reizte, sondern nur auf das Nächste, auf die Verhältnisse Griechenland's sein Augenmerk richtete. Als die Spartaner, bei Gelegenheit eines Kampfes zwischen den Delphiern und Phociern um die Behauptung des Delphischen Heiligthums, den Ersteren beistanden, war Perikles gleich geschäftig, die Phocier wieder in den Besitz des Tempels zu setzen. Daß die Athener in einem unglücklichen Feldzuge allen Einfluß auf Böotien verloren, war nicht die Schuld des Perikles, der ihn sogar widerrathen hatte, sondern die des Tolmides, von der Gegenpartei*). Viele durch Athen's Einfluß vertriebene Böotier hatten sich nämlich in den Besitz mehrerer Städte gesetzt, und Tolmides, voll Vertrauen zu seinen vorigen glücklichen Zügen, wollte sie wieder verjagen, aber das Athenische Heer wurde bei Koronea geschlagen, und Tolmides selbst blieb (447).

Der unglückliche Ausgang dieses Unternehmens scheint für den Augenblick die Furcht vor Athen bei den Nachbarn vermindert zu haben, denn gleich darauf fiel Euböa ab. Dorthin ging Perikles mit Waffenmacht, aber kaum war er ans Land gestiegen, so rief ihn eine nähere Gefahr zurück. Megara, durch mancherlei Bedürfnisse an Athen gefesselt, aber dem Stamme nach Dorisch, hatte sich mit Peloponnesischer Hülfe empört und die Athenische Besatzung großentheils niedergemacht. Zu gleicher Zeit war auch der fünfjährige Waffenstillstand mit Sparta zu Ende gegangen, und die Spartaner fielen in das Attische Gebiet ein. Alle diese Gefahren wußte Perikles abzuwenden. Dem noch sehr jungen Spartanischen Könige Plistonax, welcher das Heer führte, war in dem Kleandridas ein Rathgeber zugesellt, welcher dem Reize des Geldes nicht widerstand. Die Spartaner gingen zurück, und Perikles führte nachher in der Rechnung zehn Talente für nothwendige Ausgaben auf, was ohne weiteres angenommen wurde. In Sparta wurden beide Heerführer zur Rechenschaft gezogen. Plistonax mußte die Stadt verlassen; der entflohene Kleandridas wurde zum Tode verurtheilt. Perikles wandte sich nun wieder gegen Euböa, und brachte die Abgefallenen zum Gehorsam zurück; aus der Stadt Chalcis vertrieb er die vornehmeren und reicheren Bürger, um hier, so wie wahrscheinlich auch in den anderen Städten der Insel, die Verfassung nach dem Muster Athen's in eine Volksregierung zu ver-

*) Es ist schon oben (S. 350.) bemerkt, daß erst 444 diese aristokratische Partei mit Thucydides unterlag. Es scheint, daß viele sehr angesehene Bürger in diesem Kriege fielen; von Klinias, dem Vater des Alcibiades, wissen wir es aus Plutarch.

wandeln, denn in dieser Aehnlichkeit der Verfassungen sah man das festeste Band zwischen dem herrschenden Staate und den Beherrschten.

Trotz aller dieser gegenseitigen Anreizungen und Feindseligkeiten überwog der Wunsch, Griechenland vor einem Kriege, welcher es an der Wurzel angreifen mußte, zu bewahren, in Sparta und Athen noch immer, und es kam (445) ein dreißigjähriger Friede zu Stande. Perikles muß die Nothwendigkeit, den Frieden wenigstens für jetzt noch zu erhalten, am lebhaftesten gefühlt haben, denn er kostete Athen manches Opfer. Es mußte die noch besetzten Städte Nisäa, Pagä und Trözen verlassen; wahrscheinlich bestätigte auch der Friede die schon geschehene Verzichtleistung auf Böotien und Megara. Im erstern Lande behielt Athen jedoch noch immer einigen Anhang. Gegen den letztern kleinen Staat entstand ein solcher Haß, daß den Megarern aller Verkehr nach Attika und den unterworfenen Häfen gänzlich untersagt wurde.

Nach dem Frieden wurde Samos Gegenstand der Aufmerksamkeit des Perikles. Diese Insel, welche durch ihre Macht und ihren Geist der Athenischen Seeherrschaft Gefahr zu drohen schien, war damals in einen Krieg mit Milet verwickelt, und Athen nahm sich des letztern an. Perikles erschien an der Spitze einer Flotte, die Samier mußten ihre oligarchische Regierungsform abschaffen, und Geiseln stellen. Als aber die Athener den Rücken gewandt hatten, erlangte die aristokratische Partei mit Hülfe des Persischen Satrapen in Sardes wieder die Oberhand. Sogleich folgte Byzanz dem Beispiele des Abfalls, und eine Persisch-Phönicische Flotte war bereit, den Samiern zu Hülfe zu kommen. Aber Perikles kam schnell wieder herbei, um ein Unternehmen zu unterdrücken, welches mit jedem Augenblicke an Bedeutung und Gefahr zunahm. Schwächer als die Samische Flotte, griff er sie dennoch an, und die durch ihn wohlgeübten Athenischen Seeleute trugen den Sieg davon. Die Stadt Samos wurde zu Lande und zu Wasser eingeschlossen, und Perikles ging mit der Hauptmacht den Phönicischen Schiffen entgegen. Dies machten sich die Samier, von Muth und Verzweiflung getrieben, zu Nutze; sie griffen die zurückgelassenen Schiffe an, schlugen sie, und waren wieder Herren des Meeres, bis Perikles zurückkehrte. Doch leisteten sie auch dann, sowol mit ihren Schiffen als hinter ihren Mauern, gegen die Perikles ganz neue Belagerungsmaschinen gebraucht haben soll, noch lange Zeit einen tüchtigen Widerstand. Im neunten Monat der Belagerung aber zwang sie Perikles zu Bedingungen, die ihre Macht völlig brachen. Sie

mußten ihre Mauern niederreißen, ihre Schiffe ausliefern, Geiseln stellen, und zweihundert Talente als Kriegskosten bezahlen (439). Auch Byzanz mußte sich wieder unterwerfen. Bei seiner Rückkunft hielt Perikles zu Ehren der bei Samos Gebliebenen eine so herrliche Rede, daß die Frauen, als er vom Rednerstuhl herabstieg, ihn mit Blumen und Bändern bekränzten, gleich einem Sieger in Wettspielen. Nur Elpinice, Cimon's Schwester, rief ihm im Geiste ihres Bruders zu: „bist du dieses Ruhmes werth, da du uns nicht, wie mein Bruder, im Kampfe gegen Phönicier und Meder, sondern bei der Unterjochung verwandter und befreundeter Städte, so viele und treffliche Bürger raubst?"

Athen, mit seinen zwanzig bis dreißigtausend freien Bürgern, bildete nun den Mittelpunkt eines Gebiets, welches die Alten ein Reich genannt haben. Von der Nähe Cypern's bis an das Schwarze Meer, und an den metallreichen Küsten Thracien's bis nach Euböa hin, erstreckte es sich, und an vierzig Inseln in diesem Theile des Meeres huldigten der seeherrschenden Stadt. Perikles strebte aber noch weiter, und wollte seine Vaterstadt an die Spitze eines noch größern Bundes stellen. Er that den Vorschlag, daß von allen Griechen in Europa und Asien jede große und kleine Stadt einen Abgesandten nach Athen, als dem würdigsten Vertreter von ganz Hellas, schicken solle, um zu berathschlagen über die Wiederherstellung aller Tempel, welche die Perser zerstört, über die Lösung der Gelübde, die Griechen in jenen Zeiten des Kampfs den Göttern gethan, und über die Angelegenheiten des Meeres, damit Alle es frei befahren möchten, und Alle in Frieden leben könnten. Aber dieser Gedanke, die schönste Blüthe der Kraft des Perikles und seiner Stadt, reifte nicht zur Frucht, denn die Lacedämonier widersetzten sich der Ausführung desselben mit aller Macht. Diese große Verschiedenheit der Richtung und des Sinnes in den beiden Staaten, der stets weiter schreitende und nach neuen Dingen begierige Geist der Athener, und das Verharren der Spartaner bei dem bestehenden Zustande und ihre darauf gegründeten Ansprüche, führten nunmehr von einzelnen Kämpfen zu einem großen über das Daseyn entscheidenden Kriege, dem berühmten Peloponnesischen, der wiederum einen neuen, merkwürdigen Wendepunkt für die Griechischen Verhältnisse bildet.


UNIVERSITY
FEB 24 1911
OF MICHIGAN

